DIE BEICHTE EINES KREUZFAHRERS

von

Dipl.Ing. Bertram Regius.

Der Jugend unserer Kirche gewidmet, auf daß sie den Irrwegen entgehe, auf denen wir gewandelt sind.

"These are shadows of the things,
that have been. That they are,
what they are, do not blame me."

(Aus dem "Christmas Carol" von
Charles Dickens.)

Ex libris
Karl Reinhard Trauner

ARMEEKOMMANDO
EVANG. ARMEEPFARRER
Dr. Werner PEYERL
TEL. 92 66 51 DW 73 19

XXXX

1140 Wien, Hütteldorferstraße 126

DIAKONIA 4 Themen aus Gesellschaft, Kirche Staat I

WIEN, 09.11.1976

Zl.: 491/76

Herausgabe von Informationen

An die
Evangelische Militärsuperintendentur
ALBRECHT KASERNE

Die APfarre/ev. beabsichtigt Nachrichten über Grenzbereiche zwischen Militär und Seelsorge an interessierte Kreise vornehmlich innerhalb des Bundesheeres herauszubringen. Mit dieser Form in zwangloser Folge erscheinender Informationen soll weder einem Pfarrblatt, das ein MilPfarrer etwa herauszugeben gedenkt, noch den Rundschreiben der Militärsuperintendentur Konkurrenz gemacht werden. Im Hinblick auf den wechselnden Inhalt, der auch von der Rückantwort abhängig ist, kann auch keine von vornherein feststehende Zielgruppe angesprochen werden, vielmehr ist im Verteiler voraussichtlich eine kleine, aber wechselnde Personengruppe vorgesehen.

Der evangelische
Armeepfarrer:

(Dr. PEYERL, MilObPfr)

Zum Inhalt dieser Nummer

"Die Beichte eines Kreuzfahrers" von Dipl. Ing. Bertram RHEGIUS, Presbyter und Schriftführer in der Evang. Gemeinde A. B. WIEN-LANDSTRASSE

WIEN, am 03 06 1985

Der Pfarradjunkt:
Gerhard Hein, Vzlt
(Gerhard HEIN, Vzlt)

V O R R E D E

Die vorliegenden Erinnerungen aus meinem Leben, die vor allem auch meine Erlebnisse und Erfahrungen bei und mit den "Kreuzfahrern" aus der Zeit zwischen 1923 und 1938 enthalten, sind zum ersten Male in den Jahren 1960 bis 1965 zu Papier gebracht worden. Die fertige Arbeit habe ich damals den führenden Männern unserer Kirche zugeschickt. Sie fand bei ihnen eine unterschiedliche Aufnahme. Einige von ihnen hüllten sich überhaupt in Stillschweigen, sodaß ich annehmen muß, daß sie das Kind meiner Feder - gelesen oder ungelesen - in den Papierkorb befördert haben.

Von anderen bekam ich kritische Stellungnahmen, für die ich sehr dankbar bin.

Von unserem damaligen Bischof D Gerhard May erhielt ich eine sehr wohlwollende, ermutigende Beurteilung.

Der Herr Bischof äußerte sich zuerst in einer vorläufigen Stellungnahme:

> "Was ich bisher gelesen habe, illustriert mir Vieles, was ich in dieser Form noch nicht wußte ..."

Der abschließenden Stellungnahme unseres damaligen Bischofs in einem weiteren Schreiben entnehme ich die folgenden Sätze:

> "Ich habe die Arbeit mit großer Aufmerksamkeit und Anteilnahme gelesen ..."
> "Sie haben in Vielem und wahrscheinlich in Entscheidendem recht ..."
> "Es wäre schön, wenn Ihre Erkenntnisse ... andere bewahren könnten ..."

Solche Worte aus solchem Munde bedeuten wohl für den, an den sie gerichtet sind, eine echte Ermutigung.
So habe ich denn die ganze Arbeit nochmals umgeschrieben, in der Form geglättet, sie ergänzt, bis auf den heutigen Tag fortführt und um einige Erlebnisse erweitert.
Am Inhalt hat sich gegenüber der ersten Fassung nichts Wesentliches geändert. Die Folgerungen, die ich aus meinen Erlebnissen ziehen muß, sind dieselben geblieben.

Wien, im Frühjahr 1975
Der Verfasser.

Da ich nun schon voriges Jahr in mein achtes Lebensjahrzehnt eingetreten bin und somit in einem Alter stehe, da der Mensch laut Bibel schon daran danken muß, sein Haus zu bestellen, so möchte ich jetzt auch diese Erinnerungsblätter in ihre endgültige Form bringen und bis zum heutigen Tage fortsetzen. Sollte mir jedoch ein längeres Leben auf dieser Erde beschieden sein, so möchte ich dann an dem vorliegenden Texte nichts mehr ändern. Etwa notwendig werdende weitere Ergänzungen möchte ich in diesem Falle in Form von Anmerkungen dem Hauptwerke anfügen.

Wien, im Sommer 1982
Der Verfasser.

I N H A L T S V E R Z E I C H N I S

		Seite
1.	Der Name	1
2.	Aus der Geschichte des Bundes	4
3.	Mein Weg durch den Kreis	10
4.	Revolte im Altkreis	27
5.	"Hast Du schon..." ?	32
6.	"Heute habe ich ...	33
7.	Mein Freund Jörg	34
8.	Besuch aus Graz	45
9.	Das Grazer Vaterunser	51
10.	"Wir sind nicht von denen, die da weichen..."	52
11.	Das Vokabel	53
12.	Ein Schulungsabend	55
13.	"Ober-Österreich"! - "Inner-Österreich"! - "Nieder-Österreich"! - "Österreich"!	56
14.	Der "Bubi" und seine "Spieß"gesellen	58
15.	Fünf Kreuzfahrerlieder (Lieder aus dem"D-K"Liederbuch)	61
16.	Kreuzfahrer-Bundestage (1931/1937)	76
17.	"Stillgestanden" und "Habt Acht"	109
18.	Von der Hollenburg nach Landskron	113
19.	Arbeitslager in Haus Landskron (1932/1934)	118
20.	Führerlager 1936	137
21.	Ein Studienkollege	141
22.	"Grenzland"-"Arbeit"	143
23.	Gemeindedienst	145
24.	"Wach auf ! Wach auf ! Du deutsches Land"!	149
25.	Dialog mit dem Rabbiner	151
26.	Das lähmende Entsetzen	152
27.	Die Heimkehr	157
28.	"An ihren Früchten werdet Ihr sie erkennen"!	183
29.	Ausklang	202

= = =

1.
DER NAME

Der offizielle Name des Bundes der Kreuzfahrer vor 1938 lautete:

"Kreuzfahrer, Bund deutscher evangelischer Jugend in Österreich".

Der Name "Kreuzfahrer" kam, wie noch so manches andere, was nicht gut war, aus Graz. Die Grazer Gruppen des Bundes hatten sich schon seit eh und je "Kreuzfahrer" genannt. Die Wiener dagegen hatten, als sie knapp nach dem Ersten Weltkrieg ihre Tätigkeit aufnahmen, für sich, in Anlehnung an reichsdeutsche Organisationen gleicher Zielsetzung den schlichteren Namen "B-K" (Bibelkreis) gewählt.

Später erschien der Führung anscheinend dieser schlichte Name als zu wenig zugkräftig und so wurde aus dem "B-K" zunächst der "Bund deutscher evangelischer Jugend in Österreich", der sich dann in weiterer Folge unter Grazer Einfluß seinen bis 1938 gültigen Namen "Kreuzfahrer" mit dem oben genannten Untertitel beilegte. Seit 1945 heißt es nun:

"Kreuzfahrer, Bund österreichischer evangelischer Jugend."

Die Mutter eines lieben Freundes sagte mir einmal, mit dem "B-K" sei es von dem Augenblick an bergab gegangen, als er seinen schlichten Namen gegen das hochtrabende Wort "Kreuzfahrer" vertauscht habe. Sie hatte zwei Söhne beim Bunde gehabt, der Ältere der Beiden hatte den "B-K" von dessen ersten Anfängen an miterlebt, so sollte man ihre Aussage schon irgendwie ernst nehmen.

Wie mag man gerade auf diesen Namen verfallen sein ?

Vielleicht spielten bei dieser Namensgebung romantische Vorstellungen eine gewisse Rolle, vielleicht hoffte man, gerade mit diesem Namen auf junge Menschen mehr Eindruck zu machen, ihre Begeisterungsfähigkeit mehr anzusprechen.

Wären die Väter dieses Namens in der Geschichte des Mittelalters besser zu Hause gewesen, so hätten sie vielleicht doch lieber einen anderen Namen gewählt. Die alten Kreuzfahrer des Mittelalters waren nämlich im allgemeinen keineswegs Vorbilder christlicher Tugenden. Einer der Führer der deutschen Evangelischen Kirche hat es ja einmal ganz klar ausgesprochen:

"Die Kreuzfahrer benahmen sich im Heiligen Lande weithin so, als würde der Auftrag des HERRN nicht lauten:

"GEHET HIN IN ALLE WELT UND L E H R E T ALLE VÖLKER"! sondern

"Gehet hin in alle Welt und b r i n g e t u m alle Völker"!

und durch die Greueltaten, die die damaligen Kreuzfahrer im Ver-

laufe ihrer Kriegszüge im Morgenlande begangen haben, ist der Ruf des christlichen Abendlandes im Vorderen Orient auf Jahrhunderte hinaus untergraben worden".

Bei der damaligen Wahl dieses Namens, beim damaligen Namenswechsel fanden jedoch solche Überlegungen anscheinend keine Berücksichtigung, und so hieß es denn statt "B-K" etwa ab 1930 "Kreuzfahrer, Bund deutscher evangelischer Jugend in Österreich".

Wir waren also ein "Bund". Wehe dem, der da gewagt hätte, uns etwa einen Verein zu nennen. Unter einem Bunde verstanden wir nämlich etwas ganz Besonderes - eine enge, eine "verschworene" Gemeinschaft von Gesinnungs- und Kampfgenossen. Die harte Wirklichkeit entsprach dann natürlich nicht ganz dem romantischen Bilde in unseren Köpfen.

Wir nannten uns einen "Bund deutscher evangelischer" "Jugend. Sogar in der offiziellen Bezeichnung, im offiziellen Namen des Bundes, stand also das Wort "Deutsch" vor dem Adjektiv "Evangelisch". Wir waren aber doch eine von der evangelischen Kirche aufgezogene Jugendbewegung; so hätte im Namen unseres Bundes doch eigentlich zuerst "Evangelisch" und dann erst "Deutsch" stehen sollen. Gerade auf diese Reihenfolge der Eigenschaftswörter in der Bundesbezeichnung waren wir noch besonders stolz.

Ich erinnere mich noch deutlich an ein Gespräch, das ich damals mit einem katholischen Mitschüler geführt habe. Er war Mitglied des "KDSB" des "Reichsbundes der katholisch-deutschen Jugend Österreichs" und ich fragte ihn demgemäß:

"Was bist Du zuerst - Katholik oder Deutscher"!?

"Zuerst bin ich Katholik, dann erst Deutscher"! antwortete er.

"Siehst Du"! gab ich ihm triumphierend zurück. "Ich bin zuerst Deutscher und dann erst Protestant"!

Auf dieses Bekenntnis war ich damals noch besonders stolz. Heute bin ich der Meinung, daß damals wie heute selbstverständlich im offiziellen Bundestitel der "Kreuzfahrer" dem Worte "Evangelisch" die erste Stelle, also vor "Deutsch", gebührt hätte und gebühren müßte. Wenn in jener Zeit sogar im offiziellen Namen des Bundes "Deutsch" vor "Evangelisch" stand, so durfte man sich später wirklich nicht wundern, wenn Bundesangehörige,,die sich vor die Wahl zwischen "Deutsch" und "Evangelisch" gestellt glaubten, den Bund verließen und sich anderen Vereinigungen zuwandten.

Die Schlußworte unseres Bundesnamens "in Österreich" endlich bedeuteten nur eine rein geographische Ortsangabe, die andeuten sollte, daß der "Bund" sein Arbeitsgebiet eben in Österreich hatte. Die Betonung lag auf dem Worte "IN". Ebenso und mit

gleichem Nachdruck hätte es etwa heißen können:

"Bund deutscher evangelischer Jugend bei den Papuas, den Hottentotten oder den Botokuden".

Zu unserer Heimat Österreich, zu dem Lande, dessen Staatsbürger wir doch alle waren, hatten wir keine wie immer geartete menschliche Beziehung. Österreich war für uns noch immer das Land der Gegenreformation, es war das Land, in dem einst die Scheiterhaufen für die Ketzer gelodert hatten, für uns war es das Land, in dem jederzeit eine neue Gegenreformation losbrechen konnte, wenn sie nicht - konnte man es wissen ? - gar im Geheimen bereits angefangen hatte.

Dieses negative Bild unseres Heimatlandes und unseres Staates, das in unseren Köpfen spukte, hat dann während all der Jahre bis 1938 unsere Haltung gegenüber unserem Staate stark beeinflußt Darüber ob und wie diese negative Haltung gegen den Staat von der Bibel her zu begründen gewesen wäre, hat sich während dieser ganzen Zeit anscheinend bei uns niemand den Kopf zerbrochen.

- - -

2

AUS DER GESCHICHTE DES BUNDES

Die Keimzelle des österreichischen "B-K" war ein Kreis von Mittelschülern, die sich unmittelbar nach dem ersten Weltkriege im siebenten Wiener Gemeindebezirk - Auf dem "Neubau"- unter der Führung von Theologiestudenten im Hause des "Christlichen Vereines Junger Männer" (CVJM) - Neubaugürtel 26 - versammelten. Dort hielt man regelmäßige Zusammenkünfte, bei denen man in der Bibel las und dann den gelesenen Text auslegte.
So bildete sich dort der erste Schülerbibelkreis Wiens. ("B-K")
Die Bewegung des "CVJM", die ihre Tätigkeit nicht nur auf Mittelschüler beschränkte, war schon früher aus den angelsächsischen Ländern nach Österreich getragen worden. Der "CVJM" hatte sich unter anderem während des ersten Weltkrieges große Verdienste um die Betreuung der Kriegsgefangenen erworben.

In den Jahren 1922/23 begann dann die Arbeit des "B-K" auch im ersten Wiener Gemeindebezirk - In der "Inneren Stadt" -, zunächst in der Torkanzlei der lutherischen Stadtkirche, Dorotheergasse 18. Im Jahre 1926 wurde dann im Gebäude der Stadtkirche auch ein Jugendheim eröffnet, das in der Folge neben den Räumen auf dem Neubaugürtel zum zweiten Wiener Mittelpunkt des "B-K" werden sollte.

Aus dem ursprünglichen Jungkreis "Innere Stadt" für die Schüler der untersten Mittelschulklassen wurde im Laufe der Zeit ein Mittelkreis für die Vierzehn- bis Sechzehnjährigen, dann ein Altkreis für die Angehörigen der obersten Klassen und schließlich der "Alterenkreis Wien" für die Hochschüler. Daneben entstanden weitere Kreise in Hietzing, Währing und anderen Wiener Bezirken, aber auch in Mödling, Klosterneuburg und anderen Orten in der näheren Umgebung von Wien. Die weibliche Mittelschuljugend bildete Mädchenbibelkreise, den "M-B-K".

Jeder Kreis bekam nun einen Wimpel, der bei Festlichkeiten aber auch bei Wanderungen und sonstigen Anlässen dem Kreise vorangetragen wurde.

Der Bund verfügte nun auch über ein eigenes Abzeichen für seine Vollmitglieder - es zeigte ein silbernes Kreuzschwert auf blauem Grunde. In der Bundessprache nannte man es offiziell das "Bundeszeichen" oder kurz das "Zeichen" - zum Unterschied von dem einfacher gestalteten Jungkreiszeichen mit blauem Schilde ohne Kreuzschwert.

Zweimal im Jahre, im Frühjahr und im Herbst, hielt der Bund

"Schild-und-Schwertleite". Dies war eine kirchliche Feier, in deren Verlauf neue Wimpel geweiht wurden und bei der diejenigen von uns, die das "Zeichen" noch nicht hatten, es jedoch zu haben wünschten, nach Ablegung einer feierlichen Verpflichtung ihr "Zeichen" aus der Hand ihrer Kreisführer empfingen.

Die viertägigen Schulferien zu Pfingsten boten dem "Bunde" die willkommene Gelegenheit, alle seine Angehörigen, Knaben und Mädchen, an einem geeignet erscheinenden Orte des Österreichischen Bundesgebietes zu einem gemeinsamen Treffen zu vereinigen.

Während der großen Sommerferien hielt man Ferienlager, die Knaben zuerst auf der romantischen Hollenburg bei Maria Rain in Kärnten südlich Klagenfurt, dann - seit 1930 - im eigenen Heim "Haus Landskron am Ossiachersee", die Mädchen hatten ihre eigenen Ferienlager; sie brachten es aber bis 1938 nicht zu einem eigenen Ferienheim.

In den äußeren Dingen ahmte man den"Wandervogel" nach und die diesem gleichgestimmten Jugendbünde: Die Festtracht der männlichen Bundesglieder bestand aus Lederhose und weißem Schillerhemd mit Überschwung und Schulterriemen, dazu weißen kniefreien Strümpfen; diese waren nach 1933 auch ein Kennzeichen der dann verbotenen Nationalsozialisten. Die Mädchen gingen im Dirndlkleide. Gleich dem Wandervogel hatten wir Alkohol und Nikotin abgeschworen. Diese Erziehung zur Enthaltsamkeit erscheint mir auch heute noch als eine der besten Seiten des "Bundes".
Beim Schreiben bevorzugten wir die Kurrentschrift gegenüber den Lateinbuchstaben. Sogar die Bundesschreibmaschine war mit gotischen Lettern ausgestattet.
Um 1930 verfügte der "Bund", der sich damals den zugkräftigeren Namen "Kreuzfahrer" zulegte, in Wien und in Graz bereits über eine stattliche Anzahl von Maturanten und Hochschülern.

Zu jener Zeit war das Wandern unter der Jugend wohl verbreiteter als heutzutage und so mancher Generaldirektor, Stadtplaner oder sonstige höhere Würdenträger von heute mag gerne der Zeiten gedenken, da er mit gleichalterigen Kumpanen zu Fuß oder zu Rade durch das Land zog, in Zelten, Jugendherbergen oder bei Bauern übernachtete und billigst eingekaufte Lebensmittel am Lagerfeuer im mitgeführten Kochkessel zubereitete, wobei das damalige frugale Mahl besser mundete als heute die erlesensten Speisen.

Von 1930 an gab es bei den Kreuzfahrern von Jahr zu Jahr immer mehr solche "Fahrten". Man trachtete stets danach, mit möglichst wenig Geld auszukommen. Viele von uns wurden auf diese Weise wahre Lebenskünstler und wirkliche Meister auf dem Gebiete des Sparens.

Jetzt begann der "Bund" auch über das Staatsgebiet der damaligen Republik Österreich hinauszugreifen. Von Wien aus fuhr man in die nahe Slowakei, die Grazer unternahmen Fahrten in den Banat und in die Bacska, ja sogar durch Rumänien bis Siebenbürgen und nach Bessarabien. Von Landskron aus besuchte man Südtirol, eine Gruppe kam einmal sogar bis nach Athen.

Als Folge solcher Auslandsfahrten bildeten sich dann auch in Jugoslawien Kreuzfahrergruppen. Vor allem in den Städten mit vorwiegend deutscher Bevölkerung, aber auch in Agram-Zagreb und in der Reichshauptstadt Beograd entstanden jetzt Kreise der Kreuzfahrer. Diese jugoslawischen Kreuzfahrer konnten sich nun doch wohl nicht gut wie wir "Bund deutscher evangelischer Jugend in Österreich" nennen. Damit hätten sie ja in aller Öffentlichkeit klar und unmißverständlich zum Ausdruck gebracht, daß sie das Land, in dem sie wohnten, noch immer als zu Österreich gehörig ansahen. Das hätte ihr Staat wohl auf keinen Fall geduldet.

So nannten sie sich wahrscheinlich "Kreuzfahrer, Bund deutscher evangelischer Jugend in Jugoslawien", wobei das Wörtchen "in" bei ihnen womöglich noch mehr als bei uns nur allein die rein geographische Ortsbezeichnung andeuten sollte.

Daß sie staats- und auch völkerrechtlich Bürger des "Königreiches der Serben-Kroaten-und-Slowenen", also Untertanen des Königs in Belgrad waren, haben sie jedenfalls nie zur Kenntnis nehmen wollen. Mit dem Gehorsam gegen die Obrigkeit nahmen sie es anscheinend genau so wenig ernst wie wir in Österreich. Wie schwankend der Boden war, auf dem sie standen, und welch ein Verderben sie durch diese Haltung auf sich herabbeschworen, ist ihnen wohl erst dann zu Bewußtsein gekommen, als es zu spät war.

Der Verkehr zwischen uns und den Kreuzfahrern Jugoslawiens war in den Jahren nach 1932 sehr rege. Die Behörden jenseits der Grenze haben jedenfalls die häufigen Besuche von Kreuzfahrern aus Österreich in ihrem Lande und die ebenso häufigen Besuche jugoslawischer Kreuzfahrer im Nachbarlande mit Mißvergnügen registriert; wohl mit dem gleichen Mißvergnügen, mit dem seinerzeit vor 1914 die Behörden Österreich-Ungarns die damals häufigen Besuche kroatischer und serbischer Mittelschüler aus Bosnien und den anderen damals noch zur Monarchie gehörenden Ländern in Serbien zur Kenntnis genommen haben. Man tat zunächst nichts dagegen, ließ vorerst alles geschehen, beobachtete aber die Vorgänge umso genauer und vermerkte alles sorgfältig für den Tag der endgültigen Abrechnung.

In Österreich selbst ist der Bund der Kreuzfahrer nach 1930 vo

Jahr zu Jahr stetig gewachsen. Besonderen Zulauf hatten wir in den Jahren 1933/34, als nach dem Verbot ihrer Partei die jungen Nationalsozialisten in Scharen bei uns Zuflucht suchten.

Es wäre nun eine schöne, eine wahrhaft christliche Aufgabe gewesen, den Verfolgten Zuflucht zu gewähren, sie zu trösten, das Böse in ihnen mit Gutem zu überwinden, dem Haß, der in ihnen tobte, die Liebe entgegenzusetzen und ihnen das Evangelium zu predigen und vorzuleben. Leider zeigte es sich klar und eindeutig: Die Liebe bei den Kreuzfahrern war dem Hasse, der von außen her in den Bund hineingetragen wurde, nicht gewachsen.

Vielleicht konnte man dem Bösen auch darum nicht mit aller Entschiedenheit widerstehen, weil unsere Kirche auf die Unterstützung, die ihr unsere Bruderkirchen aus dem Deutschen Reiche gewährten, angewiesen war. Diesen Geldstrom, so mußte man wohl befürchten, hätte die Reichsregierung sofort unterbrochen, wenn sie gemerkt hätte, daß uns bei den Vielen, die jetzt aus politischen Gründen zu uns stießen, ein echter Bekehrungserfolg beschieden gewesen wäre. Das noch aus der "Systemzeit" stammende Devisengesetz gab ihr ja ein wirksames Mittel dazu in die Hand.

So konnte der "Bund" den bösen Geistern keinen wirksamen Damm entgegensetzen und sie wurden immer mächtiger. Im Frühjahr 1937 traten die Grazer Gruppen, die sich immer am radikalsten gebärdet hatten, aus dem Bunde aus. Im März 1938, beim "Anschluß", ist dann die Weltgeschichte auch über den ganzen Kreuzfahrerbund hinweggegangen. Damals mußte unsere Kirchenleitung wie so vieles andere auch die Jugend, die ihr bisher anvertraut gewesen war, "vertrauensvoll" in die Obhut des Deutschen Reiches übergeben und sie in die neue staatliche Jugendorganisation - in die "HJ"(Hitler-Jugend)eingliedern lassen.

Damals habe ich einen Führer unserer Kirche daran erinnert, daß die Führer des reichsdeutschen "B-K" im Jahre 1933 gerade diesen Schritt nicht hatten über ihr Gewissen bringen können. Ehe sie sich dazu bereit gefunden hätten, die ihnen anvertraute Jugend in die "HJ"eingliedern zu lassen, zogen sie es vor, ihre Organisation aufzulösen und selbst ins Gefängnis zu gehen.

Auf diesen Hinweis erhielt ich die Antwort:

"Was wollen Sie ! Wir können doch jetzt keine Opposition machen !

Sicher konnte unsere Kirche damals keine Opposition machen, dies vor allem schon deshalb nicht, weil auch von ihren eigenen Leuten damals kaum jemand eine solche Haltung verstanden hätte. Darum konnte man sich damals nicht getrauen, an so etwas auch nur zu denken.

Trotzdem sollten wir es, glaube ich, niemals vergessen: Das war

eben der Unterschied zwischen dem reichsdeutschen "B-K" und unserer kirchlichen Jugendorganisation:

Die Entscheidung, vor der man stand, war wohl in beiden Fällen die gleiche. Die äußere Situation, mit der man zu rechnen hatte - 1933 in Deutschland und 1938 in Österreich - war auch wohl annähernd die gleiche. Auch das Risiko, das dahinterstand, die Gefahr, der man sich aussetzte, wenn man eine "nicht genehme" Entscheidung traf, war wohl hier wie dort annähernd gleich. Und trotzdem. Die draußen brachten es NICHT über ihr Gewissen, wir aber SCHON; darin bestand eben der Unterschied zwischen ihnen und uns.

Die Kreuzfahrer in Jugoslawien wurden von den Ereignissen des Jahres 1938 zunächst nicht berührt. Sie konnten ihre Tätigkeit jedenfalls einstweilen ungestört fortsetzen, wahrscheinlich mit noch stärkerem politischem Akzent als bisher. Darüber, daß ihr Bruderverein in Österreich nun aufgelöst worden war, haben sie sich wohl nicht allzuviel Kopfzerbrechens gemacht.

"Seine historische Aufgabe war erfüllt", pflegten die Nationalsozialisten in ähnlich gelagerten Fällen zu sagen. Den Normalkreuzfahrer in Österreich hat es auch innerlich kaum berührt, daß im Jahre 1934 im Dritten Reich unser Bruderverband der Auflösung verfiel.

So sind denn auch die Kreuzfahrer in Jugoslawien ihren Weg weitergegangen - bis zu dem furchtbaren Ende, das dann in den letzten Monaten des zweiten Weltkrieges und nach Kriegsende die Deutschen im Südosten ereilt hat. Nach dem Kriege hatte ich zunächst von den Kreuzfahrern Jugoslawiens überhaupt nichts mehr gehört. So mußte ich wohl annehmen, daß es keinem von ihnen vergönnt war, diese schrecklichen Zeiten zu überleben. Erst später habe ich erfahren, daß es durch Gottes Gnade doch einer größeren Anzahl von ihnen geglückt ist, dem Verderben zu entrinnen.

Welch schreckliche Erlebnisse müssen sie wohl alle in jener Zeit gehabt haben - die, denen es gelang, zu entkommen, und erst recht die, denen dies nicht gelang ?!? Womit haben wir in Österreich es verdient, daß uns - einstweilen - solch ein Schicksal erspart geblieben ist, daß wir unsere Heimat behalten durften ?
Wir waren ja nicht um ein Haar besser als die drüben.

Am Jüngsten Tage werden uns auch die Kreuzfahrer Jugoslawiens anklagen und uns den Vorwurf machen, daß wir sie zu wenig gewarnt haben ! Hätten wir aber unsere Bibel genauer gelesen, so hätten wir es doch merken und erkennen müssen:

Der Apostel Paulus spricht im 13. Kapitel seines Römerbriefes nur von der Obrigkeit, die "GEWALT" über uns hat. Ob diese

Obrigkeit ihr Amt nun "rechtmäßig" errungen hat, oder, ob sie es"zu Unrecht" ausübt, ist für ihn eine so nebensächliche Frage, daß er auf sie gar nicht eingeht.

Hätten wir dabei auch noch bedacht, welche Obrigkeit der Apostel vor Augen haben mußte, als er seinen Brief an die Römer schrieb , so hätten wir auf den Gedanken, man brauche einer "ungerechten"oder "durch Unrecht an die Macht gelangten" Obrigkeit nicht zu gehorchen, doch gar nicht verfallen können.

Denn des Paulus Obrigkeit war ja das heidnische Römerreich des Kaisers Nero, jenes Kaisers, der in seinen letzten Regierungsjahren die entsetzlichsten Verfolgungen über die junge Christengemeinde verhängt hat. Unter Neros Großoheim Tiberius war der HERR gekreuzigt worden und von da an hatte das Christentum stets mit der völligen Ablehnung, mit der Todfeindschaft des römischen Kaiserstaates rechnen müssen. Dennoch galt die Forderung dessApostels auch für die Haltung seiner Schüler gegenüber diesem Staate. Auch einer solchen Obrigkeit sollten die Christen gehorsam sein.

So hätte also auch unsere Einstellung gegenüber unserer Obrigkeit eine ganz andere sein müssen. Dann wären wir vielleicht auch fähig gewesen, durch unser Beispiel auch die Kreuzfahrer Jugoslawiens zu einer dem Evangelium gemäßeren Haltung gegen ihre Obrigkeit zu bewegen. So aber haben wir sie durch unser schlechtes Beispiel wahrlich noch in ihrem verkehrten Handeln bestärkt und sie rannten in ihr Verderben....

\- - -

3

MEIN WEG DURCH DEN KREIS.

Meine frühesten "B-K" Erinnerungen gehen in die ersten Jahre meiner Mittelschulzeit zurück. Damals, in den Jahren 1922/23, versammelte sich unter der Führung des damaligen Technikstudenten Hans Klein ein Kreis von Primanern in der Torkanzlei der Wiener lutherischen Stadtkirche in der Dorotheergasse. Hans Klein spielte und sang mit uns, ab und zu las er uns auch aus Jugendbüchern vor, in der warmen Jahreszeit machte er mit uns auch kleinere Ausflüge.
Einmal, an einem Samstage, zog der ganze Kreis hinaus in die Lobau - eine kleinere Donauinsel - um Blumen zu pflücken. Diese sollten wahrscheinlich dann beim sonntäglichen Gottesdienste zum Schmucke des Altares verwendet werden.

Gleich beim ersten Kreisnachmittage, den ich mitmachte, hatte man uns mittels eines Projektionsapparates - eines "Bildwerfers" - sagten die Deutschbewußten - schöne Bilder der romantischen Hollenburg gezeigt, die in Kärnten, südlich der Landeshauptstadt Klagenfurt, auf einem Hügel hoch über dem Drautale lag. Dort hielt damals der "B-K" - Sommer für Sommer- seine Ferienlager für Buben ab. Die Burg hatte vor nunmehr vier Jahren auch in den Kärntner Abwehrkämpfen eine Rolle gespielt.

Auf diese ersten "B-K"-Erlebnisse folgte bei mir zunächst eine längere Pause, ich kam erst im Jahre 1925 wieder mit dem Kreise in Berührung. Aus dem Jungkreise war mittlerweile ein Mittelkreis geworden, dem jedoch eine große Zahl der Buben, die mir schon von früher her kannte, treu geblieben war.

Aus der düsteren Torkanzlei war man in den helleren Gemeindesaal im ersten Stock des Gebäudes übersiedelt und der Kreis hatte auch einen neuen Führer bekommen - den damaligen zweiten Vikar der Pfarrgemeinde Wien-Innere Stadt. Dieser ist dann später zu einer der höchsten Stellen in der Hierarchie unserer Kirche aufgerückt.

Wir waren nun schon etwas älter und, wie anzunehmen war, auch verständiger geworden, so standen die Spiele, mit denen man uns unterhielt, sowie die bildenden und belehrenden Erzählungen, die man uns vorlas, auf einer höheren Stufe als früher in den Zeiten des Jungkreises.

Eine neue Einführung aber gab es nun gegenüber den Gepflogenheiten des Jungkreises. An jedem Kreisabend wurde eine Bibelstelle gelesen und besprochen.
Ich erinnere mich noch genau daran, wie entsetzt ich war, als ich

damals zum ersten Male solch ein "Bibelstudium" - so lautete die offizielle Bundesbezeichnung - mitmachte. Nach meinen damaligen Begriffen war die Bibel ein Lehrbuch, das in den Religionsunterricht gehörte, genau so wie eben auch die anderen Lehrbücher ihren jeweiligen Unterrichtsgegenständen zugeordnet waren.
Daß man hier in der Bibel las, kam mir damals genau so vor, als hätte jemand etwa eine lateinische Grammatik oder ein Rechenbuch hervorgezogen, um uns daraus vorzulesen.

Bei diesem meinem ersten Bibelstudium besprach man den wunderbaren Fischzug auf dem See Genezareth. Ich beschloß bei mir, Opposition zu machen, und es bot sich mir auch eine passende Gelegenheit dazu: Nach der Aussprache richtete der Kreisführer an uns alle die Frage, ob irgend einem von uns an dieser Geschichte noch etwas Besonderes aufgefallen sei. Da meldete ich mich und sagte:

"Das Netz ist zerrissen!"

Natürlich brach der ganze Haufe sofort in ein brüllendes Gelächter aus und der Kreisführer hatte Mühe, die Gedanken seiner Leute wieder in die von ihm gewünschten Bahnen zu lenken.

Ob er wohl meine stille Bosheit geahnt hat?

Mit der Zeit habe auch ich mich dann an das Bibelstudium gewöhnt. Heute aber kann ich nur wünschen, wir hätten diese Arbeit zu jeder Zeit ernster betrieben und auch ernster genommen als es leider manchmal der Fall war. Ebenso kann ich heute nur hoffen und wünschen, daß das Wort vom zerrissenen Netze nicht an uns selbst in Erfüllung geht! Möge es nicht so sein, daß wir Kreuzfahrer schließlich zu jenen Fischen gehören, die - fast schon eingefangen - durch die Lücken des zerrissenen Netzes wieder davonschwimmen!

Im Jahre 1926 übersiedelten unsere Kreise in das Jugendheim, das inzwischen im Gebäude der lutherischen Stadtkirche neu eingerichtet worden war. Wir waren nun wieder etwas älter geworden, so gab es bei uns auch schon etwas anspruchsvollere Lektüre - wir lasen in unserem Kreise Karl Schönherrs "Glaube und Heimat".

Eine schöne Gewohnheit hatte sich in diesen Jahren bei uns eingebürgert: Um die Gemeindeschwester zu entlasten, hatten unsere Kreise die Aufgabe übernommen, zu Weihnachten und zu Ostern den von der Pfarrgemeinde betürsorgten alten und kranken Menschen Liebesgaben ihrer Gemeinde zu überbringen. Für uns junge "B-K"ler war das wohl die erste Konfrontierung mit sozialen Problemen in unserem Leben.

Das Vorherrschen des bürgerlichen Elementes in unserer Kirche, der die Bauern weithin und die Arbeiter zur Gänze fehlen - dies ist auch heute noch zu spüren! - machte sich in unseren Jugendkreisen

noch in verstärktem Maße bemerkbar: Unsere Leute entstammten zumeist wohlhabenderen Familien; soziale Fragen standen unserem damaligen Gesichtskreise überhaupt ferne. Da hätte uns allen eine stärkere Mitarbeit in der Gemeindefürsorge nur nützen und uns auch den Blick für die Nöte unserer Mitmenschen schärfen können. Vielleicht hätte uns dies auch vor manchem Irrwege unserer späteren Jahre bewahrt.

Aus unserem Mittelkreise wurde mit der Zeit ein Altkreis. Wir waren nun schon alle in der Obermittelschule und kamen jetzt allmählich in ein Alter, in dem der junge Mensch besonderen Gefahren ausgesetzt ist, über die ihn seine Erzieher in taktvoller Weise aufklären sollen. An einem unserer Abende brachte daher einer aus unserem Kreise ein damals weitverbreitetes Jugendbuch zu uns. Der Titel dieses Buches lautete "Helmut Harringa", sein Autor nannte sich Helmut Poppert. Dieses Buch lasen und besprachen wir dann in unserem Kreise.

Diese Erzählung spielt in Hamburg, das sich wie auch andere Hafenstädte durch eine besondere sittliche Verkommenheit auszeichnet. Helmut Harringa, der Held der Geschichte, ist ein junger Hamburger Gerichtsbeamte aus gutbürgerlicher Familie, der allen auf ihn einstürmenden Versuchungen tapfer widersteht und der schließlich ein blondes Mägdelein findet, das genau so geartet und genau so charakterfest ist wie er. Wie die Erzählung dann fortschreitet und wie sie endet, brauche ich wohl nicht zu berichten. Der Gang der Handlung gibt dem Verfasser dann reichlich Gelegenheit, auf Fragen einzugehen, die für heranwachsende junge Menschen wichtig sind, und so auf seine Leser erzieherisch einzuwirken. Leider hat das Buch einen Schönheitsfehler: Es spricht aus ihm kein christlicher Geist. Eine Stelle, die mir in Erinnerung geblieben ist, zeigt dies besonders deutlich:

Der wackere Helmut Harringa hat nämlich einen jüngeren Bruder namens Friedrich Harringa; dieser ist leider nicht so charakterfest wie sein älterer Bruder. Friedrich trinkt einmal während einer Studentenveranstaltung mehr Alkohol als für ihn gut ist. Dadurch enthemmt gerät er in ein übel berüchtigtes Lokal - an solchen ist bekanntlich auch in Hamburg kein Mangel. Gleich danach bekommt er jedoch die Folgen seines verantwortungslosen Leichtsinnes zu spüren. Der Arme ist nun dazu gezwungen, einen Spezialarzt aufzusuchen und dieser eröffnet ihm die traurige Tatsache, daß er nie wieder in seinem ganzen Leben dazu imstande sein wird, eigene Kinder zu zeugen....

Der unglückliche Friedrich wird durch diesen ärztlichen Bescheid aber in die tiefste Verzweiflung gestürzt. Nun erinnert er sich

einer Stelle aus der "Germania" des römischen Geschichtsschreibers Tacitus, in der dieser berichtet, die von ihm als besonders sittenrein geschilderten Germanen hätten Menschen, die sich sittliche Verfehlungen zuschulden kommen ließen -"corpore infames" - heißt es dort im Text - in Moore versenkt.
Tatsächlich werden auch heute noch solche Moorleichen als stumme Zeugen einer furchtbaren Rechtspflege gelegentlich von den Torfstechern ausgegraben. Friedrich in seiner Verzweiflung meint nun, er selbst sei auch so ein "corpore infamis" und fühlt sich deshalb dazu verpflichtet, seinem nun verpfuschten Leben mit eigener Hand ein Ende zu machen. Er schwimmt in die Nordsee hinaus und wird dann nur mehr tot geborgen.
Sicherlich ist es tieftraurig, wenn ein junger Mensch eine der schönsten Gaben, die ihm von seinem Schöpfer geschenkt worden ist, - die Möglichkeit, eigene Kinder zu bekommen, in einem einzigen Augenblick des Leichtsinnes und der Gedankenlosigkeit von sich wirft; wenn aber so etwas einmal geschehen ist, so darf er doch nicht wie Kain sagen: "MEINE SÜNDE IST ZU GROSS, ALS DASS SIE MIR VERGEBEN WERDEN KÖNNTe"! und seinem Leben ein Ende machen.

Auch ein Mensch, dem Kindersegen versagt bleiben muß, hat auf dieser Welt noch viele Möglichkeiten, Gutes zu tun. Wie viele Menschen gibt es, die, auch ohne daß sie so gesündigt haben, auf eigene Kinder verzichten mußten und müssen.! Im vorigen Jahrhundert mußte in unserem Volke jeder zweite Mann ledig bleiben, weil die Menschen zu arm waren, um eine Familie erhalten zu können.

Friedrich Harringa aber könnte sogar auch jetzt noch eine Familie gründen ! Er könnte zusammen mit einem Weibe, das auch aus irgend einem Grunde auf Mutterfreuden verzichten muß sogar eine Ehe schließen und dann könnten sie Beide sich elternloser Kinder annehmen - an solchen ist in dieser Welt leider kein Mangel - und könnten ihnen Vater und Mutter ersetzen.

Von all dem weiß der Verfasser des Buches "Helmut Harringa" nichts. Ebensowenig weiß er anscheinend auch von der Vergebung, die auch dem größten Sünder verheißen ist, wenn er sie in aufrichtiger Reue von Gott erfleht. Und darum ist "Helmut Harringa" ein zutiefst unchristliches, ein heidnisches Buch. Ob solche Vorbehalte von uns damals gemacht worden sind, als wir das Buch lasen, ist mir heute nicht mehr erinnerlich.

Damals - im Schuljahr 1928/29 - besprachen wir im Kreise einmal auch die Judenfrage. Unserem Kreisführer allerdings war dieses Thema zunächst gar nicht recht gewesen ist, schließlich aber hatte er doch - widerwillig - zugestimmt.

Unser Referent, einer der Wildesten aus unserem Kreise, hatte für seinen Vortrag zwei Propagandabroschüren mitgebracht: Die "Protokolle der Weisen von Zion", eine damals sehr verbreitete Schmähschrift gegen die Juden, und eine zweite Schrift ähnlicher Art, ein Gespräch zwischen Adolf Hitler und Dietrich Eckart über die Juden. Dieses Büchlein hatte den verheißungsvollen Titel: "Bolschewismus von Moses bis Lenin".

Vom Vortrag selbst ist mir bis heute nur Eines in Erinnerung geblieben: Unser Kreisführer, dem die ganze Sache sichtlich äußerst unangenehm war, bemühte sich nach Kräften, den Vortragenden durch Zwischenrufe aus dem Konzept zu bringen, was ihm schließlich auch gelang.

Diese Art mißfiel mir damals außerordentlich. Auch heute noch bin ich der Meinung, daß man damals die Sache hätte viel ernster nehmen müssen. Wohl konnte um 1923 noch kein Mensch ahnen, wie brennend aktuell gerade dieses Problem schon wenige Jahre später werden würde; niemand wußte ja, daß der eine der beiden Gesprächspartner des Büchleins "Bolschewismus von Moses bis Lenin" kaum fünf Jahre später Kanzler des Deutschen Reiches und Führer des Deutschen Volkes sein würde.

Immerhin hätte unser Kreisführer aus alledem, was da vorgebracht wurde, deutlich erkennen müssen, wie tiefe Wurzeln der Antisemitismus damals bereits in unseren Herzen geschlagen hatte. Ob allerdings zu jener Zeit bei uns eine ernste Warnung noch irgend etwas genützt hätte, ist wohl schwer zu sagen.

Hätte man uns damals gesagt, daß der Judenhaß doch der christlichen Nächstenliebe radikal widerspricht, oder hätte man uns darauf aufmerksam gemacht, wie ungeheuerlich man doch vor aller Welt dastehe, wenn man behauptet, ein Jünger des Heilandes zu sein und IHM nachfolgen zu wollen, dabei aber gleichzeitig das Volk, aus dem ER hervorgegangen ist, mit seinem Hasse verfolgt, so hätte uns das damals vielleicht wenig beeindruckt.

Vor nicht allzulanger Zeit gab es noch bei allen christlichen Konfessionen sogar auch Theologen, die die Ansicht vertraten, den Juden gegenüber müsse der Christ mit seiner Nächstenliebe bei sich selbst beginnen. So war es kein Wunder, daß auch wir solchen Ansichten zuneigten. Umso notwendiger wäre es gewesen, uns davor zu warnen.

Um diese Zeit lasen wir im Kreise auch die Tragödie "Alnus Bismarck" von Walter Flex, ein in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg entstandenes historisches Drama mit preußisch-nationaler Tendenz. Mit dem Kriegsdichter Walter Flex, der im ersten Weltkrieg bei

der Besetzung der Insel Ösel durch die Deutschen im Jahre 1917 gefallen ist, hatte man uns schon im Mittelkreise bekannt gemacht. Damals lasen wir einige blutrünstige Geschichten aus des Dichters Zyklus: "Wallensteins Antlitz, Gesichte und Geschichten aus dem Dreißigjährigen Kriege".

Als Obermittelschüler war ich von jenem Dichter so begeistert, daß ich seine Kriegserzählung "Der Wanderer zwischen beiden Welten" abschrieb. Meine Großmutter in Czernowitz vollendete damals gerade ihr 80. Lebensjahr und so schickte ich ihr diese Abschrift als Geburtstagsgeschenk. Heute muß ich gegen die Werke dieses Dichters die ernstesten Einwände erheben und halte sie für mit christlichem Gewande nur mühsam überdecktes Heidentum.

Damals stellten wir Flex als Dichter womöglich noch über Goethe und Schiller. Eines allerdings machte uns Kopfzerbrechen, als wir es erfuhren: Des Dichters Mutter war eine geborene Pollak und dieser Name galt damals in Wien als ausgesprochen jüdisch. Erst, als uns einer der Unsrigen versicherte, in Schlesien, der Heimat des Dichters, gebe es auch arische Pollaks, waren wir über diesen Punkt etwas beruhigt.

Die Kanzlertragödie "Klaus Bismarck" von Walter Flex erweckte damals unsere hellste Begeisterung. Heute ist sie wohl der Vergessenheit anheimgefallen, so sei ihr Inhalt im Folgenden kurz wiedergegeben:

Das Stück beginnt um die Mitte des 14. Jahrhunderts in der durch die Rolandsfigur auf ihrem Marktplatz bekannten, südlich von Berlin gelegenen märkischen Stadt Stendal. Auch dort tobt der für das spätere deutsche Mittelalter so charakteristische Kampf zwischen den "Gilden" - den Patriziern - und den Zünften um die Herrschaft in der Stadt. Klaus Bismarck, der Sohn eines führenden Ratsherren, beteiligt sich zunächst auch munter am Streit der Gilden wider die Zünfte. Sein Vater ist, wie es sich nach Ansicht des Dichters anscheinend für einen braven Deutschen geziemt, von der Kirche in den Bann getan worden und stirbt auch im Kirchenbann.

Da erscheint in der Stadt in Verkleidung Ludwig von Wittelsbach, der damalige Markgraf des brandenburgischen Landes. Er gibt sich dem jungen Klaus zu erkennen und überredet ihn dazu, den törichten Stendaler Bürgerzank den Anderen zu überlassen und statt dessen eine viel größere und wichtigere Aufgabe zu übernehmen: er soll dem Markgrafen helfen, die damals in viele Teile zerrissene Mark Brandenburg zu einigen und dort für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Klaus findet sich dazu bereit und tritt in den Dienst des Wittels-

buchers. Dieser Entschluß zwingt ihn jedoch zu einem schweren Verzicht. Kurz zuvor ist nämlich sein Bruder von dem wütenden Stendaler Pöbel umgebracht worden und nach den ungeschriebenen unchristlichen Gesetzen, die damals dort herrschten, hätte Klaus nun die "Heilige" Pflicht, diesen Mord zu rächen.

Als Gefolgsmann des Markgrafen muß er nun auf seine Rache verzichten. Dieser Verzicht, der nicht einmal christlichen, sondern nur politischen Motiven entspringt, erregt nun den heftigsten Unwillen der ehrbaren Ratsherren. Ihnen erscheint es völlig unbegreiflich, daß irgend jemand und nun gar einer der Ihren überhaupt auf den Gedanken kommen kann, auf Rache zu verzichten. Wahrscheinlich haben sie nie in ihrem Leben etwas von der Bergpredigt gehört. So muß nun Klaus seine Vaterstadt verlassen und, was für ihn das Bitterste ist, - auch seine Verlobte gibt ihm den Laufpaß.

Der Verbannte erhält nun von seinem neuen Herrn die zu jener Zeit höchst wichtige Aufgabe, für die Sicherheit der Landstraßen zu sorgen und die damals auch in der Mark wie im übrigen Reich sehr zahlreichen Raubritter zu bekämpfen. Er widmet sich diesem Dienste mit großem Eifer und versieht ihn zur vollsten Zufriedenheit sowohl des Landesherrn als auch seiner Untertanen.

Mittlerweile haben in Stendal die Zünfte Revolution gemacht und die Ratsherren und "Gilden" zum Teufel gejagt. Diejenigen Angehörigen der gestürzten Obrigkeit, die nicht rechtzeitig flüchten konnten, wurden nach damaliger Gepflogenheit in den Turm geworfen. Klaus' verlassener Schwiegervater in spe mußte auch in den Turm, seine Tochter aber zieht, begleitet von einem alten Ratsherren, dem die Flucht gleichfalls gelungen ist, als Bettlerin durchs Land.

Jetzt erinnert sie sich ihres ehemaligen Verlobten, den sie so hart behandelt hat, und beschließt, ihn an seinem Dienstorte zu besuchen. Klaus' Mutter bereitet dem unerwarteten Besuch zunächst einen recht unfreundlichen Empfang, ihr Sohn aber nimmt seine ehemalige Verlobte edelmütigerweise wieder in Gnaden an und aus den beiden wird ein Paar. Die Stendaler Zünfte aber fassen nun zu Klaus auf Grund seiner Verdienste um die Sicherheit der Landstraßen Vertrauen und setzen um seinetwillen alle in den Turm geworfenen Ratsherren wieder frei.

Nun aber beginnt die eigentliche Tragödie:

Ludwig, der Wittelsbacher, wird während eines Besuches beim Erzbischof von Magdeburg von seinem Gastgeber mit Wein vergiftet, ein Schicksal, das angeblich dem Luxemburger Kaiser Heinrich VII. tatsächlich widerfahren sein soll. Dadurch fällt die Mark Brandenburg an Ludwigs leichtsinnigen Bruder Otto "den Faulen", der von

seinem hohen Amt bei weitem nicht die strenge Auffassung hat wie sein gewissenhafter Bruder Ludwig.

Klaus fühlt sich dazu verpflichtet, seinem neuen Herrn mit der gleichen Treue und Hingebung zu dienen wie vorher dessen Vorgänger. Darüber hinaus betätigt er sich bei jenem auch noch als redlicher Warner und getreuer Eckehart. Gerade dadurch macht er sich aber bei dem leichtsinnigen Otto nur unbeliebt. Endlich kommt es dann zum Kriege mit dem Kaiser - mit dem Luxemburger Karl IV., der in Prag residierte. Bei Fürstenwalde in der Mark liegen die Heere beider Gegner einander kampfbereit gegenüber. Der leichtsinnige Markgraf Otto hat zum Entsetzen seines Kanzlers eine Dame zweifelhaften Rufes mit ins Feldlager gebracht. Klaus macht seinem Herrn deshalb ernste Vorhaltungen - er befürchtet, daß dadurch die Kampfmoral des Heeres Schaden leiden könnte. Walter Flex hat, als er seinen "Klaus Bismarck" schrieb, die Soldaten noch nicht gekannt; sonst hätte er wissen müssen, daß dem Normalsoldaten im Felde der Lebenswandel seines Feldherrn vollkommen gleichgültig ist. In Schillers "Wallenstein" hätte Flex jedoch genügend Material zu diesem Thema finden können. Schiller war ein Soldatenkind, er warbis zu seiner Flucht aus der Karlsschule selber Soldat und er kannte seine Pappenheimer !

Otto hat denn auch für diese Vorhaltungen nur ein taubes Ohr. Ja, er tut sogar etwas in den Augen seines Kanzlers noch viel Schlimmeres ! Der Krieg gegen den Kaiser erscheint ihm mit Recht als eine äußerst unsichere Angelegenheit - bekanntlich kann man ja einen Krieg auch verlieren. So verkauft Otto denn seine ganze Mark Brandenburg an den Kaiser und zieht sich in das ruhigere, mit weniger Sorgen und Aufregungen verbundene Privatleben zurück.

Der Kaiser möchte nun zu der Mark auch ihren Kanzler haben. Klaus aber lehnt ab; er will diesem Kaiser nicht dienen. Eigentlich hätte er doch das kaiserliche Angebot ruhig, ohne Gewissensbisse annehmen können. Klaus hat seinem wackeren Herrn Ludwig bis an dessen Lebensende treu und redlich gedient, er diente nachher dessen unwürdigem Bruder Otto ebenso treu, bis dieser selbst das Dienstverhältnis löste. Was hält ihn nun davon ab, dem neuen Herrn nun zum Wohle des Landes von jetzt an in derselben Weise zu dienen wie seinen früheren Dienstgebern ? Auch den Untertanen wird es wohl unter dem Hause Luxemburg nicht schlechter gegangen sein als unter den Wittelsbachern.

"Ich bin kein Hund, der jedem Herrn zuläuft"! sagt Klaus. Die Ablehnung eines solchen kaiserlichen Angebotes war jedoch, wenn man dem Dichter glauben darf, lebensgefährlich. Der Kaiser hat-

te nämlich die böse Gewohnheit, Menschen, die ihm auf diese Weise ihre Abneigung kundtaten, umbringen zu lassen.

Als Familienvater, der für Weib und Kind zu sorgen hat, hätte man Klaus die Pflicht gehabt, sich den Seinen zu erhalten. Vielleicht hätte er auch bei einigem Nachdenken eine weniger verletzende Form der Ablehnung finden können. Selbst im letzten Kriege unter der Herrschaft Hitlers war es einem Staatsbeamten unter Vorlegung eines entsprechenden ärztlichen Zeugnisses jederzeit möglich, sich krankheitshalber in den Ruhestand versetzen zu lassen. Ähnliche Möglichkeiten müssen doch auch schon im Mittelalter bestanden haben. Klaus aber ist für solche Gedanken nicht zu haben. Der Kaiser macht ihm sein großzügiges Angebot sogar dreimal. Erst nach der dritten Ablehnung sendet er seine Reiter aus, die den Hartnäckigen nun umbringen sollen.

Vor der Erfindung des Autos standen den Mächtigen dieser Erde noch keine Kollkommandos zur Verfügung, wenn sie die finstere Absicht hatten, irgend einen Mißliebigen aus dem Wege zu räumen. Damals konnte man nur "berittene Häscher" aussenden. Das Pferd war zu jener Zeit das Transportmittel, das die Vollstrecker solcher "stummer Aufträge" am schnellsten an den Schauplatz ihrer Tätigkeit brachte.

Klaus jedoch zieht durch seinen Starrsinn sogar seine Mutter mit sich ins Verderben. Er ist gerade bei ihr, als die Mörder kommen. "Ich lasse keine rohen Hände an Dich"! spricht sie und ersticht zuerst ihn und dann sich selbst. So endet die Kanzlertragödie "Klaus Bismarck" von Walter Flex. Der Vertrag von Fürstenwalde ist übrigens historisch. Durch ihn kam im Jahre 1373 die Mark Brandenburg aus dem Besitze der Wittelsbacher an das Haus Luxenburg.

Mir war schon damals der tragische Konflikt in jenem Drama nicht recht verständlich, heute aber erscheint er mir noch viel weniger verständlich. Es ist im Laufe der Geschichte dieser Welt schon häufig vorgekommen, daß ein Land seinen Besitzer wechselte. Dann mußten sämtliche Staatsbeamten, soweit sie nicht finanziell unabhängig waren, schon um ihrer Familien willen froh sein, wenn der neue Herr auch sie in seinen Dienst übernahm und mußten ihm Treue schwören. Oft genug bedeutete in diesem Falle das Schwören eines neuen Diensteides einen Bruch des vorigen Gelöbnisses. Mein lieber Vater mußte in den 45 Jahren seiner Dienstzeit (1899-1944) fünf Herren dienen, er mußte also fünf Diensteide schwören. Seine jüngeren Kollegen, die nach 1945 in den Dienst der zweiten Republik übernommen wurden, brachten es sogar auf deren sechs.

Heute weiß ich, daß jener tragische Konflikt in Wirklichkeit gar nicht zustandekam. Der historische Klaus Bismarck ist in den Dienst Kaiser Karls IV. getreten; er hatte also hier anscheinend keinerlei Gewissensbedenken. Der Dichter Walter Flex aber ist am Schlusse seiner Kanzlertragödie mit der historischen Wahrheit in einer Weise umgegangen, wie sie etwa bei den Meisterwerken unserer Klassiker unvorstellbar wäre.

Eine ganze Reihe von Fügungen hat in seltsamem Zusammenwirken dazu geführt, mir diese Erkenntnis zu vermitteln:

Mein lieber Vater litt in seiner Jugend sehr an Asthma. Da hörte er von großartigen Heilerfolgen eines Berliner Sanatoriums und entschloß sich dazu, auch dies auszuprobieren. Als er das Geld für die weite Reise zusammengespart hatte, stand der erste Weltkrieg vor der Tür. Vater wagte die Fahrt von Czernowitz nach Berlin dennoch und konnte dann dort gerade drei Tage bleiben. Der Kriegsausbruch zwang ihn, die Kur abzubrechen, und er kam dann gerade noch mit dem letzten Zivilzug vor der allgemeinen Mobilmachung zu den Seinen zurück. Für diese Reise hatte er sich einen Führer durch Berlin gekauft, der seitdem in unserem Bücherkasten schlummerte.

Im Jahre 1970 überredete mich ein Agent zur Teilnahme an einem literarischen Fernkurs. Dieser wurde jedoch für mich ein glattes Verlustgeschäft: Das Lehrinstitut erwies sich als wenig seriös und ging, als ich knapp den halben Kurs hinter mir hatte, in Konkurs. Eine meiner letzten Aufgaben im Rahmen dieses Kurses war die, einen Aufsatz über das Brandenburger Tor zu schreiben. Hiefür benötigte ich Unterlagen. Nachdem ich in unserem kleinen Lexikon vergeblich gesucht hatte, erinnerte ich mich an unseren alten Führer durch Berlin. In ihm fand ich genug Material für meinen Zweck.

Als ich in diesem Büchlein blätterte, stieß ich dort auch auf eine genaue Beschreibung der Berliner Siegesallee. Wilhelm II., der letzte Hohenzollernkaiser, hat, nicht weit vom Brandenburger Tore, unter gewaltigem Geldaufwand allen seinen Vorgängern, angefangen von Albrecht dem Bären Denkmäler setzen lassen. Das Denkmal eines jeden dieser Herrscher ist flankiert von je zwei Standbildern seiner berühmtesten Zeitgenossen; sie alle sind diesem Führer durch Berlin auch namentlich angegeben.

Von einer plötzlichen Neugier getrieben las ich mir diese Liste von Anfang an durch. Dabei stieß ich auf den mir schon aus dem "Klaus Bismarck" bekannten Wittelsbacher Markgrafen Ludwig und auf seinen Bruder Otto den "Faulen". Der nächste in der

Reihe war dann, wie mir bekannt, Kaiser Karl IV. Bei diesem aber entdeckte ich in jener Liste - ich glaubte meinen Augen nicht zu trauen - des Kaisers Hofmeister KLAUS von BISMARCK (!!!)

Der historische Klaus Bismarck hat somit damals das Angebot des Kaisers NICHT abgelehnt - wie es der Dichter Walter Flex berichtet - er hat im Gegenteil das Angebot Karls IV. ANGENOMMEN und ist erst unter diesem Herrscher so berühmt geworden, daß ihn die Schöpfer jener Siegesallee eines Standbildes für würdig erachtet haben. Wäre es anders, so hätten die Architekten von damals, die für ihr Werk doch sicher entsprechende historische Vorstudien machen mußten, sein Standbild nicht zu dem Denkmal Karls IV., sondern zu jenem Markgraf Ludwigs oder Ottos gestellt.

Erschütternd ist, daß der Dichter dies alles genau gewußt haben muß. Walter Flex war vor dem ersten Weltkriege Erzieher der Söhne des damaligen Fürsten Bismarck, wobei er als Nebenaufgabe auch das fürstliche Familienarchiv zu sichten und zu ordnen hatte. Diese Archivtätigkeit hat dann in historischen Erzählungen des Dichters und auch in seinem Drama "Klaus Bismarck" ihren Niederschlag gefunden.

Hätte sich Vater im Jahre 1914 einen anderen Ort zur Kur für sein Asthma ausgesucht, wäre der von ihm erworbene Führer durch Berlin in der unruhigen Zeit - mehr als 60 Jahre sind seitdem verstrichen - irgendwie verloren gegangen, hätte ich den Fernkursagenten hinausgeworfen, statt seinen Kurs zu belegen, wäre das Lehrinstitut einen Monat früher in Konkurs gegangen, so wäre mir dieser Tatbestand - die im "Klaus Bismarck" so strapazierte dichterische Freiheit - gar nicht bekannt geworden. So aber mußte eine ganze Anzahl voneinander völlig unabhängiger Kausalreihen zusammenwirken, um auch in diesem Falle die Wahrheit ans Licht zu bringen und die Unwahrheit zu entlarven.

Von meinem Greißler verlange ich, daß er mir keine verdorbene Ware liefert, von einem Dichter und Schriftsteller erwarte ich, daß er die Wahrheit schreibt und spricht, daß also seine Bücher verläßliche Nachrichten und brauchbare Informationen enthalten, nicht aber, daß ich dreißig Jahre später durch eine seltsame Verkettung von "Zufällen" erkennen muß, daß er mir die Unwahrheit gesagt hat .....

Im folgenden Jahre befaßten wir uns im Kreise mit staatsrechtlichen Problemen; wir lasen und besprachen das Buch Wilhelm Stapel "Der christliche Staatsmann, eine Theologie des Nationalismus".

Auch diesen Autor kann ich heute nur auf das Entschiedenste ablehnen: Ich erinnere mich noch deutlich an einen Artikel aus sei-

ner Feder, der im Jahre 1934 in unserer damaligen Kirchenzeitung, "Der Säemann, erschienen ist. Thema dieses Beitrages waren die Ereignisse jenes denkwürdigen 25. Jänners 1934, an dem es zwischen der Führung des Dritten Reiches und der bekennenden Kirche zum endgültigen Bruche kam.

Stapel war in diesem Artikel emsiget und nach Kräften darum bemüht, jenen Tatbestand zu verharmlosen und ihn seinen Lesern nach Möglichkeit zu verheimlichen. Dies war damals der letzte Bericht einer österreichischen evangelischen Kirchenzeitung über den deutschen Kirchenstreit. Dann kam das große Schweigen .....

In seinem "christlichen Staatsmann" setzt sich der Verfasser mit den Forderungen des Staatswohles und denendes Gewissens auseinander, die je gerade beim Staatsmann einander oft zu widersprechen scheinen. Mit den gleichen Fragen hat sich bereits im 16. Jahrhundert der berühmte Florentiner Nicolo Macchiavelli beschäftigt.

Dieser ist wie Stapel der Meinung, daß der Staatsmann die Forderungen des Staatswohles über die Forderungen seines Gewissens zu stellen habe, doch ist er dabei so ehrlich, zuzugeben, daß der so handelnde Staatsmann dann nach seinem Seelenheile lieber nicht fragen sollte. Macchiavelli meint also, daß der Staatsmann sein ewiges Heil dem Wohle seines Staates opfern muß, während Stapel davon überzeugt zu sein scheint, der Staatsmann müsse, trotz all der Sünden den und Missetaten, zu denen ihn die Rücksicht auf das Wohl des Staates - angeblich - zwinge, immer noch selig werden.

In der Frage des Gehorsams gegen die Obrigkeit vertritt Stapel den besonders junge, unerfahrene Menschen beeindruckenden und daher für sie umso gefährlicheren Standpunkt, es sei keine Sünde, sich einer ungerechten Obrigkeit mit Gewalt zu widersetzen, sei also auch für Christen durchaus zulässig. Dabei verweist er auf das Beispiel der Niederländer, die sich im 16. Jahrhundert gegen die spanische Herrschaft erhoben haben.

Vielleicht ist es gerade dem Einfluß dieses Buches zuzuschreiben, - wir lasen es im Jahre 1930 - daß in der folgenden Zeit fast alle Kreuzfahrer, in klarem Gegensatz zu Dr. Martin Luther, den gewaltsamen Widerstand gegen eine ihrer Ansicht nach zu Unrecht an die Macht gelangte Obrigkeit für durchaus erlaubt, ja für eine "sittliche" Pflicht hielten.

Nun ist aber gerade in diesem Punkte dem deutschen Volke in seiner jüngsten Geschichte ein besonders eindringlicher Anschauungsunterricht erteilt worden:

Zuerst behaupteten die Nationalsozialisten, die bisherige

Obrigkeit - sie nannten diese das "System" oder die "Systemregierung" - führe das ihr anvertraute Volk ins Verderben. Daher sei es "sittliche Pflicht" eines jeden Deutschen, diese Regierung zu stürzen, um dadurch sein Volk zu retten und es vor dem drohenden Untergang zu bewahren.

Dann aber, als die Partei ihr Ziel erreicht hatte und nun selber Obrigkeit war, da war sie selbst es, die das ihr nun anvertraute Volk ins Verderben führte. Wäre es nach dem Willen ihrer Führung gegangen, so hätte kein Deutscher den zweiten Weltkrieg überlebt. Ein Überleben des Volkes wurde schließlich nur dadurch ermöglicht, daß am Ende niemand mehr die Befehle der Führung befolgte. Dadurch wurde vor aller Welt klar und eindeutig gezeigt:

Auch eine Obrigkeit, von der es offenkundig geworden ist, daß sie das Volk, für dessen Wohl sie zu sorgen hätte, ins Verderben führt, darf nicht mit Gewalt beseitigt werden. Wäre es anders, so hätte doch die Bombe des Grafen Stauffenberg ihr Ziel erreichen müssen.

Eine Möglichkeit bleibt aberdennoch auch in solchen Fällen: Befehle, deren Sinnlosigkeit, Bösartigkeit und Verderblichkeit offenkundig ist, braucht kein Mensch auszuführen. Wenn es dann endlich soweit kommt, daß dies alle tun und daß kein Befehl mehr befolgt wird, dann ist die ungerechte Obrigkeit am Ende ihrer Macht und am Ende ihrer Weisheit. Dem ungerechten "Fürsten" bleibt dann nur mehr eine Möglichkeit: Er kann irgend eine Waffe an sich reißen und kann sich dann solange als Amokläufer betätigen, bis sich beherzte Männer finden, die ihm diese Waffe entreißen. Dann er keinen Schaden mehr stiften, kein Unheil mehr anrichten.

Und noch eines hat der Ausgang des 20. Juli 1944 ganz klar und deutlich gezeigt: Wenn die menschliche Bosheit die göttliche Liebe vor die Wahl stellt, entweder das schreckliche Ende eines Bösewichtes zuzulassen, oder ihm noch eine letzte Gelegenheit zur Umkehr zu geben, damit aber das Leben vieler Frommer aufs Spiel zu setzen, so fällt die Entscheidung immer zu Gunsten des Bösewichtes. Nützt er diese letzte Gelegenheit allerdings nicht, dann kommt das Ende mit Schrecken. Dies haben wir Zeitgenossen von damals alle schaudernd miterlebt - und überleben dürfen.

Das nächste Buch, das wir im Kreise lasen, hatte den Titel: "Die Sendung der jungen Generation"(Versuch einer revolutionären Sinndeutung der Krise). Sein Verfasser hieß E.Günther Gründel.

Das Wort "Sendung" war damals ein von den Politikern aller Parteirichtungen gerne gebrauchtes Modewort, mit dessen Hilfe sie

ihren Anhängern ihre Ziele besser mundgerecht zu machen versuchten. So sprach man damals etwa von Deutschlands Sendung, von Österreichs Sendung, auch wohl von Österreichs deutscher Sendung. Gründels Buch war zwar schon vor 1933 erschienen; es enthielt aber doch schon viel von dem, was dann später als "Nationalsozialistisches Gedangut" bezeichnet worden ist.

In einem Kapitel seines Buches betätigt sich der Autor sogar als Prophet: Er führt dort etwa aus, die geistige Auseinandersetzung, die sich jetzt - also um 1930 ! - anbahne, werde im fünften Jahrzehnt unseres Jahrhunderts durch den Zudammenstoß des deutschen Volkes mit dem russischen Bolschewismus ihren Höhepunkt erreichen. Dies hat der Autor also tatsächlich richtig vorausgesagt. Den Ausgang dieser Auseinandersetzung aber hat er sich sicher ganz anders vorgestellt. Wie wäre er wohl erschrocken, hätte er auch diesen richtig voraussehen können !

Ein anderes Kapitel dieses Buches steht unter dem Titel: "Der Mythos vom Helden". Dort wird ausgeführt, in den Mythen und Heldensagen aller Völker kehre EIN Motiv immer wieder. Jeder Held, der zu Großem berufen sei, müsse eine harte, schwere, entsagungsvolle Jugend durchmachen. Durch Entbehrungen und Schicksalsschläge aller Art werde er auf seine große Stunde vorbereitet.

Die historische Beziehung war hier nicht allzu schwer zu erkennen: Das deutsche Volk hatte seit 1914 eine noch nicht abgerissene Reihe von schweren Jahren durchmachen müssen. Durch solche Bücher sollte in ihm die Überzeugung wachgerufen oder gestärkt werden, diese schweren Jahre dienten nur allein dem Zwecke, dieses Volk auf die große und wichtige Rolle vorzubereiten, zu der es von Gott ausersehen worden sei und die es erst in der Zukunft spielen werde. Wenn wir den Gedanken weit von uns weisen, das Böse, das uns widerfährt, könnte die Strafe für unsere eigenen Sünden und Missetaten sein, dann erscheinen solche Erklärungsversuche wohl sehr verlockend.

Am weitesten geht in dieser Beziehung wohl Walter Flex in seinem Gedichte: "Das Große Abendmahl". Dort wird - das Blutvergießen des ersten Weltkrieges als das "große Abendmahl" gedeutet, durch dessen Wirkung das angeblich von Gott zum Kronerben dieser Welt angeblich berufene deutsche Volk - "entsühnt" durch das Blut der "Reinsten" - den angeblich "entweihten" Thron der Weltherrschaft "rein" besteigen soll. Die vollkommen widerchristlichen Gedankengänge dieses Gedichtes sind schon durch den Ausgang des ersten und dann gar durch den Ausgang des zweiten Weltkrieges klar und eindeutig widerlegt worden.

Das nächste Buch, das wir lasen, es sollte dann auch das letzte sein, das in unserem Kreise behandelt wurde, hatte den Titel: "Die Nation vor Gott". Das Buch war eine Sammlung von Aufsätzen geistlicher und weltlicher Autoren. Die Themen der Beiträge kreisten alle um den Leitgedanken: "Die Nation als Ordnung Gottes."

Man schrieb 1933, das Jahr der Machtergreifung durch Hitler. Damals bemühten sich wohl viele, den neuen Herren zu Gefallen zu reden und zu schreiben. Es wäre auch taktisch unklug gewesen, die neuen Machthaber gleich von Anfang an durch boshafte Kritik zu verärgern. So war es in jener Zeit wohl verständlich, daß auch Theologen soweit als möglich entgegenkommende Artikel schrieben. Damals fehlten den Menschen noch die Erfahrungen, die sie dann erst in den Jahren danach sammeln konnten.

Von der "Nation" als "Ordnung Gottes" kam man dann nur zu bald zur Vergötzung der Nation. Karl Friedrich Gördeler, einer der führenden Köpfe des deutschen Widerstandes, schreibt in seinem Abschiedsbriefe auch über dieses Thema. Dort beklagt er mit bewegten Worten den Götzendienst, den man damals mit dem deutschen Volke trieb. Aus jeder Zeile dieses erschütternden Briefes spürt man die Gewissensqualen, die den armen Menschen in den letzten Tagen seines Lebens peinigten. Auch er hatte ja den Beginn dieses Weges, der dann ins Verderben führte, zuerst durchaus bejaht.

Nach dem biblischen Bericht ist die Vielzahl der Völker und Sprachen auf Erden eine Folge der babylonischen Sprachenverwirrung. Diese aber war eine Maßnahme Gottes, die den Zweck hatte, die Macht der abgefallenen Menschheit zu verringern und damit ihren Möglichkeiten, Unheil zu stiften, eine Grenze zu setzen. Wenn jemand die Nation als Ordnung Gottes preist, so klingt dies eigentlich gerade so, als würden Übeltäter, die man ins Gefängnis gesteckt hat, die Weisheit der Behörde loben, die ihnen Einzelzellen anwies, damit sie keinen Schaden stiften können.

Nach 1933 sank unser Kreisbetrieb immer mehr ab. Aus dem Altkreis Innere Stadt war nun der Älterenkreis Wien geworden, der jetzt sämtliche aus den Wiener Kreisen hervorgegangenen Hochschüler in sich aufnahm. Zu diesen gesellten sich dann noch Kreuzfahrer aus den Bundesländern, die zu Studienzwecken nach Wien gekommen waren. So kamen wir statt der zehn bis fünfzehn Leute, die sich früher bei unseren Abenden versammelt hatten, auf einen Massenbetrieb von 40 bis 50 Mann. Die Zusammenkünfte fanden nun auch nicht mehr wöchentlich statt, wie bisher, sondern fallweise und in größeren Zeitabständen.

Die Beschäftigung mit der Bibel trat nun immer mehr in den

Hintergrund; vielleicht spielte hier auch eine Art von schlechtem Gewissen mit. Dabei hätten die Kreuzfahrer, die in dieser Zeit immer mehr dem Nationalsozialismus verfielen, gerade damals eine Beschäftigung mit dem Worte Gottes besonders nötig gehabt.

Statt dessen wurde jetzt zu Beginn eines jeden Kreisabends ein politischer Wochenbericht gehalten, der stets eine Spitzenleistung von Einseitigkeit, Verbohrtheit und Gedankenlosigkeit darstellte. Eines Abends, als ich mir wieder einmal so etwas anhören mußte, kam mir eine gute Idee. Ich stellte mich schlafend und wurde von den übrigen Zuhörern, als sie das merkten, mit lautem Hallo aus diesem "Schlafe" geweckt. Der Berichterstatter brachte daraufhin seine Ausführungen vielleicht ein wenig schneller zu Ende, als er es sonst wohl getan hätte. Leider konnte man dieses Mittel nicht jedes Mal anwenden.

Um diese Zeit merkte ich, wie die Abneigung gegen mich im Kreise immer mehr wuchs. Wäre ich ein Prophet gewesen, gesandt, den Kreuzfahrern das Gericht zu verkündigen, so hätte ich dies noch verstehen können. "Gerichtsdiener sind nirgends beliebt", sagt der boshafte Spötter Voltaire.

Die Gabe des Wortes und der Rede war mir jedoch nicht in die Wiege gelegt worden. Die Kunst des Wortgefechtes, die Gabe, auf vorgebrachte Thesen und Meinungen blitzschnell zu erwidern, war mir versagt geblieben. Die besten Argumente fielen mir stets erst nach Schluß der Debatte ein. Ich war ein stiller, friedliebender Mensch, der froh war, wenn man ihn in Ruhe ließ; nichts war mir so verhaßt wie - im Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit zu stehen oder mich mit jemand herumstreiten zu müssen.

Den Anderen aber war es unerträglich, daß es im Kreise einen "Abweichler" gab, der ihre Ansichten nicht teilte. Eine Zeitlang versuchten sie, mich damit zu ärgern, daß sie sich in meiner Gegenwart verbotener Handlungen rühmten, die sie entweder bereits begangen zu haben vorgaben oder erst auszuführen beabsichtigten - angeblich. Dadurch brachten sie mich in einen bösen Gewissenskonflikt: Laut Strafgesetz werden ja auch jene Menschen als Mitschuldige an einer strafbaren Handlung angesehen, die, bevor oder nachdem sie verübt worden ist, von ihr erfahren und die Anzeige bei der zuständigen Behörde unterlassen haben. Inwieweit dies nun auch für politische Delikte galt, also für Handlungen, die in normalen Zeiten durchaus erlaubt gewesen waren, jetzt aber als Sympathiekundgebungen für eine derzeit verbotene politische Partei gewertet wurden und daher unter Strafe standen, war eine schwierige Frage.

Am besten war es, man erfuhr von solchen Dingen so wenig wie

möglich. Es war kein angenehmer Gedanke für einen zur Wahrheitsliebe erzogenen Menschen, gegebenenfalls in einem polizeilichen- oder gar in einem Gerichtsverfahren als Beschuldigter oder auch nur als Zeuge einvernommen zu werden und dann unter der Verpflichtung zu stehen, gegen ehemalige Freunde, Bekannte und Kollegen aussagen zu müssen.

Ich sprach in dieser Angelegenheit mit dem Kreisführer und bat ihn, den Anderen zu sagen, sie sollten sich in meiner Gegenwart mit derartigen Reden zurückhalten, weil sie mich sonst in einen Gewissenskonflikt brächten. Er versprach, meinen Wunsch zu erfüllen und sie haben sich dann in der Folge vor mir doch ein wenig gemäßigt.

Damals ist mir oft der Gedanke gekommen, obich nicht besser täte, still aus dem Kreise zu verschwinden und mich aus einer Gemeinschaft zurückzuziehen, die mir in diesen Jahren fast nur mehr Ärger bereitete. Ich bin dann doch geblieben; ich hoffte damals, daß ich, dadurch daß ich als steinerner Gast und fleischgewordenes Ärgernis an diesen Zusammenkünften teilnahm, die Leute doch vielleicht zum Nachdenken bringen und sie vor unbedachten Handlungen zurückhalten könnte. Ob mein Bleiben - unter diesem Gesichtswinkel betrachtet - irgend einen Erfolg gehabt hat, kann ich natürlich nicht beurteilen.

Der Kreisbetrieb schleppte sich unter diesen Gegebenheiten noch einige Jahre hin und fand dann erst durch den März 1938 zusammen mit derübrigen Kreuzfahrerarbeit sein Ende.

- - -

4
REVOLTE IM ALTKREIS

Der "B-K" war vom "Neubau", vom 7. Bezirke Wiens aus, zu uns in den 1. Bezirk, in die Innere Stadt, gekommen. Auf dem Neubau gab es schon einen Altkreis, als es bei uns erst Jungkreise oder bestenfalls einen Mittelkreis gab. So waren die vom "Neubau" uns von der "Inneren Stadt" an Jahren voraus und die Folgen dieses Altersunterschiedes zeigten sich auf mancherlei Weise:

Die vom Altkreis Neubau waren uns an Lebenserfahrung überlegen: Ihre Volks- und Mittelschuljahre waren noch in die Zeit des ersten Weltkrieges, bei manchen von ihnen sogar noch in die Vorkriegszeit gefallen, sie hatten die Nöte des Krieges und der ersten Nachkriegszeit noch in lebendigster Erinnerung.
Für uns von der Inneren Stadt jedoch war der Krieg nur eine Erinnerung aus unserer frühen und frühesten Kindheit, aus einer Zeit, da wir überhaupt noch nicht imstande gewesen waren zu überlegen und logisch zu denken. So war es nicht schwer, in uns eine gewisse Begeisterung für den Krieg und alles, was mit ihm zusammenhing, zu entfachen. Die vom Neubau dachten hier natürlich viel nüchterner.
Altkreis Neubau war auch ein Theaterkreis. In den Zwanzigerjahren veranstaltete der "B-K" im großen Festsaale des CVJM-Vereinshauses auf dem Neubaugürtel so manche gelungene Theateraufführung, die Träger der Hauptrollen stellte der Altkreis Neubau. Dabei wagte man sich an Stücke wie Goethes "Faust", Grillparzers "Wehe dem, der lügt"!, Max Mells "Apostelspiel", August Strindbergs "Nachtigall von Wittenberg" und andere. Hier wurden den Menschen schöne, reiche Abende geboten, die auch den Bundessäckel stärkten: Die Zuschauer, denen man wegen der damaligen hohen Lustbarkeitssteuer kein Eintrittsgeld abverlangen konnte, gaben desto reichlicher freiwillige Spenden.
Für die Theaterstücke benötigte man auch weibliche Rollen. So entwickelte sich der Altkreis Neubau, der sich zuletzt nur mehr aus Hochschülern und Berufstätigen zusammensetzte, mit der Zeit immer mehr zu einem gemischten Kreise, zum Unterschied gegen alle übrigen Kreise des Bundes, bei denen die Trennung nach Geschlechtern streng durchgeführt war. Sonst hatte nur noch der "Führerkreis", das Führungsgremium des Bundes, weibliche Mitglieder in seiner Mitte.

An den Kreisabenden auf dem Neubau wurde auch getanzt. Wie man bei uns in der Inneren Stadt munkelte, verfügten sie dort sogar über ein Grammophon und - für uns der Gipfelpunkt des Anstößigen - sie tanzten sogar Jazz !

Die vom Altkreis Neubau sah man stets nur in normaler bürgerlicher Kleidung mit Kragen und Krawatte, wir hingegen bevorzugten das weiße Schillerhemd mit Ausschlagkragen, dann die Lederhose mit Überschwung und Schulterriemen nebst weißen Stutzen. Marschieren und Übernachten in Zelten, wie wir es liebten, war auch nicht nach dem Geschmack der Neubauer. Ich erinnere mich nicht daran, daß ich je eine größere Anzahl von ihnen auf einem unserer Bundestage gesehen hätte. Alles dies erweckte unseren stillen Groll. Diesen trugen wir eine Weile mit uns herum und steigerten ihn wohl noch durch erbittertes Geflüster zuzweit oder zudritt.

Es gab aber für uns noch weiteren Anlaß zum Ärger: In unserem Kreise hatten wir ein musikalisch hochbegabtes Brüderpaar. Der Ältere der Beiden, damals schon ein ausgezeichneter Klavierspieler, ist leider auch ein Opfer des zweiten Weltkrieges geworden, sein jüngerer Bruder ist heute ein in Wien bestens bekannter Cellist. Beide haben damals viele Bundesveranstaltungen und auch manche Theateraufführung des Altkreises Neubau durch ihre Musikdarbietungen verschönert. Sonst beteiligten sie sich an unserem Kreisleben recht wenig und hatten sich dadurch unser Mißfallen zugezogen. Ein weiteres Mitglied unseres Kreises erschien uns wegen seiner Abstammung als untragbar.

So beschlossen wir denn, unserem Kreisführer geistig die Pistole auf die Brust zu setzen und ihn vor die Wahl zu stellen, entweder den Altkreis Neubau und unsere drei Mißliebigen aus dem Bunde zu entfernen oder aber auf unsere weitere Mitarbeit im Bunde zu verzichten. Wir beauftragten einen der Unsrigen, die dafür notwendigen Verhandlungen mit unserem Kreisführer einzuleiten.

Darüber, wie sich solch ein Ultimatum wohl mit unserer Bundesverpflichtung: "...wollt Ihr einander gute Kameraden sein..." und: "...wollt Ihr Euren Führern gerne gehorchen..." usw.usw... vertrug, hatte sich keiner von uns den Kopf zerbrochen.

Ebensowenig hatten wir bedacht, daß unser Kreisführer doch auf ein solches Ansinnen gar nicht eingehen konnte und durfte. Hätte er als erwachsener Mensch sich von uns Knaben, die wir noch nicht einmal von Staats wegen für reif erklärt worden waren - wir alle standen ja damals noch VOR unserer Matura ! - , vorschreiben lassen, wer nun zum Bunde gehören dürfe und wer nicht, so hätte er doch damit vor sich und vor uns jede Autorität eingebüßt.

Unser Abgesandter kam denn auch von seiner Aussprache mit unserem Kreisführer recht kleinlaut zurück: Er war gleich zu Beginn

seiner "Verhandlung", gleich beim ersten Kreuzen der Klingen, bereits entwaffnet worden:
Als er nämlich seine Rede mit den schwungvollen Worten begann: "Der Altkreis Innere Stadt hat beschlossen"... war ihm unser Kreisführer sogleich ins Wort gefallen und hatte ihm erwidert:"
"Entschuldige, daß ich Dich unterbreche, aber der Altkreis Innere Stadt kann ohne seinen Führer gar nichts beschließen; ohne mich könnt Ihr überhaupt keine Beschlüsse fassen."

Auf dieses Argument, an das keiner von uns gedacht, das niemand von uns auch nur in Erwägung gezogen hatte, war unserem Abgesandten keine Antwort eingefallen. Er hatte nichts zu erwidern gewußt und so war die Aussprache schon zu Ende gewesen, bevor sie eigentlich recht begonnen hatte. Nun hatten wir daraus eigentlich die Konsequenzen ziehen und alle miteinander aus dem Bunde austreten müssen. Vor diesem letzten Schritte schreckten wir jedoch zurück. Bei dem ganzen Unternehmen war uns ohnedin nicht ganz wohl zumute gewesen.

Die Bundesführung war anscheinend auch ganz froh darüber, daß die Angelegenheit ein solch friedliches Ende genommen hatte. Eigentlich hätte sie aber das Ganze doch als ein Alarmzeichen ernster Ordnung ansehen sollen:

Die meisten von uns gehörten doch dem Bunde schon seit dem Beginn ihrer Mittelschulzeit an, einige galten sogar als Führungsnachwuchs. Wenn junge Menschen, die schon solange dabei waren, es trotzdem über sich brachten, ihrer Führung ein solches Ultimatum zu stellen, so mußte doch irgend etwas an ihrer inneren Haltung nicht in Ordnung sein, irgend etwas konnte doch da nicht stimmen und man hatte die Ursachen dafür erforschen und die ernstesten Anstrengungen machen müssen, um eine Wiederholung solcher Aktionen für alle Zukunft unmöglich zu machen.

Sieben Jahre später gab es im Bunde eine ähnliche Aktion, nur mit viel ernsteren Ausgange: Da traten die Grazer Kreuzfahrer fast geschlossen aus dem Bunde aus, das sie den Namen gegeben hatten. Vielleicht hätte ein entschlossenes Herumwerfen des Bundessteuers zur rechten Zeit doch eine größere Zahl von ihnen von ihrem blinden Wege abgebracht und dem Bunde erhalten.

Der Altkreis Neuburg trat in der Folge im Bunde immer weniger in Erscheinung: Um diese Zeit (1929/30) hatten alle seine Mitglieder ihre Studien bereits beendet und waren in das Berufsleben eingetreten. Damit fanden auch die schönen Theaterabende im Festsaale des CVJM von selbst ein Ende, was für das Leben des Bundes sicher

eine Verarmung bedeutete.
An die Stelle dieser Aufführungen traten nun Laienspiele, die literarisch auf einer bedeutend niedrigeren Stufe standen, von den dabei Beteiligten mehr "Gesinnung" als schauspielerischen Können verlangten und daher auch vom Altkreise Innere Stadt bewältigt werden konnten. Die dichterische Aussage dieser Spiele war mindestens so verschwommen, daß sie jede gewünschte Deutung und Auslegung zuließ.

Das erste Laienspiel dieser Art war der "Beowulf, ein heldisches Spiel" von Otto Bruder. Er wurde vom Altkreis Innere Stadt auf dem Bundestag 1929 in Linz aufgeführt. Solche Spiele gehörten in der Folge zum ständigen Programm unserer Bundestage, gingen jedoch auch bei kleineren Bundesveranstaltungen über die Bühne.

Die Handlung des "Beowulf" hält sich eng an den altenglischen Sagenstoff gleichen Namens: Ein Ungeheuer verheert bei Nacht immer wieder das Gebiet eines Germanenstammes. Dabei gelingt es ihm stets, die ausgestellten Wachen durch Zauberkräfte in Schlaf zu versetzen, sodaß es dann seine Untaten ungestört an den Schlafenden vollbringen kann. Lange Zeit hat das Untier Erfolg und die Verzweiflung im Volke wird immer größer. Endlich aber erscheint der Held Beowulf, der dem Zauber nicht erliegt und nicht in Schlaf verfällt wie alle Anderen. Er tötet das Ungeheuer und befreit dadurch sein Volk von dieser Plage.

Dieses Beowulfspiel wurde nach 1933 mit Vorliebe auch von Tarngruppen der dann verbotenen Nationalsozialisten aufgeführt. Die Pikanterie am Rande habe ich erst lange nach dem Kriege erfahren:

Der Name "Otto Bruder" war nur ein Künstlername. Der Verfasser des "Beowulf" nannte sich in Wirklichkeit Otto Salomon und war ein Jude, der nach 1933 wegen seiner Abstammung aus Deutschland in die Schweiz emigrieren mußte. Dies war uns natürlich, als wir das Stück beim Linzer Bundestag 1929 aufführten, ebenso unbekannt wie den Tarngruppen, die den "Beowulf" nach 1933 auf ihren getarnten Veranstaltungen über ihre illegalen Bühnen gehen ließen.

Hätte man uns damals im Jahre 1929 darüber aufgeklärt, daß der Verfasser jenes heldischen Spieles, das unsere hellste Begeisterung erregte, - ein Jude sei, so hätte das sicher großes Ärgernis unter uns erregt. Vielleicht hätte es uns aber doch irgendwie zum Nachdenken angeregt; darum glaube ich heute, daß man uns unbedingt schon damals darüber hätte aufklären sollen.

Hätte der Altkreis Neubau jemals echte Aussichten gehabt, der nach 1930 immer stärker hervortretenden Bundesunvernunft wirksam

Widerstand entgegenzusetzen ? Dies ist in der Rückschau wohl schwierig zu beurteilen. Vielleicht aber wäre im Bunde doch manches anders gekommen, wenn der spätere Älterenkreis Wien nicht aus dem Altkreis Innere Stadt, sondern aus dem Altkreis Neubau hervorgegangen wäre.

Aus heutiger Sicht muß man es wohl bedauern, daß es dem Altkreis Neubau nicht vergönnt war, einen stärkeren Einfluß auf die Führung des Bundes auszuüben und so ein Gegengewicht gegen andere Strömungen zu bilden, die sich in den Jahren nach 1933 im Bunde immer mehr bemerkbar machten.

- - -

5

"HAST DU SCHON . ."

"Hast Du schon einen Paß ins Dritte Reich"!

Diese Frage stellte mir nicht lange nach der Machtergreifung im Jahre 1933 ein Kreuzfahrer. Mit diesem Paß meinte er jedenfalls die Mitgliedskarte der nationalsozialistischen Partei oder einer ihrer Gliederungen. Als ich verneinte, war er anscheinend schwer enttäuscht; er schüttelte mißbilligend sein Haupt und brummte etwas mir Unverständliches vor sich hin.

Nach 1938 traf ich ihn wieder einmal; da fragte er mich, ob ich jetzt wenigstens in irgend einer Organisation mittue.

"Jawohl", erwiderte ich, "ich bin bei der D.A.F."!

Die Deutsche Arbeitsfront (D.A.F.) war eine Zwangsorganisation, der damals jeder in Arbeit Stehende angehören mußte. Im Sommer 1938 hatte ich allerdings bei Siemens-Schuckert in Nürnberg einen reichsdeutschen Kollegen kennen gelernt, der damals erst in die D.A.F. aufgenommen worden war ...Wie dieser das Kunststück fertig gebracht hatte, sich als Reichsdeutscher nun fünf Jahre lang um die Mitgliedschaft in jenem Verein herumzudrücken, hätte ich damals gerne gewußt, doch konnte ich ihn nicht gut danach fragen.

Zum zweiten Male erregte meine Antwort die Unzufriedenheit meines Gegenübers.

"Nun, beim Reichskolonialbund könntest Du doch wenigstens mittun"! meinte er entrüstet.

Gott hat mich gnädig vor jenem Paß ins Dritte Reich bewahrt. ER hat mich auch ohne diesen Paß oder vielleicht gerade deshalb, weil ich keinen solchen Paß mein eigen nannte, gnädig und ohne Schaden durch das Dritte Reich und durch den Zweiten Weltkrieg hindurchgeführt. So manchen Kreuzfahrer aber, der über einen solchen Paß verfügte, hat der Krieg das Leben gekostet. Diejenigen von ihnen aber, die jenen Paß besaßen und den Krieg überlebten, hatten dann nachher auf Grund dieses Passes alle möglichen Scherereien, sie hatten viele Unannehmlichkeiten von den Entnazifizierungsbehörden zu erdulden. Nun wurde auch ihnen - wie vor ihnen schon so vielen anderen Menschen im Laufe der Weltgeschichte - der Befehl erteilt:

"Adora, quod incendisti ! Incende, quod adoravisti"!

(Bete an, was Du bisher in Brand gesteckt, stecke in Brand, was Du bisher angebetet hast) und auch sie haben sich, wie so viele andere vor ihnen, diesem Befehle beugen müssen....

Mir selber jedoch ist dies alles durch Gottes Gnade erspart geblieben und ich kann wohl nicht genug dankbar dafür sein.

= = =

6

"HEUTE HABE ICH"....

"Heute habe ich meine Seele dem Teufel verschrieben"! sagte in jenen bewegten Tagen einmal ein Mitglied unseres Älterenkreises Wien. "Ich bin nämlich der S.A. beigetreten"!

Ein fröhliches Lächeln verklärte bei diesen Worten das Antlitz des Sprechers; es war ihm anzumerken, daß er meinte, jetzt einen außerordentlich guten und treffenden Witz gemacht zu haben. Mir kam damals schon diese Bemerkung etwas seltsam vor und ich mußte dabei unwillkürlich an die Worte denken, die der Dichter des "Faust" in der Szene in Auerbachs Keller seinem Mephistopheles in den Mund legt:

"Den Teufel merkt das Völkchen nie,
und wenn er sie beim Kragen hätte"!.....

Heute - nach all den Erfahrungen, die wir inzwischen gemacht haben - erscheint mir jener Witz noch viel fragwürdiger als damals. Mit dieser Bemerkung wollte jener Kreuzfahrer doch jedenfalls Menschen verspotten, die ihn vor jenem Schritte gewarnt hatten. Er glaubte, es besser zu wissen als sie und entschloß sich - ihren Warnungen zum Trotz - dazu, jenem Vereine dennoch beizutreten.

Heute weiß er, wohin ihn dieser Weg geführt hat. Dabei ist ihm noch besser gegangen als so manchen anderen, die dasselbe getan hatten wie er. Er hat sogar den Krieg überleben dürfen, ohne an seinem Leibe Schaden zu erleiden. Nach dem Kriege hat er allerdings eben auf Grund jenes Beitrittes zunächst arge Nachteile hinnehmen müssen. Auch dabei ist es ihm aber noch viel besser ergangen als vielen Anderen, jedenfalls weitaus besser, als es allen Andersdenkenden ergangen wäre, wenn seine Partei den Krieg gewonnen hätte.

Trotz seiner Vergangenheit gelang es ihm schließlich sogar, im Staatsdienst unterzukommen und dort einen gehobenen Posten zu erreichen. Vor einigen Jahren ist er nach Erreichung der Altersgrenze in den Ruhestand getreten. Seinen Witz von damals hat er sicher schon längst vergessen.

Am Jüngsten Tage wird man ihn auch an dieses unnütze Wort von ehemals erinnern, so wie man dann auch einen jeden von uns an all die wohlgemeinten Warnungen erinnern wird, die uns in unserem Leben zuteil geworden sind, die wir aber verlacht und in den Wind geschlagen haben. ....

- - -

Georg von Wolnobich

MEIN FREUND JÖRG

Er entstammte einem alten kroatischen Geschlechte. Sein Name hatte in der österreichisch-ungarischen Armee einen guten Klang. Der Dienst im Heere des Vielvölkerstaates gehörte bei seinen Vorfahren zur Familientradition. Sein kroatischer Name bedeutete, ins Deutsche übersetzt: "Sohn des Krieges". Nomen est omen !

Die Familie war schon vor langer Zeit von der Militärgrenze in die Reichshauptstadt Wien gezogen. Jörgs Vater war im ersten Weltkrieg gefallen, einer seiner Vorfahren war bei Königgrätz geblieben. Die Eltern seiner Mutter, die ebenfalls einer Offiziersfamilie entstammte, hatten einen Besitz in Weyer a.d.Enns.

Wir wuchsen beide miteinander vom Jungkreis Innere Stadt der Kreuzfahrer über den Mittel- und den Altkreis in den Älterenkreis hinein, beendeten im selben Jahre (1930) die Mittelschule und wandten uns dem technischen Studium zu. Nach zwei Semestern Architektur sattelte er um und wurde Theologe. Dieses Studium brachte er rasch hinter sich; er beendete es 1934 in Leipzig.

Damals war es üblich, daß die Studenten der evangelischen Theologie aus Österreich ein Jahr ihres Studiums an einer reichsdeutschen Hochschule absolvierten. Stipendien für solche Zwecke wurden jedenfalls von der evangelischen Kirche Deutschlands ausreichend zur Verfügung gestellt.

Jörg hat in Leipzig seine Frau kennen gelernt und hat noch im Jahre 1934 geheiratet. Er war der erste unseres damaligen Kreises, der sich zu diesem Schritte entschloß.

Die Beiden machten auch eine Hochzeitsreise. Diese führte das junge Paar weit nach Norden über Königsberg bis in die damals noch selbständigen baltischen Staaten. Jörg zeigte mir einmal wunderschöne Fotos von Burgen des deutschen Ritterordens und von Gebäuden aus den baltischen Städten, Bilder, die er und seine Gattin auf jener Reise zur Erinnerung aufgenommen hatten.

Was hätten die beiden Hochzeiter wohl gesagt, wenn auf ihrer Seereise damals ein Prophet zu ihnen aufs Schiff gekommen wäre und zu ihnen gesagt hätte:

"Seht Ihr hier diese Stätten versunkenen Glanzes und versunkener Herrlichkeit ? Seht sie Euch gut an, denn in knapp zehn Jahren wird dies alles hier unter russischer Herrschaft stehen ! Königsberg aber, die Stadt des Immanuel Kant und des Hans David v. York, die Stadt, von der aus Anno 1813 die Befreiungskriege ihren Aus-

gang nahmen, wird dann Kaliningrad heißen"!

Solch einen Propheten hätten die Beiden damals sicher verlacht und für einen Narren gehalten.

Jörg wollte sich, als er in Leipzig heiratete, nur von einem Österreicher trauen lassen. Der einzige evangelische Pfarrer aus Österreich, der damals dort aufzutreiben war, war - der geflüchtete Pfarrer von Arriach aus dem Kärntner Gegendtal. So hat dieser denn die Trauung vorgenommen.

Jörg hat mir dann auch einmal erzählt, warum jener eigentlich aus Österreich hatte flüchten müssen: In der Zeit vor dem 25. Juli 1934, als die Nationalsozialisten in Österreich ihren Kampf gegen die Regierung mit Terroranschlägen führten, hatte jener die Sprengung der Lieserbrücke durchgeführt, er hatte sie mit einigen Helfern auch selbst organisiert. Auch beim Juliaufstand hatte er dort eine führende Rolle gespielt, er hatte seine Arriacher in den Kampf geführt und und war nach dem Scheitern des Unternehmens auf abenteuerliche Weise entkommen.

Er benützte nämlich zu seiner Flucht den fahrplanmäßigen Postautobus, der damals von der Gendarmerie auch zum Abtransport von verhafteten Aufständischen herangezogen wurde, und setzte sich zu den Gefangenen. Bekannte von ihm, die ihn dort sitzen sahen, grüßten ihn mit Bedauern, Teilnahme und Mitgefühl; sie meinten, er wäre auch schon verhaftet. So kam der Arriacher Pfarrer in dem unter Gendarmeriebewachung stehenden Autobus unangefochten durch alle Sperren und konnte schließlich entkommen.

Jörg erzählte mir dies alles im Sommer 1935. Darüber, wie denn solch eine Tätigkeit mit dem Beruf und der Verantwortung eines Pfarrers zu vereinbaren sei, hatte er sich anscheinend keine Gedanken gemacht.

Heute ist die gesprengte Lieserbrücke längst wieder aufgebaut, der Pfarrer aber, der sie sprengte, hat alle seine Handlungen bereits vor einem höheren Richter verantworten müssen. Es muß wohl für ihn ein schreckliches Erwachen gewesen sein, als er erkennen mußte, daß die Partei, für die er sich so eingesetzt und für die er soviel geopfert hatte, immer mehr ein Werkzeug des Bösen wurde, bis sie endlich das furchtbare Strafgericht des Himmels auf sich herabrief und das ganze Volk in ihren Fall hineinzog.

Schon die alten heidnischen Römer hatten eine Ahnung davon, daß die Diener Gottes in übertragenem Sinne Brückenbauer sein sollten, Menschen, denen es aufgetragen ist, Brücken von Gott zu den Menschen, aber auch Brücken von Mensch zu Mensch zu bauen.

Darum nannten die ihre Priester auch "Pontifices" also Brückenbauer und ihr Oberpriester führte den Titel "Pontifex maximus", der Größte der Brückenbauer. In der Sicht der Bibel aber erscheint der HERR selbst als der Oberste und Vornehmste aller Brückenbauer, der die große Brücke von Gott zu den Menschen über den Abgrund der Sünde gebaut hat. Ein Pfarrer, der Brücken sprengt statt Brücken zu bauen, erscheint mir darum als ein Mensch, der den Pflichten und Aufgaben seines Berufes direkt zuwiderhandelt.

Jörg war in Leipzig der S.A. beigetreten. Er hatte sich zu diesem Schritte entschlossen, weil er sich für verpflichtet hielt, dort zu helfen. Damals war die Meinung, man müsse der Partei oder einer ihrer Gliederungen beitreten, um deren Angehörigen seelsorgerliche Hilfe zu leisten, unter unseren Theologen sehr verbreitet. Daß die Partei jedoch die aufnahmewilligen Theologen betrog und sie insgeheim nicht zu Vollmitgliedern machte, wurde den damaligen Anwärtern verschwiegen. Die Zeit war noch nicht gekommen, da die Partei allen ihren Anwärtern die klare Entscheidung abverlangte: Partei oder Kirche - entweder - oder!

Auch der Büro hält sich an den biblischen Grundsatz: "NIEMAND KANN ZWEI HERREN DIENEN!" Im ersten Jahre nach der Machtergreifung nahm er es jedoch mit diesem Grundsatze noch nicht so genau wie in späteren Zeiten und so konnte auch Jörg damals bei der S.A. Dienst tun, ohne daß er sich der hier schlummernden Probleme und Konflikte klar bewußt wurde.

Nach seiner Rückkehr aus Deutschland wurde Jörg unserem Pfarramt Villach zugeteilt und arbeitete dort unter Superintendent Heinzelmann, dem damals höchsten geistlichen Amtsträger unserer Kirche. Als Sitz des Superintendenten war Villach damals ein geistiger Mittelpunkt der evangelischen Kirche Österreichs.

Jörg versah seinen Dienst mit Ernst, Eifer und Hingabe. Bei seinen Fähigkeiten und seiner Dienstauffassung wäre ihm wohl ein schöne Laufbahn sicher gewesen. Leider folgte mein Freund den datischen Traditionen seiner Familie und ging nach 1938 zur Deutschen Wehrmacht. So hat denn auch er das Schicksal seiner Vorfahren geteilt. Als Divisionspfarrer ist er zusammen mit vielen anderen am 17. Februar 1944 im Kessel von Tscherkassy zugrundegegangen.

Er hinterließ eine junge Witwe, die von ihren knapp zehn Ehejahren kaum fünf an der Seite ihres Gatten hatte verbringen können, und vier Kinder, die ihren Vater kaum gekannt hatten. Monika, die Älteste, zählte beim Tode ihres Vaters noch nicht neun Jahre. In jenen Tagen spielten sich solche Tragödien so

häufig ab, daß die Menschen sie schon kaum mehr beachteten, so sehr hatten sie sich schon an die Schrecken des Krieges gewöhnt.

Als Vikar beim Superintendenten hatte Jörg einen guten Einblick in die Probleme, denen sich unsere Kirche damals gegenübersah. Das entscheidungsreiche Jahr 1934 hatte er in Deutschland zugebracht, so wußte er auch von den Verhältnissen draußen viel zu berichten.

Meine Eltern pflegten damals die Sommerferien stets in einem Dorfe nächst Villach zu verbringen. So konnte ich damals Jörg häufig an seinem Dienstorte besuchen. Er war einer der ganz wenigen Kreuzfahrer, die eine andere Heimat als ihre eigene ertragen konnten. So entwickelte sich im Laufe der Zeit zwischen uns eine Diskussion über jenes Thema, das uns damals das meiste Kopfzerbrechen bereitete: Unsere Kirche und der Nationalsozialismus. Dieses Gespräch wurde dann erst durch die Ereignisse des Jahres 1938 unterbrochen.

Jörg beurteilte den Nationalsozialismus in allen seinen damals bekannten Erscheinungsformen durchaus positiv; er gab zu, daß jetzt auch unsere Kirche im Dritten Reiche schwere Zeiten durchzustehen habe; er meinte dabei jedoch, es werde schon alles wieder zurecht kommen. Schwere Zeiten seien stets nur von Nutzen für die Kirche gewesen.

Unser Gespräch begann an einem Herbstnachmittage des Jahres 1935. Jörg hatte gerade eine Stunde Übertrittsunterricht hinter sich - in jenen Tagen drängten sich sehr viele Menschen in unsere Kirche, um sie dann nach dem März 1938 wieder zu verlassen. Da mein Freund gerade Strohwitwer war und dienstfrei hatte, machten wir miteinander einen Spaziergang auf den Buchberg, einen etwa 800 Meter hohen bewaldeten Hügel nordwestlich von Villach.

Dort hatten meine Eltern viele schöne Plätze entdeckt, von denen aus sich liebliche Rundblicke über das Villacher Becken und das Drautal eröffneten. Vom Gipfel des Buchberges hatte man einen Ausblick auf die Hochalmspitze, den östlichsten Gipfel der Hohen Tauern. In dieser mir altvertrauten Umgebung begann ich meine Aktion. Natürlich wollte ich meinem Gesprächspartner nicht mit der Türe ins Haus fallen; ich startete also meinen Angriff mit einem annähernd neutralen Thema.

Damals lief in den österreichischen Kinos ein deutscher Film mit dem Titel: "Der alte und der junge König". Es war ein nationalsozialistischer Propagandafilm in historischem Gewande, der irgendwie durch die österreichische Zensur hindurchgeschlüpft war. Wir hatten den Film beide gesehen, Jörg beurteilte ihn jedoch ganz anders als ich .

Der Film behandelt ein historisches Ereignis, das damals etwa zwei Jahrhunderte zurücklag, den Konflikt zwischen dem "Soldatenkönig" Friedrich Wilhelm I. und seinem Sohne, dem späteren Könige Friedrich dem Großen von Preußen. Um 1730 wollte sich der damalige Kronprinz Friedrich der äußerst harten, unmenschlich strengen Zucht seines Vaters entziehen und nach England flüchten. Das Unternehmen mißglückte jedoch und der vor Wut über diese "Desertion" seiner Sinne nicht mächtige König wollte zuerst seinen Sohn und dessen Freund, den Leutnant Hans Hermann v.Katte, der in den Fluchtplan eingeweiht war, hinrichten lassen. Durch die Vorstellungen aller übrigen europäischen Monarchen ließ sich der "Soldatenkönig" schließlich doch dazu bewegen, seinen Sohn zu begnadigen, der unglückliche v.Katte jedoch mußte seine Freundestreue mit dem Leben bezahlen. Soweit der historische Hintergrund dieses Filmes.

Mir selbst war, obwohl ich von Kindheit an massivster preußischer Propaganda ausgesetzt gewesen bin, und obwohl auch unsere Kirche gegenüber den preußischen Königen und allem, was mit Preußen zu tun hatte, immer eine seltsame Verehrung bekundete, der Soldatenkönig stets zuwider gewesen.

Noch im Jahre 1945, im Kriegsgefangenenlager Rimini, sagte unser dortiger Lagergeistlicher einmal im Verlaufe eines Gespräches über jenen Monarchen:

"Der König Friedrich Wilhelm ist wohl auch ein arger Sünder gewesen, aber er hat alle seine Sünden zu seinem Herrn Jesus Christus emporgetragen und hat sie sich von ihm vergeben lassen"! Dies klang genau so, als hätte der König von Preußen etwa seine Schuhe zu einem Schuster getragen, um sie sich von diesem reparieren zu lassen. Außerdem war hier wohl die Frage berechtigt, wieso denn unser damaliger Lagergeistlicher über das Seelenleben des vor mehr als zwei Jahrhunderten verstorbenen Monarchen so genau Bescheid wußte und woher er überhaupt wissen konnte, ob jenem seine Sünden auch wirklich vergeben worden waren.

Eine besonders greuliche, wohl historische Szene jenes Filmes zeigt den unglücklichen v.Katte auf seinem letzten Gange. Der grausame Soldatenkönig zwingt seinen Sohn, bei der Hinrichtung seines Freundes zuzusehen. Den gequälten Aufschrei des Prinzen: "Das ist ja Mord"! beantwortet ein Hofschranze mit der bezeichnenden Belehrung:

"Seine Majestät mordet nicht"!

Der Soldatenkönig hat übrigens in jenen Tagen noch eine zweite Untat auf sein Gewissen geladen, von der uns jener Film allerdings nichts zu berichten weiß:

Ein armes Mädchen, Tochter des Kantors an der Potsdamer Nikolaikirche, hatte das Unglück, durch seine schöne Stimme die Aufmerksamkeit des Kronprinzen auf sich zu lenken. Die Ärmste war dann so unvorsichtig, ein Geschenk anzunehmen, das er ihr als Anerkennung für eine Gesangsdarbietung überreichte. Der König ließ daraufhin die Unglückliche öffentlich auspeitschen und für drei Jahre in das Spandauer Spinnhaus sperren.

Wenn man sich vorstellt, was solch ein furchtbares Erlebnis für ein Mädchen bedeuten mußte, das in einem christlichen Elternhause wohlbehütet aufgewachsen war, zu Gottesfurcht, Ehrfurcht vor dem König und zur Freude an der Musik erzogen, so packt einen heute noch die Wut. Der Glaube an die Gerechtigkeitsliebe ihres Königs ist in ihr dadurch sicher restlos zerstört worden.
Wenn sie aber an diesem schrecklichen Erlebnis nicht auch körperlich und seelisch zugrunde gegangen ist, wenn die furchtbare Frage:"Wie konnte Gott solch ein schreckliches Unrecht zulassen?" sie nicht in völlige Verzweiflung stürzen konnte, wenn ihr Glaube dieser Prüfung standhielt, dann ist sicher Gottes ganz besondere Gnade mit ihr gewesen.

Auch heute noch fragt man sich, was die Arme denn dafür konnte, daß ihr Gesang dem Prinzen so gefiel, und ob in der damaligen Zeit ein Bürgermädchen sich überhaupt hätte getrauen dürfen, das Geschenk eines Prinzen zurückzuweisen.

Die vorliegende Schilderung dieses erschütternden Tatbestandes samt Beurteilung schrieb ich auf Grund der einzigen Quelle, die mir damals zur Verfügung stand. Inzwischen mußte ich durch das eingehende Studium anderer Quellen erkennen, daß sich auch hier der servile Autor bemüht hat, den königlichen Bösewicht in Schutz zu nehmen und dessen Untat nach Möglichkeit zu verharmlosen. So stehen wir auch hier vor einem eindrucksvollen Beispiele von gefärbter Geschichtsschreibung.

Die Ärmste wurde nämlich zuerst nicht für drei Jahre sondern "FÜR EWIG" nach Spandau geschickt. Erst ein Gnadengesuch des unglücklichen Vaters bewirkte, daß man sie von dort nach drei Jahren entließ. Auch ihr Alter - SECHZEHN JAHRE - verschweigt mein erster Autor - aus begreiflichen Gründen. Daß ein unschuldiges junges Mädchen dieses Alters - fast noch ein Kind - durch ein solches Urteil nicht zum Wahnsinn getrieben wird, daß es die drei fürchterlichen Jahre ohne Schaden des Leibes und der Seele übersteht und daß es, wie berichtet wird, nachher - im Preußen des Soldatenkönigs sogar noch einen Mann findet, sind wohl alles Wunder von oben.

Derselbe Autor berichtet dann kalt und ohne die leiseste Spur

einer Gemütsbewegung - "sie wurde ausgepeitscht"- während andere Autoren melden, daß diese Barbarei an SIEBEN verschiedenen Stellen der Stadt vollzogen wurde - vor dem Hause ihres Vaters (!!!), vor dem Rathause, an allen (vermutlich wenigstens vier) Ecken der Stadt und vor dem Stadttore. Hiezu und zu der servilen Geschichtsschreibung erübrigt sich wohl jeder Kommentar.

In dem Film "Der alte und der junge König" erscheint neben dem Leutnant v. Katte auch sein Vater, ein General v. Katte. Dieser bittet -im Film- den König um Gnade für seinen Sohn. Der König aber überzeugt -im Film- diesen "Vater" davon, daß es um der Staatsraison, der Größe Preußens und der militärischen Disziplin willen, sowie aus anderen ähnlich gelagerten Gründen unbedingt notwendig sei, den Leutnant zu opfern. Der König gibt dem General sogar das unterschriebene Todesurteil in die Hand und erteilt ihm die Erlaubnis, es zu zerreißen, der General jedoch gibt dem König das Blatt unversehrt wieder zurück.

Mich hatte diese Szene des Filmes, als ich sie sah, zutiefst empört. Ein Vater, der so handelt, ist wohl eine traurige Figur, aber kein Vater.

Im Gleichnis vom verlorenen Sohn wird uns doch gezeigt, wie ein Vater sich seinen Kindern gegenüber verhalten soll, die gefehlt haben, wofernn er auch nur einen Funken Reue bei ihnen spürt, und dort gibt ein "Vater" seinen Sohn dahin, der überhaupt nichts Böses getan hat. So ähnlich habe ichs damals auch Jörg gesagt, er aber erwiderte.

"Wenn Du so denkst, so wirst Du ja wohl auch die Ereignisse des Vorjahres im Deutschen Reiche ablehnen"!

Damit hatte er selbst unser Gespräch in jene Richtung gelenkt, in die ich mm es von Anfang an hatte bringen wollen. Er hatte auf die schrecklichen Ereignisse des 30. Juni 1934 im Dritten Reiche angespielt, da nach Hitlers eigenen Angaben mehr als 100, nach anderen Berichten jedoch mehr als 1000 Personen auf Befehl der Staatsführung umgebracht worden waren.

Selbstverständlich lehnte ich dies alles entschieden ab.

Wenn man schon dem Staate das Recht zuerkennen wollte, seine Bürger in bestimmten Fällen mit dem Tode zu bestrafen, so war doch unbedingte Voraussetzung dafür, daß alle jene Tatbestände, auf die der Staat die Höchststrafe setzte, im Strafgesetze genau umschrieben waren und daß in jedem Falle ein soweit als möglich unabhängiges Gericht in genau vorgeschriebenem Verfahren alle vorgebrachten Beweise gewissenhaftest prüfte und nach gründlichster Beweisaufnahme sein objektives Urteil fällte.

Dabei sollten dem Verteidiger des Angeklagten genau die gleichen Rechte eingeräumt werden wie dem öffentlichen Ankläger und es sollte alles, was für den Beschuldigten spricht, genau so berücksichtigt werden, wie das, was gegen ihn spricht. Selbst wenn dies alles beachtet wird, gibt es, wenn man die Unzulänglichkeit aller menschlichen Einrichtungen in Betracht zieht, noch genug Möglichkeiten für Fehlurteile; auch dann werden noch immer viele Unschuldige verurteilt werden, von denen die Welt nichts erfährt. So ähnlich sagte ichs damals auch Jörg, doch er erwiderte nur:

"Glaubst Du, daß es dann nach dem 30. Juni 1934 weniger Todesurteile gegeben hätte, wenn man, wie Du es verlangst, in jedem einzelnen Falle ein ordentliches Gerichtsverfahren durchgeführt hätte"?

Jörg war auch über Einzelheiten der damaligen kirchlichen Lage im Dritten Reich gut unterrichtet und wußte auch von Vorgängen, die damals noch nicht an die Öffentlichkeit gedrungen waren. So erzählte er mir auch von jenem abgehörten Telefongespräch, das in der Audienz der evangelischen Kirchenführer bei Hitler am 25. Jänner 1934 eine Rolle spielte und das dann mit zum endgültigen Bruche zwischen der Staatsführung und der bekennenden Kirche führte. Jörg meinte dazu, man sei eben unvorsichtig gewesen. Wenn in jenem Gespräche etwa Wendungen gebraucht worden seien wie: "Unsere Minen sind gelegt"! oder: "Den Alten torpedieren wir"! (Hier war der alte Reichspräsident v. Hindenburg gemeint), so sei es dem im Marine- und U-Bootvokabular doch weniger erfahrenen "Führer" jedenfalls nicht zu verdenken, wenn er dem Sprecher solcher Worte gegenüber mißtrauisch sei.

Inzwischen sind, wie ich erfuhr, sogar die Tonbänder der damaligen Gespräche aufgefunden worden, sodaß heute eine völlig objektive Beurteilung der damaligen Ereignisse möglich ist. Welch ein Armutszeugnis sich eine Staatsführung selbst ausstellt, wenn sie in Friedenszeiten Gespräche ihrer Bürger belauscht, ist uns Beiden damals gar nicht aufgefallen.

Unsere Diskussion zog sich dann mündlich und schriftlich noch durch die folgenden Jahre hin. In den Jahren 1935 bis 1937 schnitt ich mir aus mir erreichbaren Zeitungen des In- und Auslandes Berichte über den deutschen Kirchenstreit aus. Diese Artikel lieferten infolge der verschiedenen Standpunkte ihrer Verfasser ein sehr deutliches, plastisches Bild jener Ereignisse, die wir damals noch aus der Ferne miterlebten. Besonders ausführlich berichtete in jenen Tagen die "Reichspost", damals unsere offizielle Regierungszeitung über den deutschen Kirchenstreit.

Ich hatte mir aus Interesse alle von mir gesammelten Zeitungs-

ausschnitte mit der Schreibmaschine abgeschrieben, dabei jede einzelne Abschrift säuberlich mit Datum und Quellenangabe versehen. Es waren etwa 100 eng beschriebene Blätter geworden.

Als ich in den Ferien 1937 zum letzten Male vor dem Kriege in Kärnten war, brachte ich Jörg diese Arbeit mit. Er las sie mit Interesse durch und war, wie er mir sagte, besonders beeindruckt von der sachlichen Berichterstattung der "Reichspost", deren Berichte über den Kirchenstreit er noch nicht gekannt hatte.

Für mich war es damals ein großes Ärgernis, daß das katholische Regierungsblatt laufend genaue, gut informierte Berichte über dieses damals hochaktuelle Thema brachte, während in unseren evangelischen Kirchenblättern nicht ein Sterbenswort darüber zu lesen war. Die Ursache für dieses Schweigen ist mir erst allmählich und im Laufe der Zeit klar geworden.

Den Abschluß unserer Diskussion brachte dann der Herbst 1937. Damals gab es im fremdsprachigen Ausland eine Reihe von deutschsprachigen Zeitungen und Zeitschriften, die von deutschen Emigranten herausgegeben wurden. Diese Blätter waren auch bei uns in Wien bei einigen Verschleißstellen erhältlich.
Eine jener Zeitschriften, "Das neue Tagebuch", Herausgeber Leopold Schwarzschild, Erscheinungsort Amsterdam, brachte damals Pastor Niemöllers letzte Predigt - gehalten am 24. Juni 1937 - im Wortlaut. Der Führer der bekennenden Kirche war am 1. Juli 1937 verhaftet worden. Im Herbst 1937 kaufte ich mir jenes Heft mit der Predigt und schrieb mir diese auf der Schreibmaschine mit mehreren Durchschlägen ab.

Nun sandte ich auch an Jörg einen Durchschlag. Er beurteilte die Predigt durchaus positiv. Daraufhin stellte ich ihm die peinliche Frage, wieso es eigentlich komme, daß ich zum "Neuen Tagebuch" des Herrn Leopold Schwarzschild/Amsterdam greifen müsse, wenn ich solch eine Predigt lesen wolle, in unseren Kirchenzeitungen sei doch darüber nichts zu finden. Er antwortete ausweichend. Ein anderer unserer Pfarrer hingegen, dem ich auch ein Exemplar schickte, antwortete mir, eine rechte Predigt solle die Menschen trösten, aufrichten und erbauen, in dieser Predigt geschehe dies jedoch nicht.

In diesem Sommer 1937, es waren die letzten Ferien meiner Studienzeit, habe ich meinen Freund zum letzten Mal in diesem Leben gesehen. Als ich im Herbst 1940 den ersten Urlaub, den mir meine damalige Firma gab, zu einer Reise nach Kärnten benützte, war Jörg schon lange eingerückt. Den Frankreichfeldzug hatte er noch unversehrt überstanden; dann war er mit seiner Einheit nach Linz verlegt worden. Als ich dort vorsprach, erfuhr ich, er sei gerade auf Urla-

und sei zu seiner Familie nach Villach gefahren. So fuhr ich ihm nach, konnte ihn aber dort nicht mehr erreichen. Gott hatte nicht gewollt, daß wir uns auf dieser Welt noch einmal sehen sollten.

Unsere Diskussion von früher hätte ich, wenn wir uns jetzt getroffen hätten, aus Eigenem wohl nicht weitergeführt. Hätte er mich aber direkt gefragt, so wäre mir wohl nichts übrig geblieben als ihm zu bekennen, daß ich trotz allem, was seit unserem letzten Zusammensein geschehen sei, meine Ansichten in keiner Weise geändert habe, ja daß der Ablauf der Ereignisse, die seit damals die Welt erschüttert hätten, nur dazu beigetragen hätten, mich in meinen Ansichten von damals noch weiter zu bestärken.

Die Nachricht von seinem Tode erreichte mich im Felde, gerade, als unsere Einheit von Kroatien nach Italien verlegt wurde. Solche Nachrichten gehörten in jenen Tagen zu den Alltäglichkeiten. Die Menschen waren damals schon so abgestumpft, daß sie sich auch an diese Dinge schon gewöhnt hatten.

Kann Jörg in den letzten schweren Tagen seines Fronteinsatzes noch an einen für seine irdischen Ideale günstigen Ausgang dieses Krieges geglaubt haben ? Im Februar 1944 sah die allgemeine Lage äußerlich wohl noch nicht ganz hoffnungslos aus, aber, wenn man ein Auge und ein Ohr dafür hatte, konnte man auch damals schon die Schrift an der Wand lesen und das Grollen in der Tiefe vernehmen, das die herannahende Katastrophe ankündigte.

Als Divisionspfarrer hatte mein Freund doch sicher Kontakt mit allen Dienststellen seiner Division bis hinauf zum kommandierenden General. So müssen die Gewissenskonflikte, vor die sich gerade der deutsche Soldat im Osten immer wieder gestellt sah, wohl von allen Seiten an ihn herangetragen worden sein.

Die furchtbare Frage: "Bis zu welcher letzten Grenze muß ich einer gottlosen Obrigkeit gehorsam sein und wann an bin ich vor meinem Gewissen dazu verpflichtet, ihr den Gehorsam zu verweigern"?! ? wird auch ihm schlaflose Nächte bereitet haben.

Den Höhepunkt der Tragödie, bei der er mitspielen mußte, hat er nicht mehr erlebt. So ruht er nun aus von all den Kämpfen und Konflikten, die er durchzustehen hatte, ferne von seiner geliebten Heimat, in der weiten ukrainischen Ebene, durch die der Dnjestr und der Dnjepr ihre Wogen dem Schwarzen Meere zuführen.
Möge ihm die fremde Erde leicht sein und das ewige Licht leuchte ihm !

- - -

Jörgs Sohn Christian hat den Beruf seines Vaters gewählt: Er studierte Theologie wie er und wurde dann evangelischer Militärseelsorger im österreichischen Bundesheer der zweiten Republik. Als solcher war von 1969 bis 1971 in Wien tätig. Dann jedoch scheint er in der Liste unserer Geistlichen nicht mehr auf. So vermutete ich zunächst, er sei vielleicht ins Ausland gegangen. Erst vor kurzem erfuhr ich von einem seiner Amtsbrüder, daß Christian auf Grund von Intrigen seiner Kollegen seinen Beruf überhaupt aufgegeben hat und in einen Zivilberuf hinübergewechselt ist.

Nun wäre es wohl begreiflich, daß ein Mensch, der sich aus jugendlicher Begeisterung oder aus Pietät für den Beruf seines Vaters entschieden hat, obwohl sein Vater in diesem Berufe einen frühen Tod fand, diese Entscheidung als Erwachsener nochmals überdenkt. Nun erst erkennt er ja, mit welchen Fragen er hier konfrontiert wird und was da möglicherweise auf ihn zukommen kann. Bei dem derzeitigen Pfarrermangel in unserer Kirche hätte er aber doch, soweit ich es beurteilen kann, jederzeit das Militär an den Nagel hängen und als ziviler Geistlicher in einer unserer Pfarrgemeinden weiterarbeiten können.

Daß ein Mann, der sich - sogar einer Familientradition folgend - einmal für den geistlichen Beruf entschieden hat, sich dann - wenn auch durch Lieblosigkeiten falscher Brüder - dazu entschließt, alles hinzuwerfen und in einen Zivilberuf umzusteigen, ist wohl eine Tragödie.
So hätten seine Freunde und Amtsbrüder wohl von allem Anfang an nach Möglichkeiten suchen sollen, ihn für den Dienst in unserer Kirche zurückzugewinnen. Wohl sind nun seit damals schon fast zwölf Jahre vergangen, doch sollte es nach menschlichem Ermessen für solche Versuche auch heute noch nicht zu spät sein.

- - -

8

BESUCH AUS GRAZ

In der bewegten Zeit zwischen Herbst 1933 und Sommer 1934 besuchte einmal ein Führer der Grazer Kreuzfahrer unseren Wiener Älterenkreis. Der Führer unseres Kreises weilte damals gerade dienstlich in Deutschland. Vielleicht hatte der Grazer den Zeitpunkt seines Wiener Besuches absichtlich gerade so gewählt, um einer Begegnung mit unserem Kreisführer auszuweichen.

Die erste Frage, die der Gast aus Graz gleich bei seinem Eintritt an uns stellte, war - ein Vorwurf. Sie lautete:

"Ja, habt Ihr denn den Harald noch immer nicht hinausgeworfen"?

Harald war nämlich das schwarze Schaf in unserem Kreise: Nicht etwa, daß er seine Vorpflichtungen gegen unseren Bund und gegen seine Kirche nicht sehr genau genommen hätte - o nein ! in dieser Beziehung konnte man ihm nichts nachsagen. Es lag aber etwas gegen ihn vor, das in unseren Augen viel, viel schwerer wog - er war in der Auswahl seiner Großeltern etwas unvorsichtig gewesen und man sah ihm - so meinten wir wenigstens - seine Abstammung schon an der Nasenspitze an.

Harald war ein stiller, bescheidener Mensch, stets zurückhaltend. Auf unseren Pfingsttagungen habe ich ihn nie gesichtet, vielleicht aus dem oben genannten Grunde. Dagegen hatte er einmal an einem unserer Arbeitslager im Hause Landskron teilgenommen. Dort, wo es etwas zu arbeiten gab, hatte man ihn geduldet.

"Er ist ja sooo anständig"! hatte einmal einer der Unsrigen ärgerlich vor sich hingeknurrt. "Nicht auszudenken, was er uns bei den Gilden für einen Schaden anrichten könnte, wenn er einmal mit uns dorthin ginge. Aber dazu ist er ja zu taktvoll"!

Die "Gilden" auch Gildenverband genannt, waren die Dachorganisation der alkohol- und nikotinfreien Wiener Jugendbünde an den Hochschulen Wiens. Die Hochschüler der im "Ring deutscher Jugendbünde" zusammengeschlossenen Vereine - also der evangelischen "Kreuzfahrer", der katholischen Bünde "Neuland" und "Quickborn", des "Österreichischen Wandervogels", der "Deutschen Freischar und anderer gleichgestimmter Gruppen bildeten zusammen den Gildenverband.

Alle diesem Verband angeschlossenen Gruppen hatten - ebenso wie auch alle übrigen nationalen Vereine Wiens als zumindestens ungeschriebenes Grundgesetz den Arierparagraphen. Nur die, wie es damals hieß "konfessionell ausgerichteten" Gruppen, also die "Kreuzfahrer", ebenso wie auch "Neuland" und "Quickborn" konnten diesen Paragraphen nicht einführen, weil sie damit doch ihre christ-

lichen Grundsätze verleugnet hätten.

Es war dies ein heißes Eisen, das damals bei uns niemand so recht anzufassen wagte, das uns aber immer wieder großen Ärger bereitete. Die Problemstellung mit allen ihren Konsequenzen war uns allen zu jener Zeit noch keineswegs klar.

So folgte dieser Frage unseres Grazer Gastes nur ein verlegenes Stillschweigen unsererseits. Keiner von uns allen war innerlich so weit, daß er dem Fragesteller die richtige Antwort hätte erteilen können. Die einzig mögliche Antwort auf eine solche Frage hätte doch nur lauten dürfen:

"Ist es recht, einen Menschen, der uns nie etwas getan und der seine Bundesverpflichtungen stets treu und gewissenhaft erfüllt hat, einzig und allein wegen seiner Abstammung, für die er doch wirklich nichts kann, aus dem Bunde zu entfernen"?

"Wir alle wurden doch einmal gefragt:"

"Wollt Ihr gute Kameradschaft halten, wie es Fahrt- und Weggenossen tun ? .... Wollt Ihr einander gute Kameraden sein ? .. .... Wollt Ihr das versprechen und es nach Kräften halten, so saget:"Ja"! Das "Ja"! habt Ihr ja alle einmal gesagt. Sieht so Eure gute Kameradschaft aus ?!? Schämt Euch doch alle, die Ihr es nicht wagt, auf eine solche Zumutung mit einem entschiedenen "Nein"! zu antworten"!

So hätte unsere Antwort lauten müssen, aber es war keiner unter uns, der sie gesagt hätte. Unser Kreisführer war ferne und so war eine lahme Ausrede auf ihn die einzige Antwort, zu der wir uns aufschwangen. Sonst ist uns damals nichts eingefallen. Jedenfalls werden wir alle uns wegen solcher Lieblosigkeiten, die wir teils begangen, teils geduldet haben, einmal sehr ernst zu verantworten haben.

Unser Gast sang uns dann einige Lieder vor, die damals in unseren Grazer Kreisen häufig gesungen wurden. Einer dieser Gesänge hatte den folgenden Text:

Erde schafft das Neue, Erde deckt das Alte,
Deutsche, heilige Erde, ewig jung uns halte !
Du hast uns geboren, Dir gehören wir !
Treue, ewge Treue kündet das Panier !
Wir Jungenschreiten gläubig, der Sonne zugewandt !
Wir sind ein heiliger Frühling ins Deutsche Land !

Wir erachten dieses Lied damals schon als ein wenig Hochtrabend. Heute weiß ich, daß das Lied so wie andere Gesänge ähnlicher Art widerchristliche Gedanken enthielt. Als Kreuzfahrer hätten wir so etwas eigentlich gar nicht singen dürfen.

Nach einigen weiteren Liedern ähnlicher Art gab unser Gast zuletzt noch ein Werk eines Grazer Kreuzfahrers zum besten.

Der junge Dichter hatte auch selbst die Noten unter seinen Text gesetzt.

Die Singweise begann, wie uns unser Gast noch besonders erläuterte, mit schweren, dumpfen Molltönen, um sich dann zum Schlusse zu sieghaften, jubelnden Durakkorden emporzuschwingen. Der Text dieses für die damalige innere Haltung unserer Grazer charakteristischen Liedes ist mir noch heute im Wortlaut gegenwärtig; er lautet:

Vom Feinde in Ketten und Bande geschlagen
Wir harren der kommenden Zeit.
Wir harren - doch nicht unter Stöhnen und Klagen;
Wir stehen zum Kampfe bereit !

Zum Kampf für die Freiheit, zum Kampf für das Recht,
Der Fronvögte Werk geh' in Scherben !
Wir schaffen und reifen; das neue Geschlecht
Ist willig, für Deutschland zu sterben !

So stehen wir trotzig und siegesbewußt
Und wissen, der Herr steht uns bei.
Wir tragen ein heiliges Feuer in der Brust.
Die Losung sei: "Deutschland und frei"!

Der Feind, von dem in der ersten Strophe dieses Liedes die Rede ist, war die Regierung des damaligen Bundesstaates Österreich, also unsere Obrigkeit; es war jene Obrigkeit, der wir damals nach den Worten des Apostels Paulus in der Auslegung Dr. Martin Luthers zu Gehorsam verpflichtet gewesen wären.

Dieser Kreuzfahrer und seine Gesinnungsgenossen standen also nach ihrer eigenen Aussage zum Kampfe gegen ihre Obrigkeit bereit. Dabei handelte es sich nicht etwa um einen Kampf mit Worten, um eine geistige Auseinandersetzung, deren Ziel es gewesen wäre, den Gegner zu überzeugen und zu bekehren, ihm die Ansicht, die man selber vertrat, nahezubringen, - nein, es handelte sich um einen Kampf mit der Waffe in der Hand gegen die eigene Staatsregierung. Dies hat der weitere Ablauf der Ereignisse damals mit aller Deutlichkeit gezeigt.

Hätten diese Kreuzfahrer vorerst bei Dr. Martin Luther nachgelesen und sich so bei ihm Rat für ihr Vorhaben geholt, so hätten sie erfahren, daß unser Reformator einen bewaffneten Aufstand gegen die eigene Obrigkeit in jedem Falle für eine Sünde hält. Ja, Luther geht sogar noch weiter: Nicht einmal um des Evangeliums willen sei es gestattet, gegen die eigene Obrigkeit zu den Waffen zu greifen, erklärt er und beruft sich dabei auf das Wort des HERRN:

"WENN SIE EUCH IN EINER STADT VERFOLGEN, SO FLIEHET IN EINE ANDERE"!

Und, wenn diese Kreuzfahrer beim Propheten Jeremia nachgelesen hätten, so hätten sie in dessen Brief an die in Babel gefangenen Juden den Rat gefunden:

"SUCHET DER STADT BESTES,... BETET FÜR BABEL, DENN, WENN ES BABEL WOHLGEHT, WIRD ES AUCH EUCH WOHL ERGEHEN"!

Und den Juden in der babylonischen Gefangenschaft, im Reiche des Königs Nebukadnezar, ging es doch sicher viel, viel schlechter als den Gesinnungsgenossen jenes Kreuzfahrers in Österreich im Jahre 1933 und danach. Hier konnte man doch wohl kaum von einer Knechtschaft reden.

Der junge Dichter nannte seinen Kampf einen Kampf für die Freiheit, einen Kampf für das Recht ....

Später hat es sich dann herausgestellt: Das Recht, das seine Leute meinten, war das Recht, anderen Willkür und Gewalt anzutun. Ebenso war unter der Freiheit, von der man so gerne redete, nur die Möglichkeit verstanden, andere zu Knechten zu machen. Auch das ist später nur zu klar geworden.

Der fromme Wunsch: "Der Fronvögte Werk geh' in Scherben"! ist sogar wirklich in Erfüllung gegangen, nur hat es sich dann leider herausgestellt, daß sich die Gesinnungsgenossen jenes Kreuzfahrers, nachdem sie an die Macht gelangt waren, zu noch viel ärgeren Fronvögten entwickelt haben, als ihre Vorgänger, die verglichen mit jenen wirklich wahre Waisenknaben gewesen sind.

Der Trotz, dessen sich er junge Dichter rühmt, ist sicher keine biblische Tugend, die Halsstarrigkeit des Volkes Israel wird von den Propheten des alten Bundes oft beklagt; das Siegesbewußtsein hat getrogen. Ebenso hat sich das angebliche Wissen, daß der HERR ihnen bei ihrem Vorhaben beistehen würde, als eine traurige Selbsttäuschung erwiesen, sonst hätten sie ja ihr Ziel doch erreichen müssen. Daß sie ein heiliges Feuer in der Brust getragen haben, kann man heute, da die Früchte dieses Feuers vor aller Welt offenbar geworden sind, nur auf das ernsteste bezweifeln. Der Wille des "neuen Geschlechtes" aber, für Deutschland zu sterben, ist nur wenige Jahre später auf eine furchtbare Probe gestellt worden und zusammen mit vielen anderen Kreuzfahrern ist auch der Dichter und Komponist des eben zitierten Liedes ein Opfer des zweiten Weltkrieges geworden.

So bleibt nur die Hoffnung, daß dem Armen vor seinem traurigen Ende doch noch die Erkenntnis geschenkt worden ist, wie falsch der Weg war, den er selber gegangen ist und auf den er auch andere verlockte, daß ihm selbst aber noch Zeit zu innerer Einkehr, Sinnesänderung und Umkehr gegeben worden ist und daß er dann diese Zeit auch genützt hat.

Unser Gast aus Graz erzählte uns dann noch lange und ausführlich von all den Verfolgungen, denen er und seine Gesinnungsgenossen

in jenen Tagen ausgesetzt waren. Diese Verfolgungen erschienen ihm und auch uns als der Gipfel allen Unrechtes, während er selbst alle Handlungen seiner Gesinnungsgenossen für vollkommen rechtmäßig und gerechtfertigt hielt.

Wir hatten damals alle ein großes Mitgefühl mit allen jenen, die in dieser Zeit mit dem staatlichen Machtapparat in Konflikt kamen und in die Maschinerie der Polizei und der Gerichte hineingerieten; wir hielten sie wohl gar für solche, die "UM DER GERECHTIGKEIT WILLEN VERFOLGUNG LEIDEN".

Hätte ich damals schon gewußt, was die Gesinnungsgenossen dieses Kreuzfahrers nach erfolgter Machtergreifung nicht nur ihren früheren Gegnern, sondern auch vielen Menschen antun würden, die ihnen gar nichts getan hatten, mein Mitgefühl mit ihren damaligen Drangsalen wäre jedenfalls viel geringer gewesen. Doch fiel mir damals schon der innere Widerspruch auf, dem die Menschen zum Opfer fallen, die ein solches Unternehmen beginnen. Sie halten alles, was sie selbst tun, für völlig berechtigt, sie glauben dabei wohl sogar, im Dienste einer höheren Gerechtigkeit zu handeln, ihrem Gegner jedoch billigen sie nicht einmal das Recht zu, sich gegen den ihm drohenden Angriff zur Wehr zu setzen.

Wenn ich, wie es damals geschah, einen Angriff gegen die herrschende Staatsgewalt unternehme, so darf ich mich doch dann nicht darüber wundern, daß die Obrigkeit mein Vorhaben zu behindern und zu durchkreuzen trachtet und dabei auch alle ihr zu Gebote stehenden Mittel einsetzt

"SIE FÜHRT FAS SCHWERT NICHT UMSONST"!

All dies muß ich mir natürlich vorher überlegen, ich muß diese Gedankengänge sorgfältig und gewissenhaft in allen ihren Konsequenzen durchdenken, bevor ich mich einem solchen Unternehmen zuwende. Wenn ich nachher, wenn sich die voraussehbaren Folgen meiner Taten einstellen, zu klagen und zu jammern beginne, so lasse ich dadurch nur erkennen, daß ich nicht mit der gerade in solchen Fällen besonders notwendigen Überlegung gehandelt habe.

Unser Gast fuhr dann wieder in seine Heimatstadt zurück und setzte dort seine Tätigkeit bei den Kreuzfahrern noch einige Jahre lang fort. Im Frühjahr 1937 aber trat er dann mit fast allen Grazer Kreuzfahrern aus dem Bunde aus, dem sie den Namen gegeben hatten; er ging dorthin, wohin ihn sein Herz von Anfang an gezogen hatte. Ich habe ihn zu Pfingsten 1936 beim damaligen Bundestage der Kreuzfahrer auf Schloß Strechau bei Rottenmann im Ennstale zum letzten Male gesehen.

= = =

Unser Gast aus Graz war von Beruf Lehrer. Als solcher wurde er zu Zwecken des Krieges nach 1941 bei den Germanisierungsbestrebungen in der Untersteiermark eingesetzt und hat sich bei der "Gleichschaltung" des dortigen Schulwesens sehr hervorgetan. Im Jahre 1945 konnte er sich von dort rechtzeitig absetzen, sodaß er mit dem Leben davongekommen ist.

Nach dem Kriege ist er auch mit Beiträgen zu nationalen Zeitschriften hervorgetreten. Aus jenen seiner Artikel, die mir seitdem in die Hände gekommen sind, glaube ich entnehmen zu dürfen, daß der gewaltige historische Anschauungsunterricht, der den Menschen in Europa in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts erteilt worden ist, an ihm völlig spurlos verübergegangen sein muß...

- - -

9

DAS GRAZER VATERUNSER.

Unsere Grazer hatten das Vaterunser abgeändert: Wohl war es keine allzugroße Änderung, die sie dort vorgenommen hatten; sie hatten nicht etwa eine Bitte weggelassen oder eine andere hinzugesetzt; bei dieser Änderung handelte es sich nur um ein einziges Wort, das sie zur fünften Bitte hinzugefügt hatten. Sie beteten an dieser Stelle:

"Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben w o l l e n unsern Schuldigern!"

"... wie auch wir vergeben w o l l e n ..."

Sicher hatten sie für diese Abänderung auch eine einleuchtende Erklärung bereit. Daß wir unseren Schuldigern vergeben, so sagten sie wohl, das geht doch über menschliche Kraft hinaus, das können wir doch gar nicht. Da ist es doch ehrlicher und wahrhaftiger, wenn wir dies auch offen zugeben und sagen: "Wir w o l l e n es wenigstens, wir versuchen es wenigstens."

Aber, so könnte man erwidern, der HERR hat doch die Schwäche der menschlichen Natur besser gekannt als wir. Hätte ER dieses Wort an dieser Stelle der Bitte haben wollen, so hätte ER es doch selber hingesetzt. Setzen aber nun wir dieses Wort dorthin, so ist damit doch schon der ganze Text ein anderer geworden und es erhebt sich sogleich die Frage:

"Ja, wollen wir denn überhaupt ???"

So wäre es wohl besser gewesen, die Grazer hätten es nicht versucht, den HERRN zu korrigieren, sondern hätten den Text unverändert gelassen, so wie er uns überliefert worden ist:

"VERGIB UNS UNSERE SCHULD, WIE AUCH WIR VERGEBEN UNSERN SCHULDIGERN."

- - -

10

"WIR SIND NICHT VON DENEN, DIE DA WEICHEN..."

Über diesen Text aus dem Hebräerbrief hörte ich - es muß wohl in den frühen Dreißigerjahren gewesen sein - bei den Kreuzfahrern eine Predigt, die mir damals schon sehr anmaßend vorkam.

"WIR SIND NICHT VON DENEN, DIE DA WEICHEN..."

Der Schreiber des Hebräerbriefes im ersten Jahrhundert nach Christus durfte der von ihm angesprochenen Gemeinde wohl solche Worte schreiben, damals waren ja die Christen im Römerreich den ersten schrecklichen Verfolgungen ausgesetzt.

Dürfen aber auch wir, die Glieder der evangelischen Kirche Österreichs im zweiten Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts und in der Gegenwart, solche Worte mit gutem Gewissen für uns in Anspruch nehmen? Einer, der noch nicht versucht worden ist, sicherlich nicht und einer, dem schon eine Versuchung entgegentrat und der nur zu genau weiß, wie es ihm dabei ergangen ist, wohl erst recht nicht.

Wenn aber der HERR uns allen einmal die schreckliche Frage stellen wird:

"Was habt denn Ihr getan, als die Wölfe kamen und in Meine Herde einfielen? Habt Ihr da wenigstens still geschwiegen oder habt Ihr mit den Wölfen geheult, oder habt Ihr gar mit Ihnen gemeinsame Sache gemacht und habt ihnen dabei geholfen, Schaden zu tun, als sie kamen und Meine Herde zu verstören gedachten !?!"

Was werden wir dann wohl tun ? Werden wir verstummen oder werden wir uns dann zu einer Antwort aufraffen? Werden wir dann noch immer oder schon wieder sagen:

"Wir sind nicht von denen, die da weichen...? ! ? "

Genau genommen müßten wir dann dieses Wort zu unserer Verteidigung, wenn wir es überhaupt über unsere Lippen bringen, in die Vergangenheit setzen und sagen:

"Wir waren nicht von denen, die da wichen !"

\- - -

11
DAS VOKABEL.

Es war im September 1936. Wir - meine Eltern, mein Vetter und ich - hatten in Czernowitz im Buchenlande an der Feier der goldenen Hochzeit meiner Tante, der Schwester meines Vaters, teilgenommen und fuhren nun von dort über Galizien nach Wien zurück.

Die Eltern fuhren zweiter Klasse, wir Jungen - mein Vetter und ich - begnügten uns mit der dritten Klasse. Als Reisetag hatten wir uns einen Samstag gewählt, so war der Schnellzug, als er durch Ostgalizien dahinbrauste, fast leer; auch wir Beide saßen die längste Zeit allein in unserem Abteil.

Hinter Lemberg stiegen zwei Volksdeutsche mittleren Alters zu uns ein. Wie die meisten ihrer Volksgenossen und Landsleute trugen sie ihr Herz auf der Zunge und unterhielten sich stundenlang in aller Offenheit über Dinge, die einem Außenstehenden einen guten Einblick in das politische Treiben innerhalb der damaligen deutschen Volksgruppe Polens gewähren konnten.

Mir erschien damals ihr Gehabe als äußerst unvorsichtig. Ich an ihrer Stelle hätte derlei Dinge keinesfalls in der Eisenbahn in Gegenwart wildfremder Leute besprochen. Wäre ich Angehöriger des polnischen Staatssicherheitsdienstes, so dachte ich mir, ich würde die Zwei sofort verhaften lassen.
Eines der harmloseren Themen,, über die die zwei sich unterhielten, ist mir bis heute in Erinnerung geblieben: Sie sprachen von einem politischen Schulungskurse, den sie Beide mitgemacht hatten. Im Rahmen dieses Kurses waren nun - wie unter Deutschen seit jeher üblich - die Meinungen besonders hart aufeinandergeprallt.

Da hatte sich nun einer der Teilnehmer jenes Lehrganges darum bemüht, die aufgekommenen Gegensätze zu überbrücken: Er hatte den Streitenden immer wieder zu beweisen versucht, sie dächten und wollten doch im Grunde genommen ganz genau dasselbe, ihre Meinungsverschiedenheiten jedoch kämen nur dadurch zustande, daß man jeweilsdie gleichen Begriffe durch verschiedene Worte ausdrücke.

"Meine Herren, es handelt sich hier doch nur um das Vokabel"! Dies sagte jener Versöhnungsapostel immer wieder zu seinen Kurskollegen, aber anscheinend mit recht geringem Erfolge. Auch unsere beiden Mitreisenden schienen die Meinung jenes Herrn nicht zu teilen. Sie vertraten die Ansicht, daß es sich bei jenen Meinungsverschiedenheiten doch um mehr gehandelt haben müssen als als bloß um das "Vokabel".

Die Beiden stiegen dann in Krakau aus und ich habe sie nie

wieder gesehen. Wenn sie ihre Unvorsichtigkeit von damals nicht gründlich abgelegt haben, so erscheint es als sehr unwahrscheinlich, daß sie den zweiten Weltkrieg überlebt haben könnten.

Die Sache mit dem "Vokabel" ist mir jedoch heute noch in lebendigster Erinnerung: Im Laufe der Weltgeschichte ist es schon oft vorgekommen, daß man im Zuge von Verhandlungen zwischen zwei streitenden Parteien - obwohl die Unüberbrückbarkeit der zwischen ihnen bestehenden Gegensätze beiden klar war - doch nach einer gemeinsamen Formel suchte, um eine Einigung vorzutäuschen.

Dies tat man entweder, weil man glaubte, ein Scheitern der Verhandlungen vor der Welt und vor den eigenen Anhängern nicht verantworten zu können, oder weil die Abgesandten beider Parteien ein Interesse daran hatten, unbedingt einen Verhandlungserfolg nach Hause zu bringen. So kam wohl eine scheinbar Einigung zustande, doch wurde dann die gemeinsame Einigungsformel von jeder Seite anders ausgelegt und nach einer kurzen Atempause flammte der Streit ärger auf als zuvor.

Solch eine Einigungsformel, solch ein "Vokabel" war in den ersten Jahren des Dritten Reiches auch das Wort vom "positiven Christentum".

Jeder, der die Bibel irgendwie ernst zu nehmen versuchte, mußte unter "positivem Christentum" doch wohl die geistige Haltung eines Menschen verstehen, der die Forderungen der Bergpredigt bejahte und sich bemühte, sie so gut er es vermochte, in seinem Leben zu verwirklichen. Die Nationalsozialisten hingegen verstanden unter "positivem Christentum" die Haltung eines Christen, der sich den Forderungen des Nationalsozialismus gegenüber positiv einstellt. Es ist erschütternd, daß es überhaupt möglich war, einen solchen Gegensatz, einen Gegensatz, wie er ärger gar nicht gedacht werden kann, mit einem derartigen "Vokabel" zu überkleistern.

Noch erschütternder aber ist es, daß diese Methode tatsächlich Erfolg hatte; es ist wirklich gelungen, damit viele Menschen zu täuschen. Diese waren dann fest davon überzeugt, davon, es sei eine echte Einigung zwischen der christlichen Kirche und dem nationalsozialistischen Staate gekommen. Viel später erst mußten sie erkennen, daß man sie getäuscht hatte und daß sie einem Irrtum erlegen wären.

= = =

12
EIN SCHULUNGSABEND

In den Jahren 1935/36 veranstalteten die Kreuzfahrer Schulungsabende. Durch diese sollte unseren Leuten das nötige geistige, aber auch das nötige "dialektische" Rüstzeug für Gespräche mit Andersdenkenden in die Hand gegeben werden - so hat einmal einer unserer Führer ausgedrückt.

An einem dieser Abende wurde auch über Alfred Rosenberg gesprochen. Wer damals den Hauptvortrag hielt, weiß ich nicht mehr, ich erinnere mich nur noch daran, daß man es dem Redner deutlich anmerkte, wie unangenehm es ihm war, daß er nach etlichen Wenn und Aber und nach vielen Einerseits und Andererseits doch endlich zu dem Schlusse kommen mußte, daß Alfred Rosenbergs Lehren mit dem Evangelium in Widerspruch stünden. Nachdem der Referent seine Ausführungen beendet hatte, fragte der Vorsitzende, wie bei solchen Veranstaltungen üblich, ob jemandem noch etwas unklar sei und ob jemand noch etwas zu fragen habe.

Ich reckte meine Hand in die Höhe - es war das einzige Mal, daß ich mich bei irgend einem der zahlreichen Vorträge, die ich damals bei den Kreuzfahrern gehört habe, dazu aufschwang, eine Frage zu stellen. Freundlich und neugierig zugleich - denn er kannte mich als einen, der ungern den Mund auftat und lieber schwieg - bedeutete mir der Vorsitzende zu reden.

"Ich möchte gerne wissen, inwieweit das Deutsche Reich offiziell hinter Alfred Rosenberg und seinen Lehren steht"?! lautete meine Frage.

Die Miene des Vorsitzenden verfinsterte sich; er verzog sein Gesicht, als hätte er auf eine Zitrone gebissen.

"Das ist eine Frage, die uns hier wirklich nicht interessiert"! entschied er dann.

Als ich mich enttäuscht wieder auf meinen Platz setzte, klopfte mir der neben mir sitzende Kreuzfahrer wohlwollend auf die Schulter und flüsterte mir zu:

"Der Führer hat doch des öfteren erklärt, daß die Partei auf dem Standpunkte eines positiven Christentumes steht"!
Diese Erklärung war damals wohl allgemein bekannt. Die früher erwähnte genauere Definition darüber, was die Partei jedoch selbst unter "positivem Christentum" verstand, ist dann erst später deutlich gemacht und der Welt bekannt geworden.

= = =

13

! ! O B E R - Ö S T E R R E I C H ! !
! I N N E R - Ö S T E R R E I C H ! !
! N I E D E R - Ö S T E R R E I C H !
! ! Ö S T E R R E E H N !

Es muß schon nach 1933, dem Jahr der Machtergreifung, gewesen sein, da gab ein Grazer Kreuzfahrer, Theologiestudent, damals sicher wohl schon cand.theol. seinem Hasse und seiner Verachtung gegen Österreich den folgenden unappetitlichen Ausdruck:

Wenn dieser Kreuzfahrer rülpste, so rief er :"Ober-Österreich"! Ging es in seinem Magen so um, daß die durch die Verdauung hervorgerufenen Geräusche auch noch außen zu hören waren, so rief er: "Inner-Österreich"! Widerfuhr ihm aber etwas, was auf einem Kreuzfahrer-Bubenlager allenfalls noch hingenommen werden konnte, was aber einem Jüngling seines Alters etwa in Damengesellschaft nicht mehr passieren durfte, so sagte er: "Nieder-Österreich"!

Was hätte jener wohl gesagt, wenn es nun irgend jemandem eingefallen wäre, sich den gleichen Witz mit dem Deutschen Reiche zu erlauben und bei den gleichen biologischen Geräuschen jedesmal: "Oberdeutschland"! - "Mitteldeutschland"! oder - "Niederdeutschland"! zu rufen" !?! ....

Als im Jahre 1945 das sieben Jahre zuvor vom Erdboden weggewischte Österreich auf einmal wieder da war, standen auch die Kreuzfahrer vor der für so manche sehr bitteren Notwendigkeit, sich den neuen Verhältnissen anzupassen, wenn in dem neuen Staate überhaupt noch evangelische Jugendarbeit getrieben werden sollte.

Noch vom "B-K" her hatte man ein Bundeslied zur Verfügung, das dann bei den Kreuzfahrern recht in Vergessenheit geraten war. Ich habe das Lied zum ersten Male im Jahre 1923 im Jungkreis Innere Stadt unter Hans Klein gehört und erinnere mich daran, daß es bei uns nach 1930 immer seltener gesungen wurde. Seine erste Strophe lautete:

Es klingt ein Ruf in deutschen Gauen,
Wer will ein Streiter Christi sein ?
Auf Brüder, helft SEIN Reich uns bauen,
IHM wolln wir dieses Leben weihn !

... "in deutschen Gauen"! Es war klar, daß man nach 1945 in um-

serem Lande nicht mehr gut etwas von "deutschen Gauen"singen konnte. Die "Gaue" selbst konnte man nicht gut eliminieren, sie mußte man wohl stehen lassen - schon "um des Reimes willen" - "Gauen" - "bauen". "In Ostreichs Gauen" hätte wohl in das Versmaß gepaßt, doch - vielleicht hätten manche daran Anstoß genommen. So wählte man schließlich einen Mittelweg:

Seit 1945 singen die Kreuzfahrer den ersten Vers ihres nun wieder ans Licht gebrachten Bundesliedes nun in der Fassung:

"Es klingt in u n s e r n Gauen"!

Das Vokabel war gefunden !

Jetzt konnte man doch jedem Österreicher, der danach fragte, sagen:

"U n s e r e G a u e - das ist doch Österreich, Dein heißgeliebtes Vaterland"!

Einem Mann von gestern aber konnte man sagen:

"U n s e r e G a u e - das sind doch natürlich die Donau- und Alpengaue, über die Ihr sieben Jahre lang geherrscht habt"!

Hoch lebe das Vokabel !

= = =

14

DER "BU-WI" UND SEINE "SPIESS"GESELLEN

Jeder Kreis der Kreuzfahrer verfügte über einen Kreiswimpel. Außerdem hatte der gesamte Bund einen eigenen Bundeswimpel - in der abkürzenden Bundessprache kurz "Bu-Wi" genannt - , der an Bundestagen und bei sonstigen wichtigeren Anlässen der ganzen Schar vorangetragen wurde.

Der "Bu-Wi" war ein großes, dreieckiges weißes Tuch, das an an einer langen Fahnenstange befestigt war. Auf der einen Seite des Wimpels war ein großes Kreuzfahrerbundeszeichen zu sehen - ein blaues Schild mit silbernem Kreuzschwert - die andere Seite zeigte in ungefähr gleicher Größe eine rotweißrote Kokarde.

Diese Kokarde setzte nach 1933 den ganzen Bund in tödlichste Verlegenheit. Der "Bu-Wi" hatte in den frühen Zwanzigerjahren das Licht der Welt erblickt; damals hatte dieses Rotweißrot nur andeuten sollen, daß das Tätigkeitsgebiet unseres Bundes in Osten sich lag. Nun aber war dieses Zeichen über Nacht zum Symbol eines den meisten Bundesgliedern verhaßten Regierungssystemes geworden.

Was war also zu tun?

Kreuzfahrer hinter rotweißroter Fahne, das war ein Gedanke, der den meisten Bundesangehörigen damals das größte Ärgernis bereitet hätte, ein Gedanke, den sie gar nicht auszudenken wagten. Dabei hätte man aber doch mit Fug und Recht darauf hinweisen können, daß der "Bu-Wi" doch älter war als der autoritäre Ständestaat und daß die Führung des Bundes nun aber wirklich schon gar nichts dafür konnte, daß sich die "Systemregierung" jetzt gerade jene Farben zum Symbol gewählt hatte, die auf dem Bundeswimpel des "B-K" und der Kreuzfahrer nun schon seit so vielen Jahren zu sehen gewesen waren.

Noch mehr ! - Das Rotweißrot war doch eigentlich eine richtige Kreuzfahrerfarbe, sogar , wenn man so sagen darf, eine gesamtdeutsche Kreuzfahrerfarbe ! Das rotweißrote Wappen wurde doch im Dritten Kreuzzug vom damaligen Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation nach der Erstürmung von Akkon dem Babenbergerherzog Leopold V. verliehen.

Dies geschah, wie wir in der Schule gelernt hatten, zur Erinnerung daran, daß nach dem geglückten Sturm auf die Stadt das weiße Kreuzfahrergewand des ostmärkischen Herzogs über und über mit dem Blute der Feinde bedeckt gewesen war; nur die vom Kehrge-

hänge verdeckten Streifen des Gewandes waren weiß geblieben. Kaiser, Herzog und alle übrigen Kreuzfahrer von damals hatten nicht daran gedacht, daß der Befehl des HERRN an seine Jünger doch gelautet hatte, die Heiden zu BEKEHREN, nicht aber, sie umbringen. Uns Kreuzfahrern des 20. Jahrhunderts ist, soviel mir bekannt, dieser Gedanke auch 1933 nicht in den Sinn gekommen.

Das Rotweißrot auf dem Bundeswimpels schien also für den Bund untragbar.

Was war also zu tun ? Die Lösung, zu der man sich endlich entschloß, war verblüffend einfach: Der "Bu=Wi" verschwand für einige Zeit aus der Öffentlichkeit und, als er dann wieder auftauchte, war das untragbare Rotweißrot verschwunden: Jetzt prangte das Bundeszeichen der Kreuzfahrer - silbernes Kreuzschwert auf blauem Schild - auf beiden Seiten des weißen Fahnentuches.

Wie das Rotweißrot entfernt wurde, habe ich nicht selbst miterlebt. Doch wurde ich in jenen Tagen einmal Zeuge eines Gespräches zwischen einem Wiener und einem Grazer, in welchem der Grazer seinem Freunde berichtete, was mit dem Bundeswimpel geschehen war. Ich weiß nur nicht, redeten die Beiden mit gedämpfter Stimme, damit ich es nicht hören sollte oder sprachen sie mit Absicht doch so laut, daß ichs gerade noch hören konnte. Diesem Bericht zufolge war der "Bu=Wi" auf irgend eine Weise in die Hände der Grazer gekommen. Diese hatten sich auf das verhaßte Rotweißrot gestürzt, hatten es vom Wimpeltuch losgetrennt und es dann mit Scheren und Taschenmessern in lauter kleine Fetzen zerschnitten .....

Die Wimpel der einzelnen Kreise hatten ein kleineres Format als der Bundeswimpel. Bei den Kreiswimpeln trat das Rotweißrot, wenn es je irgendwo erschien, nicht so auffällig hervor, wie auf dem Bundeswimpel vor 1933.

Der Wimpel unseres Mittelkreises Wien=Innere Stadt war grün. Meine liebe Mutter, die ihn auf Kreis=Elternabenden auch einige Male zu Gesicht bekommen hatte, nannte ihn "die grüne Fahne des Propheten"; dieser Wimpel trug auf einer Seite eingestickt den alten Kreuzfahrerspruch: "Gott will es"!

Der Wimpel unseres Altkreises Innere Stadt zeigte auf der einen Seite ein großes blaues Kreuz und in dessen Kreuzungspunkt die Lutherrose. In einem der Felder stand die Inschrift:

"Ich will ein Streiter sein im Heere des Lichtes"!

Dieser Spruch entstammte dem Jugendaufklärungsbuche "Helmut Harringa" von Helmut Poppert, das wir im Jahre 1928 im Altkreise Innere Stadt gelesen hatten. Daß auch ein solcher Spruch am Wim-

peltuch junge Menschen nicht davor bewahren kann, Streiter im Heere der Finsternis zu werden, haben wir leider zur Genüge bewiesen.

Alle diese alten Kreuzfahrerwimpel sind samt dem Bundesarchiv der Kreuzfahrer und all den sonstigen Erinnerungsstücken, mit denen bei uns ein förmlicher Kultus getrieben worden war, am 12. März 1945 bei einem großen Luftangriff der Amerikaner auf Wien in der evangelischen Schule am Karlsplatz ein Raub der Flammen geworden. Es war dies glaube ich derselbe Luftangriff, dem damals auch die Wiener Staatsoper zum Opfer gefallen ist.

Der Apostel Paulus schreibt in seinem ersten Brief an die Gemeinde zu Korinth (Kap.3, Verse 11 - 13).

"EINEN ANDERN GRUND KANN NIEMAND LEGEN .....

SO ABER JEMAND AUF DIESEN GRUND BAUET GOLD, SILBER, EDELSTEINE, HOLZ, HEU, STOPPELN, SO WIRD EINES JEGLICHEN WERK OFFENBAR WERDEN. DER TAG WIRD ES KLAR MACHEN, DENN ES WIRD DURCHS FEUER OFFENBAR WERDEN, UND WELCHERLEI EINES JEGLICHEN WERK SEI, WIRD DAS FEUER BEWÄHREN...."

Das Archiv, die Wimpel und alle Erinnerungsstücke der Kreuzfahrer sind im Feuer des Zweiten Weltkrieges zu Asche verbrannt worden. Über die Kreuzfahrer selbst aber kam das Feuer des Nationalsozialismus und da muß es wohl ein jeder von uns selber wissen, wie er durch die Stunde dieser Anfechtung hindurchgekommen ist.

- - -

15

FÜNF . KREUZFAHRERLIEDER

(Lieder aus dem "B-K"Liederbuche)

Versuch
einer
kritischen Betrachtung

Vorbemerkung: Während meiner Schulzeit war ich auf ein schmales Taschengeld gesetzt und wurde dadurch zu äußerster Sparsamkeit erzogen. Daher konnte ich mich damals auch nicht zum Erwerb eines "B-K"-Liederbuches entschließen. Dieses gehörte nach meinen damaligen Begriffen nicht zu den unbedingt lebensnotwendigen Gegenständen. Zudem konnte ich die Lieder, die wir damals sangen, zum großen Teile auswendig.

Als ich dann, 30 Jahre später, diese "Beichte" niederschrieb, mußte ich die Texte der nun folgenden Lieder aus dem Gedächtnis rekonstruieren. Wohl habe ich mich seitdem ununterbrochen bemüht, irgendwie ein "B-K"-Liederbuch aufzutreiben. Leider waren aber alle meine Anstrengungen in dieser Richtung bisher vergebens. So kann ich auch nicht für jedes Wort, das ich hier zitiere, die letzte Verantwortung übernehmen, doch glaube ich, daß ich den Sinn immer getroffen habe, wenn auch hie und da eine Formulierung vielleicht nicht ganz exakt wiedergegeben sein mag.

Bei all den fünf hier wiedergegebenen und kommentierten Gesängen handelt es sich um Lieder, die damals im "B-K" bezw. bei den Kreuzfahrern immer wieder mit Begeisterung gesungen wurden. Heute aber - 50 Jahre danach - kann ich nicht mehr ganz exakt angeben, ob wirklich ALLE FÜNF im "B-K"-Liederbuche standen.

An eines aber kann ich mich ganz genau erinnern: Das wunderschöne Lied "Zu Straßburg auf der Schanz'" aus der Oper "Der Kuhreigen" von Wilhelm Kienzl stand auch im "B-K"-Liederbuche. Und gerade dieses Lied haben wir im Kreise niemals gesungen. Selbstverständlich kann in diesem Falle heute niemand mehr beurteilen, ob dies Zufall oder Absicht gewesen ist.

- - -

I.)

Es rauscht durch deutsche Wälder,
Es raunt in Rohr und Ried,
Es klingt durch Städt' und Felder
Ein zukunftsmächtig Lied.
Es klopft an jede Pforte
Von Schloß und niederm Haus
Mit zauberstarkem Worte:
Deutsche Jugend heraus !

Was in vergangnen Tagen
Uns froh und frei gemacht,
Der Feind hat es zerschlagen
In unheildunkler Nacht !
Die stolze Burg der Ahnen
Versank in Grab und Graus,
doch ihre Trümmer mahnen:
Deutsche Jugend heraus !

Wollt Ihr ein Neues bauen
Mit Händen stark und rein,
In gläubigem Vertrauen
Laßt das die Losung sein:
Den Feind in eigner Mitte
Gefällt in ernstem Strauß !
Für Reinheit, Recht und Sitte
Deutsche Jugend heraus !

Erst, wenn von eitlem Wesen
Und falschem Götzentand
Im Innersten genesen
Sich Herz zu Herzen fand,
Dann, wie in Väter Tagen,
Mag für das deutsche Haus
Der Freiheit Stunde schlagen !
Deutsche Jugend heraus !

Und, will der Mut erbleichen,
Die Herzen himmelan !
Des heiligen Kreuzes Zeichen
Fliegt unserm Weg voran !
Kein Sturmwind kann uns biegen,
Wir fechtens ehrlich aus.
Zu kämpfen und zu siegen
Deutsche Jugend heraus !

Dieses Lied sangen wir oft im Rahmen unserer "Schild- und Schwertleiten" , also bei jenen Feiern, in denen unseren jungen Kreuzfahrern nach Ablegung ihrer Bundesverpflichtung in einer Kirche feierlich das "Zeichen" verliehen wurde. Wir dürfen dieses Lied also wohl als ein ganz besonders offizielles Kreuzfahrerlied ansehen.

Rückschauend möchte man wohl wünschen, jenes Lied wäre damals weniger "zukunftsmächtig", seine Worte jedoch wären weniger "zauberstark" gewesen !

Zunächst beschäftigt sich der Dichter dieses Liedes allerdings nicht so sehr mit der Zukunft als vielmehr mit der Vergangenheit

Der Feind hat "die stolze Burg der Ahnen" zerbrochen, er hat zerschlagen, was uns früher einmal "froh und frei" gemacht hat. Unter der "stolzen Burg der Ahnen" war hier zweifellos das zweite deutsche Kaiserreich, das Reich Kaiser Wilhelms II. zu verstehen. Unsere leiblichen Vorfahren hatten wohl fast alle im Raume der alten Donaumonarchie, in Österreich- Ungarn gelebt. Wir hätten also statt von der Burg der Ahnen richtiger von der Burg unserer geistigen Ahnen sprechen und singen sollen.

Wir selbst, die wir dieses Lied sangen, waren beim Zusammenbruch des zweiten deutschen Kaiserreiches im November 1918 noch so jung gewesen, daß uns mit der Burg dieser Ahnen keinerlei persönliche Erinnerung verbinden konnte. Auch die Ältesten unseres Bundes waren erst während des ersten Weltkrieges oder in den letzten Vorkriegsjahren in das Volksschulalter gekommen; selbst von diesen war kein einziger je dazu gezwungen gewesen, sich im Reiche Kaiser Wilhelms II. seinen Lebensunterhalt zu verdienen. So konnte denn auch von ihnen kein Einziger beurteilen, ein wie hoher Prozentsatz der Untertanen jenes Kaisers sich wirklich hatte "froh und frei" fühlen können.

Heute weiß ich, daß jene stolze Burg neben prächtigen Gemächern in denen sichs "HERRLICH UND IN FREUDEN" leben ließ, auch viele finstere Hinterhöfe des Elends und sogar auch - scheußliche Burgverliese genug - in ihren Mauern einschloß.

Nicht derStolz, sondern die Demut ist eine biblische Tugend. Vor dem Stolz wird auch schon im Alten Testament oft genug gewarnt. Der Gedanke, daß die "stolze Burg der Ahnen" etwa gerade an ihrem Stolze oder - vielleicht gar an ihrer Gottlosigkeit zugrunde gegangen sein könnte, wäre damals selbstverständlich keinem Kreuzfahrer in den Sinn gekommen.

Natürlich wollten wir die stolze Burg unserer Ahnen wieder aufbauen ! Eigentlich wollten wir sogar noch mehr ! Wir wollten an ihrer Stelle eine neue, womöglich noch stolzere Burg errichten ! Unser Lied gab uns ja auch gleich das Rezept für solch ein Vorhaben mit auf den Weg:

"Den Feind in eigner Mitte gefällt in ernstem Strauß"!

Wer war der "Feind in eigner Mitte"? War es das Böse in uns, war es die Sünde, "DIE UNS IMMER ANKLEBT", und mit der wir in ständigem Kampfe hätten stehen sollen ?

Einige von uns hatten von diesem "Feinde in eigner Mitte" eine ganz bestimmte Vorstellung: Zu der Zeit, als wir auf den Altkreis Neubau böse waren, sangen sie bei jeder Strophe dieses Liedes statt: "Deutsche Jugend heraus"! - "Altkreis Neubau hinaus"!

Andere wieder hatten eine andere Version dieser Verszeile aufgebracht und sangen an dieser Stelle stets:"Hauts die Juden hinaus!" Manche von uns sangen in Zeile drei der letzten Strophe dieses Liedes statt:"...: des heiligen Kreuzes Zeichen" einfach "..des Hakenkreuzes Zeichen" und meinten dabei vielleicht, dies sei kein gar so besonderer Unterschied.

"Im Innersten genesen..." so heißt es in Strophe vier, Zeile drei unseres Liedes. In meiner Jugendzeit wurde in nationalen Kreisen bei jeder passenden Gelegenheit gerne das folgende Verslein zitiert:

"Und es wird an deutschem Wesen
Noch einmal die Welt genesen !"

Meines Bruders Schwager, der im zweiten Weltkrieg als Hauptmann im Osten stand und dort viele greuliche Dinge hat mitansehen müssen, variierte einmal in tiefster Verzweiflung über den Krieg und seine schaußlichen Begleiterscheinungen diesen Spruch und sagte:

"Und es wird an deutschem Wesen
Noch einmal die Welt verwesen !"

Kein Kreuzfahrer konnte jedoch damals, als wir das Lied voll Begeisterung sangen, ahnen, daß es eine echte Prophetie enthielt. Das Lied ist -zum Teil- Wirklichkeit geworden und wir haben es mit

Nach Hitlers Machtergreifung im Jahre 1933 bekämpfte man zunächst "den Feind in eigner Mitte"; als erste wurden Juden, Katholiken und Marxisten verfolgt. Dann fand sich "im Innersten genesen" Herz zu Herzen, das Volk stand geschlossen hinter seiner Führung und wurde einig "für Reinheit, Recht und Sitte."

Ganz unvermerkt wurde dabei aus der Reinheit der Herzen, wie sie das Evangelium fordert und an die man in den ersten Jahren, da wir das Lied sangen, vielleicht gedacht haben mochte, die Reinheit der Waffen, von denen man das Blut der erschlagenen Feinde sorgfältig abgewischt hat, und endlich die Judenreinheit, also die "Reinheit" des Landes, aus dem man alle mißliebigen und nicht genehmen Personen abgeschoben hat.
Nicht unter der Fahne des heiligen Kreuzes, sondern unter der des Hakenkreuzes ist das deutsche Volk in den letzten Krieg gezogen.

"Die Herzen himmelan!"..."Sursum Corda" "Erhebet Eure Herzen!" sangen wir auch im Gottesdienst beim Abendmahl.

"Daß kein Sturmwind imstande sein würde, uns zu biegen", hat sich als eine traurige Selbsttäuschung erwiesen, daß ers "ehrlich" ausficht, behauptet jeder Kriegführende, mag auch sein Kriegsziel noch so ungerecht sein, den Sieg aber in diesem Kampfe - den "Endsieg" - hat Gott dem deutschen Volke und der Welt in Gnaden erspart!

So wie in der Sage vom Freischütz alle Kugeln des Schützen, der seine Seele dem Bösen verschrieben hat, ihr Ziel erreichen - bis auf den letzten, den entscheidenden Schuß, der dann eben sein Ziel verfehlt und daneben geht - so ist es auch hier gegangen:

Erfolg reihte sich an Erfolg, immer steiler, immer schwindelnder ging es nach oben, am Ende aber stand - der totale Zusammenbruch, die totale Katastrophe !

- - -

I I .)

Die bange Nacht ist nun herum,
Wir reiten still, wir reiten stumm,
Wir reiten ins Verderben !
Wie weht so scharf der Morgenwind,
Frau Wirtin, noch ein Glas geschwind
Vorm Sterben - vorm Sterben !

Du junges Gras, was stehst so grün,
Sollst bald wie lauter Röslein blühn,
Mein Blut ja soll Dich färben.
Den ersten Schluck, ans Schwert die Hand,
Den trink ich für das Vaterland
Zu sterben - zu sterben !

Und rasch den zweiten hinterdrein,
Und der soll für die Freiheit sein,
Der zweite Schluck vom Herben.
Dies Restchen, ach, wem bring ichs gleich,
Ich bring es Dir, Du römisch Reich,
Zum Sterben - zum Sterben !

Dem Liebchen, doch das Glas ist leer,
Die Kugel saust, es blitzt der Speer,
Bringt meinem Kind die Scherben !
Auf in den Feind wie Wetterschlag,
O Reiterlust, am frühen Tag
Zu sterben - zu sterben !

Der Sänger dieses Liedes, genauer gesagt, der Held, an den der Freiheitssänger Georg Herwegh dachte, als er dieses Lied niederschrieb, reitet zusammen mit einigen Geführten gegen den Feind. Den Reitern ist bei ihrem Unternehmen nicht sehr wohl zumute. Kein Scherzwort klingt auf, sie reiten still und stumm, denn sie wissen es nur zu genau, daß sie in ihr Verderben reiten. Wahrscheinlich haben sie einen Auftrag auszuführen, bei dem die Aussicht, lebend zurückzukommen, sehr gering ist. In der rohen Sprache der Soldaten hieß so etwas ein Himmelfahrtskommando.

Bevor es jedoch soweit ist, wollen sie sich jedoch noch einen Trunk vergönnen, jedenfalls ein Glas Wein oder Schnaps, da sich Soldaten im allgemeinen nicht mit alkoholfreien Getränken zufrieden geben. Sie kehren also, natürlich erst, nachdem ihr Anführer dies Vorhaben genehmigt hat, in einem trotz der Frontnähe noch in Betrieb stehenden Wirtshause ein und erhalten dort das Gewünschte.

Den ersten Schluck trinkt der Sprecher natürlich pflichtgemäß auf das Vaterland. Den zweiten Schluck trinkt er auf die Freiheit; für diese allein hat ja jeder Soldat zu kämpfen, gleichgültig, welcher Armee er angehört und welche Uniform er trägt. Ein Restchen blieb noch im Glase zurück; der Sprecher widmet es dem Römischen Reich. Dieses scheint sich bei ihm keiner besonderen Zuneigung zu erfreuen; er wünscht diesem Reiche ja ein baldiges Ende.

Nun erst kommt dem Manne der Gedanke, daß er doch anstandshalber auch auf Feinsliebchen trinken sollte. Leider fiel ihm das zu spät ein; sein Glas ist bereits leer. Enttäuscht läßt er nun seinen Zorn an dem unschuldigen Gegenstande aus. Er schleudert das Glas zur Erde. Nach ihm soll niemand mehr daraus trinken ! Was der Wirt zu dieser Zerstörung seines Eigentumes sagt, verschweigt uns der Dichter. Vielleicht erkennt der unglückliche Wirt auch, daß es aussichtslos wäre, hier einen Schadenersatz zu fordern und schweigt daher vorsichtshalber.

"Bringt meinem Kind die Scherben"!

Jetzt erst erfahren wir, daß der Sprecher ein Kind hat. Unklar bleibt dabei, ob dieses Kind vielleicht erst während der soeben vergangenen bangen Nacht gezeugt worden ist, oder, ob dieses Geschehen schon weiter zurückliegt.

Beide Möglichkeiten, aber auch der Ausruf selbst, zeugen von einem erschreckenden Mangel an Verantwortungsgefühl von seiten jenes Mannes, dem der Dichter diese Worte in den Mund legt: Was soll denn das arme Kind, wenn es einmal zur Welt kommt, mit diesem Haufen Glasscherben anfangen - gesetzt den Fall, es fände sich überhaupt ein Bote, der die Scherben aufsammelt, um sie dem Waisenkinde als ein letztes Angebinde seines kriegsgefallenen Vaters zu überbringen.

Auch die "Reiterlust, am frühen Tage zu sterben", erscheint äußerst fragwürdig. Sicher hat keiner, dem dies Geschick je widerfuhr, über die Gefühle, die ihn in den letzten Augenblicken seines Lebens beseelten, irgend einmal eine Aussage machen können; sein Mund ist ja für immer stumm geworden.
Ich selbst habe Gott sei Dank nur die unmittelbare Vorstufe davon erlebt, den Zustand, wenn Du im Trommelfeuer in Deinem Loche liegst und rings um Dich die Granaten einschlagen - wenn Du dann ab und zu von irgendwoher den Aufschrei eines armen Teufels hörst, den es erwischt hat, und Du nicht weißt, ob es nicht Dich im nächsten Augenblicke genau so treffen wird. Dabei war ich auf das festeste davon überzeugt, daß Gott mich gnädig durch alles hindurchführen würde, und es ist mir auch tatsächlich kein Haar gekrümmt worden. Von irgendwelchen Lustgefühlen jedoch vermochte ich damals wirklich nichts zu bemerken. Ich glaube auch nicht, daß irgend ein Mensch in solcher Lage, sei es "am frühen Tage", sei es zu einer anderen Tages- oder Nachtzeit, irgend ein Lustgefühl empfinden kann.

Jeder Kreuzfahrer, der für würdig befunden wurde, das Bundeszeichen zu tragen, mußte im Rahmen einer kirchlichen Feier, der sogenannten "Schild-und Schwertleite" eine aus mehreren Leitsätzen

bestehende Verpflichtung ablegen. Einer dieser Sätze lautete:
... "Wollt Ihr ganze Ritterlichkeit üben in worten und Werken...
wollt Ihr alles eitle und halbe Wesen meiden ... wollt Ihr das
versprechen und es nach Kräften halten, so saget "Ja"!

Diese Sätze bezogen sich in umschreibender Form auf den Umgang mit dem anderen Geschlechte - sie verboten also etwa uns heranwachsenden Jünglingen den leichtfertigen Umgang mit Weibern in Worten und Werken.

Der Held des oben genannten Liedes zerbrach sich anscheinend nicht den Kopf über derlei Dinge. Ihm machte es ja nichts aus, leichtfertig ein Kind in die Welt zu setzen und diesem dann als einziges Erbe ein Häuflein Glasscherben zu hinterlassen.

- - -

III.)

Weit laßt die Fahnen wehen,
Wir wolln zum Sturm angehen,
Frei nach Landsknechtart !
Laßt den verlornen Haufen
Voran zum Sturme laufen,
Wir folgen dicht geschart !

Die Mauern wir erklettern,
Die Türme wir zerschmettern,
Falle, wer fallen mag !
Wer nicht mit uns mag laufen,
Der mege sich verschnaufen
Bis an den Jüngsten Tag !

Es harren unser drinnen,
Wenn wir die Stadt gewinnen,
Viel Gold und Edelstein.
Das wird ein lustig Leben
Bei uns im Lager geben,
Bei Würfelspiel und Wein !

Wenn wir uns die schrecklichen Szenen vorstellen, die sich bei der Eroberung einer Stadt durch die "frumben" Landsknechte abgespielt haben - es sei nur an die Eroberung Roms durch deutsche Landsknechte, an den berüchtigten "Sacco di Roma" im Jahre 1527 erinnert, so müssen wir wohl sagen, daß ein Lied, das solche Taten besingt und verherrlicht, wohl kaum als für junge Menschen geeignet erscheint.

Inzwischen hat das deutsche Volk an seinem eigenen Leibe erfahren, was es bedeutet, wenn man den Krieg im eigenen Lande hat, wenn es die eigenen Städte sind, die erobert, geplündert und verwüstet werden, wenn die fremden Soldaten überall nach Belieben schalten und walten und wenn die Zivilbevölkerung ihnen wehrlos ausgeliefert ist. Hoffentlich bewirkt diese Erfahrung, daß solche Lieder bei uns nun nicht mehr gesungen werden.

"... der mege sich verschnaufen bis an den Jüngsten Tag"... ist sicher eine versteckte Drohung. Wer nicht mit uns mitwill, den schlagen wir tot, dann mag er sich verschnaufen bis an den Jüngsten Tag. In unserer Kindheit wurden wir gelehrt, der so wenig human klingende Vers: "Und willst Du nicht mein Bruder sein, so schlag ich Dir den Schädel ein"! sei ein Grundsatz der bösen Marxisten. So kam es uns gar nicht zu Bewußtsein, daß auch in den Liedern, die wir selbst sangen, ganz ähnliche Drohungen enthalten waren.

Das "Zerschmettern von Türmen" ist keineswegs so leicht getan wie geredet. Auch das Wort: "Falle, wer fallen mag"! ist eine Verharmlosung. Die Entscheidung darüber, wer ein solches Un-

ternehmen überleben wird und wer nicht, ist menschlicher Voraussicht entzogen; es wünscht sich wohl jeder, zurückzukommen und zu überleben. Die Zahl der Lebensüberdrüssigen, die den Tod suchen, dürfte wohl auch unter den Kriegsknechten eher gering sein.

Doch harren Gold und Edelsteine keineswegs der beutehungrigen Landsknechte. Alle diese Güter müssen doch ihren rechtmäßigen Eigentümern erst mit Gewalt entrissen werden. Vielleicht muß man auch manchen umbringen, wenn er seine Schätze nicht gutwillig herausgeben will.

Das "lustige Leben" im Lager bei Würfelspiel und Wein erscheint im Lichte der Bibel gleichfalls äußerst fragwürdig. Die Kreuzfahrer, die den Alkohol abgeschworen hatten, hätten aber doch wohl zumindest den Wein ablehnen müssen. Soweit konnten wir wohl damals noch nicht denken; dies machte uns in jenen Tagen noch kein Kopfzerbrechen. Dennoch war auch dieses Lied wohl dazu geeignet und imstande, die in jedem Menschen schlummernden bösen Instinkte zu wecken und die in den Menschen gegen das Böse aufgerichteten Dämme niederzureißen.

Erst vor kurzem erfuhr ich übrigens, daß dieses Lied nicht wie ich vorher annahm, aus dem 15. oder 16. Jahrhundert stammt. das Lied ist eine Nachdichtung aus dem 19. Jahrhundert, ist also lange nach der Zeit der Landsknechte entstanden.

- - -

I V

Es blühen die Rosen, die Nachtigall singt
Mein Herz jauchzt vor Freude, es singt und es klingt
Als Reiter zu Pferde so fahr ich durchs Land
Als Reiter für König und Vaterland.

Im Wirtshaus am Wege da kehren wir ein
Und trinken ein Gläschen von funkelndem Wein.
Du Hübsche, Du Feine, komm, setz Dich zu mir !
Ein Ringlein von Golde das schenke ich Dir.

Und ist sie geschlagen die blutige Schlacht,
Und haben wir Frieden mit Frankreich gemacht,
Zum Wirtshaus am Wege hin eile ich dann,
Denn treu ist, ja treu ist der Reitersmann !

"Es blühen die Rosen, die Nachtigall singt" und das Herz des Sängers jauchzt vor Freude - es jauchzt nicht bloß deshalb, weil die Vögelein so herrlich jubilieren und die Blumen so schön blühen, nein, sein Herz jauchzt vor allem aus einem ganz anderen Grunde: Er "fährt" ja als Reiter für König und Vaterland dahin - gegen den Feind.

Wenn man jemals selber so als Reiter, zu Fuß oder mit der Eisenbahn gegen den Feind "gefahren" ist, so weiß man es doch nur zu genau, daß dem Herzen bei solchen Gelegenheiten ganz und gar nicht nach Jauchzen und Singen zumute ist: Jeder, der in einer solchen Stunde nur ein wenig nachdenkt, weiß es doch, daß er einem völlig ungewissen Schicksal entgegenzieht und daß er nicht weiß, ob er seine Heimat und seine Lieben in diesem Leben je wiedersehen wird.
Wessen Herz vermöchte in einer solchen Stunde zu singen und zu jauchzen ? Doch nur das Herz eines vollkommen stumpfen und gedankenlosen Menschen, der nur in den Tag hinein lebt und seinem Gehirn das Denken völlig abgewöhnt hat.

Auch gegen die weiteren Gedanken dieses Liedes sind ähnliche Bedenken anzumelden: Wer die Soldaten wirklich kennen gelernt hat, weiß, daß jedes Mädchen wohlberaten war, das sich mit keinem Kriegsknechte einließ und um jeden Uniformierten einen weiten Bogen machte. Von der Treue der Soldaten werden wohl nur sehr, sehr wenige Mädchen zu berichten wissen, wohl nur verschwindend wenige gegenüber der großen Zahl derer, die hier die allertraurigsten Erfahrungen gemacht haben.

- - -

V

Wir heben unsre Hände
Aus tiefster, bittrer Not.
Herr, uns den Führer sende,
Der unsern Jammer wende
Mit mächtigem Gebot !

Herr, sende uns den Helden,
Den seines Volks erbarm,
Des Volks, das nachtbeladen,
Verkauft ist und verraten
In seiner Feinde Arm !

Herr, sende uns den Helden,
Der, stark in aller Not,
Sein Deutschland kräftig rühret,
Sein Deutschland mächtig führet
Ins lichte Morgenrot !

Wir weihen Wehr und Waffen
Und Herz und Hand und Mund.
Laß nicht zu Schanden werden
Dein lichtes Volk der Erden
Und meiner Mutter Land !

Auch dieses Lied war ein ganz offizielles Kreuzfahrerlied. Wir sangen es oft bei unseren "Schild-und Schwertleiten".

Es war ein Gebet - und was für ein Gebet ! Und dieses Gebet ist sogar erhört worden - wenigstens teilweise. Der Führer wurde uns ja gesandt, er hat "unsern Jammer gewendet" - für eine Zeitlang - er hat sich seines Volkes "erbarmt" und er hat sein Deutschland kräftig gerührt - sogar sehr kräftig - und er hat es mächtig geführt, aber nun nicht ins lichte Morgenrot, sondern in den bisher größten Zusammenbruch , in die größte Katastrophe seiner Geschichte. Und "das lichte Volk der Erden und meiner Mutter Land" sind zu Schanden geworden.

Wie ist es möglich, daß ein Gebet in dieser Weise erhört wir Wir schlagen unsere Bibel auf und lesen in der Bergpredigt: (Ev-Matth., Kap.7, 9-11)

WELCHER IST UNTER EUCH MENSCHEN, SO IHN SEIN SOHN BITTET UM BROD, DER IHM EINEN STEIN BIETE ? ODER, SO ER IHN BITTET UM EINEN FISCH, DER IHM EINE SCHLANGE BIETE ? SO DENN IHR, DIE IHR BÖSE ARG SEID, KÖNNT DENNOCH EUREN KINDERN GUTE GABEN GEBEN, WIEVIEL MEHR WIRD EUER VATER IM HIMMEL GUTES GEBEN, DENEN, DIE IHN BITTEN ?

Wie ist es also möglich, daß ein Gebet in dieser Weise erhört wird ? Als wir das Lied sangen, da wußten wir noch nicht, wie allen ausgehen würde - "ES WAR VOR UNSERN AUGEN VERBORGEN" - Ein anderer Gedanke aber hätte uns damals schon kommen müssen:

In diesem Liede baten wir um einen Führer ! Wir hatten doch bereits einen Führer: Gott hatte uns ja den besten aller Führer längst gesandt und gerade wir Kreuzfahrer hatten immer wieder

lautstark erklärt, wir wollten dieses Führers Jungmannschaft sein.

Im Bücherkatalogeiner evangelischen Buchhandlung hatte ich einmal im Texte einer Buchbesprechung - ich weiß heute nicht mehr, war dies noch vor oder schon nach dem schrecklichen 30. Juni 1934 - die gräßliche Formulierung gefunden:

"Dieses Büchlein gehört in den Tornister der S.A. Jesu Christi"!

Waren wir nun vielleicht mit diesem Führer nicht mehr zufrieden ? Entsprachen seine Gebote und Forderungen jetzt vielleicht nicht mehr so ganz unseren Vorstellungen ? Wünschten wir uns jetzt vielleicht einen anderen Führer, einen "nach unserer Herzen Gedünken"?

Wenn wir diesen Gedanken mit Ernst zu Ende gedacht hätten, so hätten wir das vorliegende Lied eigentlich gar nicht singen dürfen. So dürfen wir uns hier wirklich nicht darüber wundern, daß uns Gott gerade durch die Erhörung dieses unseres Gebetes so gestraft hat.

- - -

VI
ZUSAMMENFASSUNG

Es gab aber in unserem "B-K"-Liederbuche auch noch viele andere Lieder, gegen deren geistigen Gehalt ähnliche Bedenken anzumelden gewesen wären.

Auch das heute wieder berühmt gewordene Lied aus dem Bauernkriegen: "Wir sind des Geyers schwarzer Haufen"! stand im "B-K-Liederbuche. Mit Begeisterung sangen wir seinen scheußlichen Kehrreim:

"Spieß voran ! Drauf und dran !
Setzt aufs Klosterdach den roten Hahn"!

Keinem von uns wäre es wohl eingefallen, nun wirklich ein Kloster in Brand zu stecken oder - wie es in einer Strophe dieses Liedes so menschenfreundlich gesagt wird - "des Edelmannes Töchterlein in die Hölle hineinzustoßen". Wir waren ja alle wohlerzogene junge Leute; wenn wir solche Verse sangen, so hielten wir sie für nicht ernst gemeint, wohl gar für einen guten Witz.

Nun sind aber doch alle diese Kampflieder, alle diese Haß- und Kriegsgesänge nicht zufällig oder von Ungefähr in das damalige "B-K"-Liederbuch aufgenommen worden. Da bedurfte es doch wohl sicher jahrelanger Vorarbeiten:

Das Buch ist nach dem ersten Weltkriege in den frühen Zwanzigerjahren unseres Jahrhunderts erschienen. Da bestellte die damalige Leitung der evangelischen Kirche Deutschlands doch sicherlich einen Gesangbuchausschuß, in den sie Jugendseelsorger, Jugendführer- und -führerinnen sowie sonstige Sachverständige berief. Dieser Ausschuß bestimmte dann aus seiner Mitte einen oder mehrere Arbeitsausschüsse. Diese hatten dann jedes einzelne Lied, das in das neue Liederbuch aufgenommen werden sollte, genau und eingehend zu prüfen. Jedes Wort mußte doch genau durchleuchtet, jeder Gedanke mußte doch eingehend darauf untersucht werden, ob er mit der Lehre der Kirche übereinstimme. Jedes Lied mußte wohl genau unter die Lupe genommen, bei jeder einzelnen Strophe mußte doch entschieden werden, ob man sie mit gutem Gewissen auf die von der Kirche betreute Jugend loslassen könne.

Erst nach gründlichster, gewissenhaftester Durcharbeitung konnte man doch solch ein Werk erst in Druck geben. So und nicht anders muß doch seinerzeit das "B-K"-Liederbuch entstanden sein. Und trotzdem - ein solches Resultat !

Haben die mit der Redaktion unseres Liederbuches befaßten Stellen alle diese und ähnliche Lieder mit voller Absicht in das "B-K"-Liederbuch aufgenommen oder ist ihnen die Gefährlichkeit des Inhaltes der von ihnen ausgewählten Gesänge garnicht zu Bewußtsein gekommen ?

Nun beschränkten wir Kreuzfahrer uns aber keineswegs auf die im "B-K"-Liederbuch enthaltenen Weisen. Wir sangen auch andere Lieder - nach 1938 auch viele "garstige" politische Lieder.

Unter diesen gab es auch Lieder, die man sich damals nur dann zu singen getrauen durfte, wenn man vorher alle Fenster geschlossen hatte. Bei gemeinsamen Eisenbahnfahrten etwa durfte man diese Lieder nur bei fahrendem Zuge singen und dies auch nur dann, wenn die Führervorher alle von uns belegten Abteile abgegangen und genau nachgesehen hatten, ob sich nicht vielleicht doch irgendwo ein Fremder in ein für uns reserviertes Abteil eingeschlichen hätte. Dies war damals eine nur zu berechtigte Vorsichtsmaßregel.

In jenen Tagen sangen wir aber auch noch eine andere Art von Liedern. Es waren dies Lieder aus längst vergangener Zeit, denen man nun einen neuen, politischen Sinn unterlegte. Man könnte diese Gesänge auch politische Lieder in historischem Gewande nennen. Einer unserer prominentesten Führer, ein Wiener, sagte damals einmal von einem dieser Lieder mit sichtlicher Befriedigung:

"Wenn wir nicht genau nachweisen könnten, daß dieses Lied schon 300 Jahre alt ist, würde es uns die Polizei sicher verbieten"!

Bis 1933 habe auch ich, ebenso wie alle übrigen Glieder unseres Bundes, alle diese Lieder mit Inbrunst und Begeisterung gesungen. Erst langsam und allmählich ist dann in mir im Laufe der Begebenheiten ein gewisses Mißtrauen gegen die von außen in unsere Kreise hineingetragenen Lieder aufgestiegen. An den Liedern des "B-K"-Liederbuches hatte ich damals noch nichts auszusetzen. Als ich diese Bedenken einmal bei der Bundesführung vorbrachte, wurde mir von höchster Stelle geantwortet:

"Wir können doch nicht in einem fort nur Kirchenlieder singen"!...

- - -

16

KREUZFAHRER-BUNDESTAGE.

Der Brauch, daß zu Pfingsten eines jeden Jahres alle Angehörigen des Kreuzfahrerbundes, denen es irgendwie möglich war, Männlein und Weiblein, an irgend einem Orte Österreichs zusammenkamen, um dort ihren Bundestag zu halten, geht auf die Zwanzigerjahre unseres Jahrhunderts zurück.

In den Jahren 1926 und 1927 fuhren die Wiener "B-K"ler in den Pfingstferien nach Graz, um die dortigen Gruppen zu besuchen, die sich damals schon Kreuzfahrer nannten. In jene Zeit fällt auch jene legendäre Kahnfahrt auf dem Hilmteiche, in deren Verlauf einige gedankenlose Knaben ihre Boote so ins Schaukeln brachten, daß diese umschlugen und ihre Insassen ins Wasser beförderten. Damals muß wohl ein besonderer Schutzengel gewacht haben, denn das einzige Opfer dieses Unfalles war - die Lederhose des damaligen ersten Bundeswartes und späteren Superintendenten von Wien. Sie zog sich durch die Nässe so zusammen, daß sie nicht mehr verwendbar wurde. Wäre bei dieser Gelegenheit eines der Kinder ernstlich zu Schaden gekommen, so wäre dies wohl eine böse Reklame für B-K und Kreuzfahrer gewesen.

Im Jahre 1928 kamen dann die Grazer nach Wien, wo ihnen während des Bundestages auch die Sehenswürdigkeiten der Stadt einschließlich Prater und Kahlenberg gezeigt werden konnten. Im folgenden Jahre ging man dann nach Linz und im Jahre 1930 nach Innsbruck. Dabei nahm man die Gelegenheit wahr, um in beiden Landeshauptstädten neue Gruppen des Bundes ins Leben zu rufen.

Von da an pflegte man den Bundestag in kleineren, im österreichischen Staatsgebiet möglichst zentral gelegenen Orten zu halten. Dadurch wollte man für alle Gruppen des Bundes so weit wie möglich gleichlange Anreisewege erreichen, andererseits sollte durch unseren Besuch auch den kleinen evangelischen Gemeinden in den gewählten Orten ein gewisser Auftrieb gegeben werden. So fand der Bundestag 1931 in Schladming im oberen Ennstale statt, der von 1932 in Gmunden, der von 1933 in Goisern im Salzkammergute. Der Bundestag 1934 mußte mit Rücksicht auf die damals äußerst gespannte innenpolitische Lage Österreichs auf dem bundeseigenen Gelände in und um Haus Landskron gehalten werden. Hätte man in diesem Jahre einen anderen Tagungsort gewählt, so wäre möglicherweise die Behörde eingeschritten. Dies befürchtete zumindest unsere Führung.

Die Bundestage 1935 in Mürzzuschlag und 1936 auf Burg Strechau bei Rottenmann fanden dann wieder unter friedlicheren Aspekten statt.

Den Bundestag 1937 hielten wir ohne die damals schon abgesprungenen Grazer auf dem Gelände der evangelischen Anstalten von Salzerbad bei Hainfeld (Niederösterreich). Dies war der letzte Bundestag der Kreuzfahrer.

Zu Pfingsten 1938 hatten wir schon das Großdeutsche Reich. Aus dem selbständigen Staate Österreich war nun die "befreite" "Ostmark" geworden. In dieser Ostmark gab es offiziell keine kirchliche Jugendbewegung mehr, also auch keinen Kreuzfahrerbund, so konnten wir auch keinen Bundestag halten.

- - -

I
SCHLADMING 1931

Bis zum Jahre 1930 war mein Interesse an den Pfingsttagungen der Kreuzfahrer recht gering gewesen; der Bundestag 1928 in Wien war bis dahin der einzige, den ich mitgemacht hatte.

Daß sich dies nun schlagartig änderte und daß ich zu Pfingsten 1931 nach Schladming mitfuhr, hatte seinen ganz besonderen Grund: Dieser war - die Schwester eines unserer Wiener Kreuzfahrer, die ich damals sehr verehrte. Ich hatte angenommen, daß sie auch mitfahren würde, und meine Rechnung erwies sich als richtig: sie kam tatsächlich mit.

Sie war um drei Jahre älter als ich und hatte keine Ahnung von meiner stillen Neigung - ich habe sie nur aus der Ferne bewundert.

Gott hat auch dies sehr gnädig gefügt: ihre Brüder, von denen einer dem Bunde angehörte, waren wilde Nationalsozialisten und sie hat deren Ansichten jedenfalls geteilt. Mein Urteil über jene Bewegung aber wurde im Laufe der Zeit immer kritischer. Dieser Umstand allein wäre wohl schon eine schwere Vorbelastung für eine Ehe gewesen. Damals und noch mehr in den folgenden Jahren hat die Politik viele Familien zerrissen und auch manche Ehe ist an solchen Meinungsverschiedenheiten zerbrochen.

Ich habe "sie" zum letzten Male im September 1932 gesehen, als sie, zusammen mit übrigen Teilnehmerinnen unseres damaligen Mädchenlagers Feld am See auf dem Bahnhof St. Ruprecht bei Villach, schon einwaggoniert, auf die Abfahrt ihres Zuges nach Wien wartete. In den Fünfzigerjahren, gerade zur Zeit des damaligen Kirchentages, soll sie, wie ich erfuhr, in Berlin gewesen sein. Sollte sie jetzt noch dort leben, so hat sie in der geteilten Stadt sicher schwere Zeiten mitgemacht. Jetzt ist sie eine alte Dame und nähert sich der Mitte ihres achten Lebensjahrzehnts. In der Erinnerung mögen ihr die Pfingsttage in Schladming und Gmunden wie ein schöner Traum erscheinen.

Wenn ich an Schladming zurückdenke, so erinnere ich mich an ein schönes Pfingstwetter, das wir auch zu ausgedehnten Wanderungen in die prachtvolle Umgebung dieses Gebirgsortes benutzten, an den gemeinsamen Pfingstgottesdienst mit der Gemeinde Schladming in deren schöner Kirche, sowie an einen bunten Nachmittag mit Spiel und Gesang nebst folgendem Laienspielabend auf der großen Festwiese, daneben aber auch an eine angebrannte

Frühstücksmilch, die wir trotz ihres greulichen Geschmackes mit Todesverachtung austranken, und an ein zähes Rindfleisch, das uns zum Mittagessen vorgesetzt wurde. Unseren jugendlichen Zähnen vermochte dieses Fleisch jedoch keinen dauernden Widerstand entgegenzusetzen und konnte auch unsere Stimmung in keiner Weise beeinträchtigen.

Ein Erlebnis von der Heimfahrt ist mir aber noch deutlich in Erinnerung: Einer unserer Jüngsten - er war sicher erst im vorigen Jahre der Volksschule entwachsen, sein Vater aber war wohl ein ganz besonders begeisterter Protestant, denn er hatte sein Kind auf den Namen des Schwedenkönigs Gustav-Adolf taufen lassen - zeigte mir voll Stolz ein nationalsozialistisches Liederbuch, das irgendwie in seinen Besitz gekommen war.

Die N.S.D.A.P. war damals eine im benachbarten Deutschen Reiche zur Macht strebende Partei; bei den letzten Reichstagswahlen im September 1930 hatte sie die Zahl ihrer Reichstagsmandate verneunfachen können; ihre Propagandaliteratur aber wurde so wie auch die der übrigen politischen Parteien offiziell im Bunde nicht gerne gesehen.

Ich blätterte in diesem Buche.

Es enthielt neben allgemein nationalen Liedern, die ich bereits kannte, auch mir damals weniger bekannte reine Parteilieder und Parteigesänge. Dietrich Eckarts Lied: "Sturm ! Sturm ! Sturm"! .... durfte darin natürlich auch nicht fehlen.

Eines jener Lieder ist mir bis heute in Erinnerung geblieben. Es begann ganz fromm und harmlos:

O Herr, schenk' uns den Mose wieder,
Daß er wie einst mit starker Hand
All seine Juden führe wieder
Hinein in das gelobte Land !
Und laß das Meer sich wieder teilen ....

In diesem Tone ging es dann noch einige Zeilen weiter. Erst in der letzten Strophe zeigte sich dann die Klaue des Bösen. Das Gedicht hatte nämlich den folgenden unerwarteten Abschluß:

Und, wenn die ganze Judenbande
Dann drinnen ist und fern vom Lande,
Dann mach' o Herr die Klappe zu,
Dann hat die ganze Welt a Ruh !

Mir erschien dies alles damals wie ein guter Witz. Zu jener Zeit hatte ich noch kein Gefühl dafür, daß ein Gebet, das nicht ernstlich ist, oder gar ein Gebet, mit dem ich meinem Nächsten

etwas Böses an den Hals wünsche, eine Beleidigung der göttlichen Liebe bedeutet.

Daß ich einer traurigen Selbsttäuschung erliege, wenn ich mir einbilde, durch die Verwirklichung solcher böser Wünsche zur Ruhe zu kommen oder gar nach Umbringen meiner Feinde Ruhe zu haben, hat das deutsche Volk und seine Führung dann nach 1945 an seinem eigenen Leibe erfahren müssen.

- - -

II
GMUNDEN 1952

In Schladming hatte es sich gezeigt, daß die Verpflegung einer größeren Menge Menschen in einem kleineren Orte - der damals nur über wenige, nicht allzu leistungsfähige Gaststätten verfügte - Probleme aufwarf, die gar nicht so leicht zu lösen waren. Wollten wir nun im nächsten Jahre womöglich in noch größerer Zahl wieder in einem kleineren Orte Bundestag halten, so mußte für diese Fragen unbedingt eine bessere Lösung gefunden werden als bisher.

Hier bot sich uns nun eine unerwartete Gelegenheit:

Einige unserer Älteren waren schon lange der S.A. beigetreten. Dort hatten sie beobachtet, daß zu den Ausrüstungsgegenständen jenes Vereines auch einige alte Fahrküchen gehörten. Diese hatten schon den ersten Weltkrieg mitgemacht und waren dann aus den Beständen der alten österreichisch-ungarischen Armee auf irgendwelchen Wegen in die Hände ihrer jetzigen Besitzer gelangt. Eine dieser Fahrküchen wollten nun unsere S.A.-Männer von dort für den Bundestag der Kreuzfahrer zu den Pfingsttagen 1952 ausleihen.

Die Angelegenheit bedurfte natürlich der Genehmigung durch den oder die dafür zuständigen S.A.-Führer. Diese wollten davon jedoch zunächst überhaupt nichts wissen. Es bedurfte längerer Verhandlungen und der eindringlichsten Hinweise seitens unserer Leute - welch eine überaus günstige Propagandawirkung auf den ganzen ihrer Partei ohnehin schon sehr wohlwollend gegenüberstehenden Kreuzfahrerbund bei positiver Erledigung dieser Sache zu erwarten sei - um die Angelegenheit endlich doch zu einem für uns günstigen Abschluß zu bringen: Schließlich stand uns also die Fahrküche über die Pfingstfeiertage zur Verfügung.

Sollte das Gerät aber nun den ganzen Bundestag hindurch in Benützung stehen, so mußte es schon vorher "in Stellung" gebracht werden, man durfte es jedoch erst dann wieder wegräumen, wenn der ganze Bundestagsbetrieb schon vorbei war.

Wir brauchten also ein Fahrküchenkommando, das den Transport durchzuführen hatte. Dieses mußte einen Tag vor Beginn der Tagung, also am Freitag vor Pfingsten bereits an Ort und Stelle sein und konnte erst nach Abschluß des Treffens, also am Nachmittage des Pfingstdienstags mit dem Wegräumen beginnen. Mit einer Heimkehr dieser Gruppe war also vielleicht erst Mittwoch früh zu rech

Für diese Arbeitsgruppe kamen - schon wegen der kurzen Pfingstferien der Mittelschüler - nur Hochschüler in Betracht; diese konnten sich doch von ihrem Studienbetrieb leichter freimachen. Auch hatte ich mich für diese Arbeit gemeldet. Mein Hauptmotiv dabei war, daß ich dadurch auf die Weiblichkeiten des Bundes im allgemeinen und auf eine derselben im besonderen einen Eindruck zu machen hoffte.

So wanderte ich denn an jenem Donnerstag vor Pfingsten gegen Abend, ausgerüstet für eine fünftägige Abwesenheit von daheim, von unserer im dritten Wiener Gemeindebezirk gelegenen Wohnung hinüber in den vierten Bezirk, wo im Hause Kleine Neugasse Nr.5 der Häuptling unserer kleinen Schar in der Wohnung seiner Eltern seinen Wigwam hatte.

Eine kleine Weile mußten wir dort noch warten, bis alle Kumpane versammelt waren; dann wanderten wir in den zehnten Bezirk hinüber, wo sich in der Rosengasse das Lokal der zuständigen S.A.-Stelle befand. Dort, im Hofe des Hauses, stand, verborgen unter einem Haufen von altem Gerümpel, das Ziel unserer Wünsche - die Fahrküche.

Das von unserem Bunde für den Transport gemietete Lastauto fuhr in den Hof ein; das Aufladen des schweren Gerätes ging ohne Unfall vor sich, obwohl wir alle in solchen Arbeiten unerfahren waren. Dann bestiegen auch wir das Auto und fuhren zunächst wieder in die Kleine Neugasse zurück, um unser Gepäck zu holen. Dann startoten wir, begleitet von den guten Wünschen der zurückbleibenden Familie unseres Anführers zu unserer großen Fahrt. Unser Häuptling und seine Squaw - sie wurde später, lange nach dem Kriege, Pfarrfrau unserer Gemeinde Landstraße - stiegen vorne zum Chauffeur in das Führerhaus, wir anderen machtens uns auf dem Platform des Lastwagens, auf den Plätzchen, die die Fahrküche uns freiließ, so bequem, als es eben gehen wollte, und dann ging es los.

Wir fuhren die ganze Nacht hindurch - glücklicherweise regnete es nicht - und kamen zeitig in der Frühe des nächsten Tages nach Gmunden. Dort, auf Schloß Cumberland, sollte diesmal unser Bundestag in Szene gehen.

Der Herzog Ernst August von Cumberland, ein Schwiegersohn des letzten Deutschen Kaisers, besaß in Gmunden ein Schloß nebst ausgedehnten Besitzungen und gewährte den Kreuzfahrern dort für die Zeit dieses Bundestages Gastfreundschaft. Unsere Gruppe hatte für ihre Arbeiten mit der Fahrküche den ganzen Freitag über Zeit. Wir brauchten uns also nicht sonderlich anzustrengen.

Samstag früh kamen dann der Reihe nach aus allen Himmels-

richtungen die Kreuzfahrergruppen per Bahn oder zu Rade angereist und der Bundestag konnte seinen Anfang nehmen. Er unterschied sich in Organisation und Ablauf kaum von seinem Vorgänger in Schladming.

Für die Knaben der Jung- und Mittelkreise wurde ein großes Geländespiel veranstaltet. Der Leiter der Aktion - ein Grazer - hob in seinem Schlußwort - dem "Manöverbericht" - die restlose Einsatzfreude aller Beteiligten besonders rühmend hervor. Das Geländespiel hatte bei allen Teilnehmern hellste Begeisterung ausgelöst. Wie viele dieser armen Jungen werden wohl im Zweiten Weltkrieg zugrunde gegangen sein !

Die Fahrküche tat ihren Dienst zur allgemeinen Zufriedenheit. Unsere S-A-Männer samt den übrigen Parteigenossen im Bunde versuchten hieraus sogleich politisches Kapital zu schlagen: sie alle steckten ihre mitgebrachten Hakenkreuzabzeichen an.

Daraufhin berief die Bundesführung eine Führersitzung ein, auf der ein allgemeines Verbot politischer Abzeichen auf Bundesveranstaltungen beschlossen wurde. Die davon Betroffenen gehorchten widerwillig und zitierten dabei das das damals sehr bekannte Schlagwort, das soviel mir bekannt von Dr. Göbbels persönlich stammt: "Trotz Verbot nicht tot"!

Selbstverständlich war es bei aller damals noch durchaus erlaubten Sympathie für den Nationalsozialismus doch nicht angängig, daß unsere Leute auf Bundesveranstaltungen Parteiabzeichen trugen. Wir waren ja ein kirchlicher und kein politischer Verein und hatten keinerlei offizielle Beziehungen zur N.S.D.A.P., wenn auch viele unserer Leute ihr angehörten. Damals - im Jahre 1932, also noch VOR Hitlers Machtergreifung in Deutschland - war die Bundesführung noch stark genug, um solche Beschlüsse auch durchsetzen zu können.

Den Abschluß des Bundestages bildete am Abend des Pfingstmontages ein Laienspiel, das diesmal von den Wiener Gruppen geboten wurde. Ein Jahr zuvor war diese Aufgabe den Grazern zugefallen - in Schladming. Das diesjährige Spiel hieß "die Heimkehr" und behandelte in dramatischer Form das biblische Gleichnis vom verlorenen Sohn. "Sie" spielte auch mit und so erregte das Stück denn auch mein besonderes Interesse.

Dienstag früh, unmittelbar vor dem Abmarsch der einzelnen Gruppen, gab es auf unserem Zeltplatz noch eine Schlußansprache unseres zweiten Bundeswartes. Sie schloß mit dem Wunsche:

"Auf frohes Gelingen"!

Vielen von uns spukten damals Umsturzgedanken und Staatsstreich-

phantasien in den Köpfen herum. Manche unserer Älteren waren schon 1927 nach dem Brande des Wiener Justizpalastes zur Heimwehr gegangen und dann nach 1930 zu den Nationalsozialisten hinübergewechselt.

Beide Bewegungen standen damals - im Jahre 1932 - in hartem Konkurrenzkampfe: Jede von ihnen wollte die Macht im Staate erobern und nun führten sie in aller Öffentlichkeit eine Diskussion darüber, ob es zweckmäßiger sei, diesen Kampf um die Macht nur mit legalen Mitteln - also auf dem Boden von Gesetz und Verfassung - oder aber illegal - also mit allen Mitteln - zu führen. Die Heimwehr vertrat damals den den Standpunkt, dieser Kampf um die Macht müsse mit allen Mitteln, also wenn nötig auch illegal, geführt werden, während die Nationalsozialisten bis zum Jahre 1933 vorgaben, nur mit legalen Mitteln an die Macht gelangen zu wollen. Diesen ihren Grundsätzen gemäß hatte die Heimwehr im September 1931 einen Staatsstreich versucht. Die Aktion war fehlgeschlagen und ihre Anführer waren daraufhin vor Gericht gestellt worden. Dort hatte der Hauptangeklagte in seiner Verteidigungsrede seine Aktion damit zu rechtfertigen versucht, daß er den Staat, die Republik Österreich selbst für illegal erklärte - sie sei ja durch eine Revolution zustandegekommen. Er und seine Mitangeklagten waren daraufhin sogar freigesprochen worden.

Solche Worte und Ereignisse gingen damals durch die ganze Presse, sie wurden von den Zeitungen ausführlich erörtert und kommentiert, so haben sie natürlich auch ihren Einfluß auf die Gedanken der Kreuzfahrer ausgeübt.

Der Hauptangeklagte von damals war ein sehr bekannter steirischer Rechtsanwalt; nebenberuflich war er sogar - Kurator der evangelischen Pfarrgemeinde Judenburg. Von einem Rechtsanwalte sollte man erwarten, daß er über die Gesetze besonders genau Bescheid weiß, von dem Kurator einer evangelischen Pfarrgemeinde aber sollte man annehmen, daß er sich - seiner Gemeinde zum Vorbild - darum bemüht, die Forderungen der Bibel, darunter auch die Pflicht zum Gehorsam gegen die Obrigkeit - Römerbrief Kap.13 - in seinem Leben besonders gewissenhaft zu verwirklichen.

Vor kurzem ist der Herr Kurator hochbetagt gestorben. Unsere Kirchenzeitung widmete ihm einen warmen Nachruf, in dem auch rühmend hervorgehoben wurde, der Verewigte habe seiner Kirchengemeinde sogar eine Glocke gespendet. Diese Glocke trug die Inschrift: "Alles zur höheren Ehre Gottes"!

Dieser Spruch sei auch der Leitsatz seines Lebens gewesen. Vom Staatsstreich stand in jenem Nachruf nicht ein Sterbenswort.

Hat also der Verfasser dieses Nachrufes von jenem Staatsstreiche, einem immerhin nicht ganz unwichtigen Ereignis sowohl in der Geschichte der ersten Republik als auch im Leben des Herrn Kurators, nichts gewußt oder betrachtet er vielleicht gar auch die Anzettelung eines gewaltsamen Umsturzes als eine Handlung "ad majorem Dei gloriam" -"zur höheren Ehre Gottes" ?!?

Heute weiß ich es: Blättert man im Buche der Geschichte nur genügend weit zurück, so kann man in der Vergangenheit eines jeden Staates dunkle Punkte genug entdecken, die es einem ermöglichen würden, die augenblicklich geltende Verfassung und die imAmte befindliche Regierung für illegal zu erklären.

Solange sich jemand so etwas nur denkt, ist es wohl ungefährlich - die Gedanken sind ja frei ! - wagt manes jedoch, solche Gedanken in der Öffentlichkeit zu vertreten, so ist damit bereits der Tatbestand der Aufwiegelung gegeben und die Behörden könnten den Betroffenden dann sogleich gerichtlich verfolgen. Versucht aber jemand gar, aus solchen Gedanken und Worten die Konsequenzen zu ziehen und schreitet zur Tat, so bedeutetdies auf jeden Fall Aufruhr und Blutvergießen, Bürgerkrieg und Revolution. Keine Staatsregierung, und sei sie auch die schwächste, wird ihren Platz kampflos räumen; sie wird, wenn es um ihre Existenz geht, alle ihr zu Gebote stehenden Machtmittel des Staates einsetzen.

Ist solch eine Aktion, so ein Umsturzversuch einmal angelaufen, dann gibt es für die Beteiligten kein Zurück mehr, dann heißt es für sie alle wirklich nur - Siegen oder Sterben ! Ein Bürgerkrieg aber ist wohl das Traurigste und Schrecklichste, was einem Lande widerfahren kann: Das haben wir ja alle kurze Zeit später erlebt.

Auch in England, in jenem Lande, das sich derzeit unter allen europäischen Staaten der am längsten dauernden Rechts- und Verwaltungskontinuität erfreuen kann, ist das jetzige Herrschaftssystem - allerdings vor nunmehr bald 300 Jahren - durch einen Gewaltakt an die Macht gelangt: Im Jahre 1688 erhob sich das Volk gegen seinen König Jakob II. aus dem Hause Stuart, der sich verhaßt gemacht hatte, und berief nach dessen Vertreibung den holländischen Fürsten Wilhelm III. von Oranien auf den englischen Königsthron. Diese Revolution wurde, nachdem sie geglückt war, die "glorreiche" genannt.

Selbstverständlich hat der vertriebene König seine Absetzung und Vertreibung nie als rechtmäßig anerkannt. Beinahe ein halbes Jahrhundert lang mußte sich in der Folge England gegen die Jako-

biten zur Wehr setzen, die immer von neuem den Versuch unternahmen, das Haus Oranien und seine Nachfolger zu stürzen und die Stuarts wieder auf den englischen Königsthron zurückzuführen.
Das Haus Stuart verfügte in England immer noch über genug geheime Anhänger und so kam es dort im 18. Jahrhundert immer wieder zu Verschwörungen, Aufruhr und Bürgerkrieg. Für König Wilhelm war selbstverständlich jeder Jakobite ein Hochverräter, jeder, den man erkannte und fing, hatte sein Leben verwirkt, sein Vermögen wurde eingezogen, sein Weib und seine Kinder wurden nach Westindien in die Sklaverei verkauft. Diese Methode hatte als erster der Lord-Protektor Oliver Cromwell gegen die Iren angewendet.

Hätte nach 1688 in England jemand öffentlich den Ausruf gewagt:

"Lang lebe König Jakob ! Nieder mit dem Usurpator Oranien"!

so hätte man ihn gewiß sogleich um einen Kopf kürzer gemacht.

Darüber, was ein Bürgerkrieg für ein Land bedeutet, haben wir alle schon knapp zwei Jahre nach dem Bundestag von Gmunden einen eindringlichen und gründlichen Anschauungsunterricht erhalten. Damals jedoch zerbrachen wir uns über alle diese Probleme nicht die Köpfe, keiner von uns konnte ja ahnen, was uns die Zukunft noch alles bringen würde.

So fuhren wir am Pfingstdienstag des Jahres 1932 mit unserem Lastauto frohgemut wieder heim und lieferten die Fahrküche ordnungsgemäß in der zuständigen S.A.-Stelle in der Hasengasse ab.

- - -

III
GOIBERN 1933

Unser Bundestag im Jahre 1933 fand bereits in einer viel gespannteren politischen Atmosphäre statt als alle seine Vorgänger. Im benachbarten Deutschen Reiche war ja nun der Nationalsozialismus an die Macht gekommen, bei uns in Österreich war es noch nicht so weit. So begann nun zwischen den beiden gleichsprachigen Staaten ein "kalter" Krieg, der dann beinahe fünf Jahre dauern sollte.

Gerade vor Pfingsten wurde die Lage durch die damals von der deutschen Reichsregierung verhängte Tausendmarksperre dramatisch verschärft. Von da an mußte jeder Reichsdeutsche, der nach Österreich einreisen wollte, in seiner Heimat eine Gebühr von tausend Reichsmark entrichten.

Diese Maßnahme wirkte sich auch auf den Bundestag der Kreuzfahrer aus: Bisher war es üblich gewesen, daß der reichsdeutsche "B=K" stets Vertreter zu unseren Bundestagen entsandte, während eine Vertretung der Kreuzfahrer zu der entsprechenden Pfingsttagung des reichsdeutschen "B=K" nach Deutschland geschickt wurde. Jetzt kam die Tausendmarksperre dazwischen.

So betraute denn der reichsdeutsche "B=K" einen seiner damals in Wien studierenden Theologen mit der Aufgabe, seine Bewegung auf unserem Bundestage zu vertreten, während umgekehrt unsere in Deutschland studierenden Theologen beauftragt wurden, die Vertretung der Kreuzfahrer auf der "B=K"-Tagung in Bielefeld zu übernehmen. Niemand konnte damals ahnen, daß das Treffen in Bielefeld die letzte Pfingsttagung des reichsdeutschen "B=K" überhaupt sein würde: Ein Jahr später waren wir aller derartigen Sorgen enthoben, denn da gab es keinen reichsdeutschen "B=K" mehr.

Ich war natürlich wieder beim Fahrküchenkommando. Diesmal wurde ich jedoch enttäuscht: "Sie" fuhr diesmal nicht mehr mit zum Bundestage. Nach der Ursache ihres Fernbleibens konnte ich mich natürlich nicht erkundigen. Da wir das Gerät das vorige Mal pünktlich und unbeschädigt zurückgestellt hatten, machten die zuständigen S.A.=Funktionäre diesmal keine Schwierigkeiten.

Die meisten Leute vom vorjährigen Fahrküchentrupp fuhren auch diesmal wieder mit. Auch unser Anführer war wieder derselbe. Der Vertreter des reichsdeutschen "B=K" hatte sich unserer Gruppe ebenfalls angeschlossen. Er hörte auf den nordischen Vornamen "Frytjof", war aber weder blond noch blauäugig.

Wir nannten ihn einfach den "Piefke". Er war ein Kind der Ebene. Wie wir später beobachten konnten, war ihm das Wandern auf unseren Gebirgspfaden ungewohnt und fremd; es bereitete ihm ziemliche Schwierigkeiten. Unsere Fahrt ging ungefähr in derselben Weise vor sich wie im Vorjahre; sie dauerte wohl etwas länger und war auch schöner; wir fuhren in der Morgenfrühe des Freitags vor Pfingsten den schönen Traunsee entlang.

In Goisern war unser Anführer schon gut bekannt: Sein Vater, Professor an der Franz-Josefs-Universität zu Czernowitz in der Bukowina, war im Sommer 1914 mit seiner siebenköpfigem Familie hierher auf Urlaub gefahren und dann waren aus den ursprünglich geplanten zwei Monaten infolge des Kriegsausbruches viereinhalb Jahre geworden ....

Wir waren hier Gäste der evangelischen Gemeinde Goisern. Diese Gemeinde zählte - damals eine Seltenheit unter Evangelischen - in ihren Reihen auch eine Anzahl Sozialdemokraten und so war denn auf manchen ihrer Objekte und Liegenschaften - das Dreipfeilsymbol zu sehen. Auf diese, für manche von uns ärgerliche Tatsache wies denn auch unser damaliger zweiter Bundeswart in seiner Eröffnungsansprache hin und erinnerte die Versammelten eindringlich daran, daß wir ja hier zu Gaste wären und daß wir uns selbst ein trauriges Zeugnis ausstellen würden, wenn es uns etwa einfiele, unsere Gastgeber durch Beschädigung oder gar Demolierung ihnen teuren Symbole zu kränken. Bei der damaligen inneren Einstellung der meisten Bundesangehörigen -

... "den Feind in eigner Mitte
bekämpft in ernstem Strauß ..."

war dies wohl eine nur zu berechtigte Ermahnung.
Der Bundestag verlief denn ungefähr in den gleichen Bahnen wie der im Vorjahre.

Die Heimfahrt hingegen ist mir in sehr unangenehmer Erinnerung: Wir fuhren mit unserem Lastauto längere Zeit dicht neben der Eisenbahn. So hatten wir reichlich Gelegenheit, zu beobachten, daß alle Züge, die uns entgegenkamen oder überholten, fast leer waren. In früheren Jahren waren hier die Eisenbahnzüge stets von reichsdeutschen Urlaubern überfüllt gewesen. Diese Pfingstgäste waren heuer wegen der Tausendmarksperre entweder daheimgeblieben oder in andere Länder gefahren.

Unser "Piefke" geriet nun jedes Mal, wenn ein solcher fast leerer Eisenbahnzug an uns vorbeifuhr, in einen geradezu kindischen Begeisterungstaumel. Diese schadenfrohe Haltung eines angehenden Theologen verdroß mich sehr. Gewiß war es traurig, so dachte ich, daß es nun zwischen unserer und der reichsdeutschen

Regierung zu Meinungsverschiedenheiten und Streitigkeiten gekommen war. Warum aber sollten dies jetzt die daran doch gewiß völlig unschuldigen Wirte und Geschäftsleute in unseren Fremdenverkehrsgebieten mit ihrem Ruin bezahlen ?

Gerne wüßte ich, ob dieser damals so schadenfrohe Theologe und Vertreter des reichsdeutschen "B-K" auf unserem Bundestage dann später den Weg zur bekennenden Kirche gefunden hat, oder ob er zu den Deutschen Christen abgeschwommen ist.

Ich hielt damals die Tausendmarksperre für eine vollkommen verfehlte und schädliche Maßnahme, zugleich aber auch für einen Beweis dafür, daß sich auch die Nationalsozialisten an den von ihnen stets lautstark vertretenen Grundsatz: "Gemeinnutz geht vor Eigennutz"! dann nicht hielten, wenn es um die Interessen ihrer eigenen Partei ging.

Auf dieser Heimfahrt aber gab es für mich auch noch ein zweites Ärgernis: Ein Linzer Kreuzfahrer war zu Rade zum Bundestage gekommen. Aus irgend einem Grunde wollte er die Rückfahrt nicht mehr auf die gleiche Weise machen und bat uns daher, ihn und seinFahrrad mit unserem Fahrküchenauto mitzunehmen. Selbstverständlich konnten wir ihm diesen Wunsch nicht gut abschlagen.

Dieser Knabe vergnügte sich nun damit, jedem Menschen, an dem wir vorüberfuhren, ein lautstarkes "Heil Hitler"! zuzubrüllen. Nur wenige Wochen später wären wir mit solchen Rufen nicht weit gekommen, wären wohl ziemlich rasch in irgend einem Arrest gelandet. Am Pfingstdienstag 1933 war die Lage jedoch noch nicht so gespannt, wie schon ganz kurze Zeit später. Wir kamen unangefochten bis Linz, wo sich unser Gast mit seinem Fahrrade Gott sei Dank empfahl. Dann herrschte Ruhe auf unserem Lastauto.

Ganz ohne Behinderungen aber sollte auch unsere Weiterfahrt nicht von statten gehen: Diesmal waren wir von unserem Tagungsorte später weggekommen als im vorigen Jahre, auch war unser Weg heuer länger; so fing es hinter Linz rasch zu dunkeln an. Wir versuchten, oben auf dem Plateau unseres Lastautos zu schlafen, so gut dies eben gehen wollte, fuhren aber einige Male aus unserem Schlafe empor; dabei merkten wir, daß unser Gefährt von Gendarmen aufgehalten worden war und dann erst nach längeren Debatten zwischen den Hütern des Gesetzes und unserem Anführer weiterfahren durfte. Erst später, nach Beendigung unserer Fahrt, erfuhren wir, um was es sich dabei gehandelt hatte.
Den Gendarmen war- vielleicht ahnten auch sie, daß sich die politische Lage nun verschärfen würde- unsere Fracht irgendwie verdächtig; sie behaupteten, wir führten Kriegsgerät mit uns herum, was ja formell auch stimmte.

Demgegenüber berief sich unser Häuptling immer wieder darauf, daß wir einem evangelischen Jugendverein angehörten, daß wir von einer ordnungsgemäß bei der Behörde gemeldeten kirchlichen Veranstaltung kämen und daß es während unserer Hinfahrt keinerlei Beanstandung gegeben habe, man möge sich darüber bei unserem Oberkirchenrat erkundigen.

Natürlich wußte unser Anführer ebenso wie die mit ihm verhandelnden Beamten ganz genau, daß eine solche Anfrage, ein solcher Anruf mitten in der Nacht völlig sinnlos gewesen wäre, weil man um diese Zeit sicher niemandem im Oberkirchenrat erreicht hätte. Die Beamten zogen sich daher knurrend zurück, meldeten aber unser Kommen mittels Funk an die nächste an unserem Wege liegende Gendarmeriestelle weiter, bei der dann dasselbe Spiel von neuem begann. Wir haben also damals wirklich großes Glück gehabt, daß unsere Fahrt nicht in irgend einem Arrest endete und die Fahrküche nicht der Beschlagnahme verfiel.

Als wir endlich Wien erreichten, graute schon der Morgen.

Diesmal aber brachten wir unser Gerät nicht wieder in die Harengasse zurück, sondern fuhren es in unser Bundesheim auf den Neubaugürtel, wo wir es im Hofe abstellten. Die zuständigen S.A.-Führer hatten - jedenfalls schon in Erwartung der kommenden Ereignisse hierzu ihre Einwilligung gegeben. Sie gedachten damit, ihre Fahrküche dem Zugriff der österreichischen Behörden zu entziehen, der ja dann bald erfolgte. So hat denn die Gulaschkanone noch bei den vier weiteren Bundestagen der Kreuzfahrer (1934-1937) ihren Dienst getan. Was dann nach 1938 mit ihr geschehen ist, weiß ich nicht. Ich nehme jedoch an, daß man sie ihren früheren Besitzern zurückgestellt hat, die, wie man rückschauend feststellen kann, mit ihr politisch kein schlechtes Geschäft gemacht haben.

* * *

Auf dem Bundestage in Goisern habe ich eine Kreuzfahrerin zum ersten Male gesehen, die in den nächsten Jahren in meinen Gedanken eine größere Rolle spielen sollte, als irgend ein weibliches Wesen vor ihr:

Im Jahre 1934 wurde ich ihr vorgestellt, zwei Jahre später kam sie nach Wien. Von da an sah ich sie öfter bei Bundesveranstaltungen. Sie gab mir jedoch von Anfang an unmißverständlich und mit aller Deutlichkeit zu erkennen, daß die Aufmerksamkeiten, die ich mich bemühte, ihr zu erweisen, ihr durchaus unerwünscht waren. So hatte ich die Sache für hoffnungslos gehalten. Die Ereignisse des Jahres 1938 hatten dann jegliche Verbindung zwischen

den Kreuzfahrern und mir abreißen lassen. Von ihr wußte ich nur, daß sie einen Posten in der unmittelbaren Nähe von Wien angenommen hatte.

Es war nun einer ganz seltsamen Fügung zuzuschreiben, daß im Herbst 1940 mein Lebensweg den ihren wieder kreuzte:
Wir hatten nun schon länger als ein Jahr Krieg. So hatte mir meine damalige Firma, den mir zustehenden Urlaub erst nach mehr als eineinhalb Jahren und hatte ihn überdies geteilt: Zwei der drei Wochen, auf die ich nun Anspruch hatte, sollte ich im November, die dritte im Dezember konsumieren. Meinen Urlaub gedachte ich zu einer Rundfahrt durch die "Ostmark" zu verwenden; so wurde das "befreite" Österreich ja jetzt offiziell genannt. Bei dieser Reise wollte ich alte Bekannte von früher besuchen und erkunden, wie sie sich in die neuen Verhältnisse hineingefunden hätten. Seit dem "Anschluß" waren nun schon mehr als zwei Jahre vergangen, so waren die Menschen jetzt doch wohl imstande, zu beurteilen, was ihnen das Neue an Vorteilen, wie an Nachteilen gebracht hatte. Von alten Bekannten aber konnte man erwarten, daß sie einem auch wirklich sagen würden, was sie sich dachten.

Nun war ich zum Abschluß meiner ersten zwei Urlaubswochen in ihre Vaterstadt gekommen. Auch meine damalige Firma hatte dort ein Werk; in diesem ging ein Teil der Fertigung nach Zeichnungen unserer Abteilung vor sich; da war es nützlich, mit den Leuten dort in Verbindung zu treten, sich nach ihren Wünschen zu erkundigen und etwaige Anregungen oder Verbesserungswünsche entgegenzunehmen. In einem Vorort der Stadt wohnte eine Tante von mir ; sie hatte ich bei dieser Gelegenheit auch besucht.

Damit war jetzt eigentlich das ganze Programm, das ich hier hatte erledigen wollen, abgeschlossen. Mein letzter Tag in der Fremde neigte sich nun seinem Ende zu. Morgen, Samstag, war mein Geburtstag, den wollte ich daheim bei meinen Angehörigen verbringen. Dann konnte ich mich den Sonntag über noch ausruhen und am Montag wieder meinen Dienst antreten.

Meinen Koffer hatte ich schon zur Bahn gebracht, bis zur Abfahrt meines Zuges hatte ich noch reichlich Zeit, so beschloß ich, inzwischen noch einen kleinen Spaziergang ohne besonderes Ziel durch die Stadt zu unternehmen. Es war schon spät am Nachmittage, die Straßen waren schon ziemlich dunkel. Die strenge eingehaltenen Verdunklungsvorschriften bewirkten, daß es hier noch finsterer aussah, als sonst um diese Jahreszeit.
Nachdem ich so eine ganze Weile meinen Gedanken nachhängend, ziellos dahingeschritten war, blickte ich auf und entdeckte dabei, daß ich - vor dem Geschäfte ihres Vaters stand. Es war nun schon gegen

sechs Uhr abends. Infolge der totalen Verdunkelung drang aus dem Laden kaum ein Lichtschein nach außen.

Seltsam, wie die Entscheidung eines einzigen Augenblickes imstande ist, dem Lebensweg für längere Zeit eine andere Richtung zu geben ! Plötzlich stieg in mir der Gedanke auf:

"Du könntest doch hineingehen und nach ihr fragen"!

Eigentlich war dies eine Idee, die zu dieser Zeit völlig außerhalb meines gewohnten Denkbereiches lag: Von den Kreusfahrern hatte ich seit mehr als zweieinhalb Jahren nichts mehr gesehen oder gehört - und ich war nicht einmal besonders böse darüber. Sie selbst glaubte ich in der Nähe Wiens; ich hatte sie zuletzt am 15. März 1939 in unserer Wiener lutherischen Stadtkirche bei einem Gottesdienst des Nürnberger Kreisdekans Schieder von ferne gesichtet. Besonders ermutigt hatte sie meine Bemühungen in den sechs Jahren, seit wir uns kannten, ohnehin nicht. Was hatte es also für einen Sinn, wenn ich nach ihr fragte ? Schließlich siegte aber doch meine Neugier und ich beschloß, es zu versuchen. Es war Ladenschlußzeit; "vielleicht haben sie ohnehin schon zugesperrt", dachte ich, legte aber trotzdem die Hand auf die Türklinke und - siehe da ! - die Tür ging auf. Zwei Handlungsgehilfen stürzten diensteifrig auf mich zu, doch winkte ich ihnen ab und wandte mich an den Geschäftsinhaber, der hinter dem Ladentische stand.

Hatte ich nun mit Mißtrauen oder mit eisiger Ablehnung gerechnet, so wurde ich jetzt auf das angenehmste überrascht. Alle meine Fragen wurden freundlichst und ausführlich beantwortet. Auch die Frau Mama und das Fräulein Schwester, die beide gleichfalls im Geschäfte mitarbeiteten, begrüßten mich sehr freundlich. Wie ich also jetzt zu meinem Erstaunen erfuhr, hatte "sie" ihren Angehörigen von mir erzählt und, wie ich dem Benehmen der ganzen Familie entnahm, mußte sie über mich nur Gutes berichtet haben. Nach ein paar Minuten angeregter Unterhaltung empfahl ich mich, ich wollte nicht zu lange stören.

So hatte ich zu meiner großen Überraschung meinen Zweck hier voll erreicht. Während unserer Unterhaltung hatte ich sogar noch etwas mir damals völlig Neues über "sie" erfahren: Sie hatte ihren Posten gewechselt und arbeitete jetzt in einem westlichen Bundeslande. Auf meiner jetzt abgeschlossenen Rundreise war ich sogar an ihrem jetzigen Dienstorte vorbeigekommen und hatte nicht die geringste Ahnung davon gehabt, daß "sie" jetzt dort beschäftigt war.

Auf dem Wege zur Bahn und während meiner Heimfahrt nach Wien hatte ich dann genügend Zeit, mir die ganze Angelegenheit nochmal durch den Kopf gehen zu lassen: Was sollte ich nun darüber denken ? Stand meine Sache vielleicht doch nicht ganz so hoffnungslos, wie

ich bis jetzt angenommen hatte ?

Ich beschloß, dieser Sache auf den Grund zu gehen. Eine Woche Urlaub hatte ich noch, so nahm ich mir denn diesen Urlaubsrest in der ersten Dezemberhälfte und fuhr nun zum zweiten Male von Wien fort - diesmal mit festem Ziele.

An ihrem Dienstorte traf ich sie dann auch wirklich. Diesmal war es auch wieder ein "Zufall", den ich kam natürlich unangemeldet und sie war sogar so unvorsichtig, mir zu gestehen, zu dieser Tageszeit sei sie normalerweise dienstlich unterwegs.

Diesmal war sie sehr freundlich und wir plauderten lange von alten Zeiten. Es war am Abend des 5. Dezember 1940. Wäre ich etwasfrüher gekommen, so hätte ich, wie sie mir noch anvertraute, Gelegenheit gehabt, an einer ländlichen Krampusfeier teilzunehmen, ich weiß nur nicht mehr, hätte ich den Nikolaus oder den Krampus spielen können.

Als ich sie dann verließ, um wieder heimzufahren, reifte der Entschluß immer mehr in mir, ihr nun die bewußte Frage zu stellen: Solange ich mich einer negativen Ablehnung sicher glaubte, wäre es wohl sinnlos gewesen, zu fragen, war aber nur der leiseste Schatten eines Zweifels möglich, so mußte ich mir eben Klarheit und Gewißheit verschaffen.

Eine Tante aus Siebenbürgen - die Arme ist im Jahre 1945 auf der Flucht in der Schreckensnacht von Dresden zugrunde gegangen - hatte meiner Mutter einmal eine rührende Geschichte aus ihrer Jugend erzählt: Der Mann, den sie gerne gemocht hätte, hatte es nicht gewagt, ihr seine Frage persönlich zu stellen, er hatte einen guten Freund mit dieser heiklen Mission betraut. Der ungetreue Freiwerber jedoch hatte ihn betrogen: ohne überhaupt gefragt zu haben, hatte er seinem Auftraggeber einen negativen Erfolg seiner Bemühungen gemeldet. Viele Jahre später erst hatte die arme Tante den wahren Sachverhalt erfahren und war dann unverehelicht geblieben. Dieses warnende Beispiel hatte ich vor Augen und gedachte, einem solchen Schicksal auf jeden Fall aus dem Wege zu gehen.

So habe ich sie dann gefragt und - erntete eine Absage. Ich war ein hartnäckiger Kunde und wiederholte meinen Versuch noch zweimal - mit dem gleichen negativen Erfolg. Ob ich je wirkliche Aussichten gehabt hätte oder ob ich mir solche vielleicht durch eigene Ungeschicklichkeit verscherzt habe, werde ich wohl erst "HERNACH" erfahren.

An jenem Novemberabend 1940 hat sich ihr Vater wohl sicher nicht träumen lassen, auf welchen Weg er mich durch seine freundliche Auskunft bringen würde. Daß er mich damals für jemand anderen gehalten haben könnte, und ich somit Opfer einer Personenverwechs-

lung geworden bin, erscheint mir heute eher unwahrscheinlich.

Knapp fünf Jahre später, als ich im Herbst 1945aus der Kriegsgefangenschaft heimkehrte, fuhr unser Transportzug auch durch jenen Ort, an dem ich "ihr" zum letzten Male begegnet war. Hätte der Zug dort gehalten, so hätte ich leicht in Versuchung kommen können, hier auszusteigen und mein Glück nochmals zu versuchen. Während dieser fünf Jahre hatte sich auf der Welt so viel geändert, Staaten waren zusammengebrochen, Führer, die in Vermessenheit von einem tausendjährigen Reich geschwärmt hatten, waren von ihren Thronen gestoßen worden, da war es doch wohl auch denkbar, daß während dieser Zeit ein Mädchen seinen Sinn geändert haben konnte; unser Zug blieb aber in jener Station nicht stehen, so konnte diese Versuchung gar nicht an mich herantreten.

Ein Jahr darauf, als ich auf meiner ersten Urlaubsfahrt durch das nunmehr in vier Besatzungszonen geteilte Österreich Kriegskameraden und Bekannte von früher besuchte, bin ich dann auch wieder an jenen Ort gekommen. Ich kam bis vor das Haus, in dessen Garten unsere letzte Unterredung stattgefunden hatte, dann aber wandte ich mich entschlossen ab. Hier hatte ich jetzt nichts mehr zu suchen. Jetzt konnte ich auch niemandem aus dem goldenen Westen zumuten, mir in unsere halb zerstörte Wohnung und in das zerbombte, vierfach besetzte Wien zu folgen.

Sofort nach meiner Rückkehr von diesem Urlaub fing ich dann meine Bemühungen in anderer Richtung an, um Weihnachten 1946 lernte ich meine Frau kennen - sie war nie bei den Kreuzfahrern - ein Jahr darauf verlobten wir uns, im Jahre 1948 haben wir geheiratet, vor neun Jahren durften wir unsere silberne Hochzeit feiern. Mein Sohn, der 1952 zur Welt kam, besuchte 40 Jahre nach mir unsere evangelische Schule auf dem Karlsplatz; jetzt zählt er 30 Jahre und steht schon lange im Beruf.

Rückschauend muß ich wohl sagen, daß "sie", als sie mich damals abwies, sicher das bessere Teil erwählt hat. Heute weiß ich ja, was ihr "Ja" damals bedeutet hätte:

Es hätte bedeutet: Das Leben an der Seite eines kleinen Angestellten, verbunden mit der Sorge um den immer älter werdenden Schwiegervater, dann den steten Ärger mit einem einfältigen Dienstboten, den man damals, als in der Zeit des Schleichhandels jeder Mensch dazu gezwungen war, die Gesetze zu übertreten, und da ein unvorsichtiges Wort einem das Leben kosten konnte, jederzeit mit Samthandschuhen anfassen mußte.

Weiter hätte es bedeutet: Die Sorge für den in der Kriegszeit immer schwieriger zu führenden Haushalt, nach meiner Einzie-

hung zur Deutschen Wehrmacht die alleinige Verantwortung für die Familie, möglicherweise für ein oder für mehrere Kinder, dann die Bombenzeit mit allen ihren Schrecken, die Eroberung Wiens mit allen ihren Begleiterscheinungen und endlich die schwere Nachkriegszeit mit dem mühseligen Wiederaufbau unserer halb zerstörten Wohnung nach meiner Heimkehr aus der Kriegsgefangenschaft.

Dies alles ist ihr erspart geblieben.

In den Jahren 1940/41 hat dies alles natürlich niemand voraussehen können.

* * *

IV

L A N D S K R O N 1 9 3 4

Dieser Bundestag wurde auf dem bundeseigenen Gelände um unser 1930 neu errichtetes Ferienheim "Haus Landskron am Ossiacher-see" abgehalten.

Ich selbst habe an diesem Bundestage nicht teilgenommen. Die allgemeine politische Lage in Österreich war damals so gespannt, dazu war die geistige Haltung vieler Bundesglieder eine so einsichtslose, daß ich es vorzog, diesmal daheim zu bleiben.

Bei einer derartigen Ansammlung so vieler "tatendurstiger" junger Leute, die mit politischen Ihrasen vollgestopft waren und von ihren besonneneren Führern nur mit Mühe im Zaume gehalten werden konnten, befürchtete ich Unheil.

Auch heute noch erscheint es mir wie ein wahres Wunder, daß im Verlaufe dieser Tagung nicht irgend einer von ihnen etwas anstellte.....

- - -

V

MÜRZZUSCHLAG 1935

Im nächsten Jahre zu Pfingsten war es in Österreich schon wieder etwas ruhiger.

Diesmal waren wir auf dem Werksgelände eines großen Industrieunternehmens zu Gaste - nahe der Eisenbahnstation Königsberg bei Mürzzuschlag. Unser Lagerplatz, weit draußen vor der Stadt, war für Veranstaltungen im Ortsinnern eigentlich eher ungünstig gewählt. Die Planer dieses Bundestages hatten die Länge der Anmarschwege zu den einzelnen Veranstaltungen anscheinend zu wenig berücksichtigt.

So ist mir dieser Bundestag auch durch das endlose Marschieren in schlechter Erinnerung geblieben.

Zahlenmäßig waren wir gegenüber den Vorjahren ungeheuer gewachsen: Viele junge Nationalsozialisten hatten nach dem Verbot der Partei auf einmal ihr evangelisches Herz entdeckt und waren bei uns untergekrochen. Einige Gruppen der Hitler-Jugend hatten sogar ihre Trommeln vor dem Zugriff der Behörden retten können und hatten diese zu uns mitgebracht. Man hatte es nicht einmal für nötig gehalten, die dort aufgemalten Symbole mit etwas Farbe zu übertünchen. So marschierten denn auf diesem Bundestage die Kreuzfahrer hinter jenen Trommeln her, auf denen das greuliche Zeichen des Totenkopfes prangte - über ihm die zwei gekreuzten Totenknochen. Unter diesem Seeräuberzeichen hatten in vergangenen Zeiten in den westindischen Gewässern die Flibustier und Bukaniere die abscheulichsten Greueltaten verübt - jetzt marschierten hinter diesem Zeichen wir Kreuzfahrer her und es kam uns anscheinend überhaupt nicht zu Bewußtsein, daß das Symbol des Totenkopfes doch ganz und gar nicht zu der frohen Botschaft passen wollte, die zu verkündigen auch uns aufgetragen war.

An der Masse der zu uns hereingeströmten Nationalsozialisten hätte unser Bund wohl eine ungeheure missionarische Aufgabe zu erfüllen gehabt - den Haß, der in ihnen tobte, durch Liebe zu überwinden, das wäre wohl eine christliche Forderung für uns alle gewesen. Wie wenig wir aber dieser Aufgabe gewachsen waren, hat sich in vollem Umfange erst nach 1938 herausgestellt.

Bei irgend einer Gelegenheit, auf einem unserer langen Märsche stimmten einmal einige ganz Unentwegte ein ganz besonders wildes Lied an - soviel ich weiß, stammte es sogar vom Reichsjugendführer des Dritten Reiches persönlich. Diesmal gab es aber doch eine größere Anzahl von Besonneneren, welche abwinkten, so-

daß der Gesang schon nach den ersten Worten erstarb. Man konnte ja doch nicht wissen, ob nicht vielleicht einer der Vorübergehenden das Lied oder die Melodie erkannte.

Das so jäh abgebrochene Lied begann wiefolgt:

Vorwärts, vorwärts, schmettern die hellen Fanfaren !
Vorwärts, vorwärts, Jugend kennt keine Gefahren !
Deutschland, Du wirst leuchtend stehn,
Auch, wenn wir zugrunde gehn !

Ja, die Fahne flattert uns voran,
Unsre Fahne ist die neue Zeit !
Ja, die Fahne führt uns in die Ewigkeit.
Unsre Fahne ist mehr als der Tod !

Eine weitere Strophe lautete dann :

Ein junges Volk steht auf, zum Sturm bereit,
Reißt die Fahne höher, Kameraden !
Wir fühlen nahen unsere Zeit,
Die Zeit der jungen Soldaten !

Eine Strophe dieses Kriegsgesanges ist mir erst lange nach dem Kriege bekannt geworden. Sie lautet :

Und vor uns ziehen mit sturmzerfetzten Fahnen
Die toten Helden der jungen Nation
Und über uns die Heldenahnen,
Deutschland, Vaterland, wir kommen schon !

Die Zeit der jungen Soldaten ist dann gekommen, ohne sichs die Menschen versehen und "unsere" Fahne - die Hakenkreuzfahne - hat viele junge Menschen, die ihr Leben noch vor sich gehabt hätten und die noch viel für die Menschheit hätten leisten können, in den Tod, in die Ewigkeit geführt. Damals aber war dies noch - "VOR DEN AUGEN DER MENSCHEN VERBORGEN"....

Die evangelische Kirche von Mürzzuschlag liegt auf einem Hügel. Dieser lag damals, soviel mir erinnerlich, noch außerhalb der Stadt. Eine unserer Veranstaltungen fand auf dem Platze vor dieser Kirche bei sengender Sonnenhitze statt.

Bei unseren Bundestagen bedeutete es stets eine große Sorge, daß die Mädchen allgemein Hitze schlecht vertrugen. Bei längeren Veranstaltungen gab es bei ihnen oft Fälle von plötzlicher Ohnmacht, wenn die Sonne es zu gut meinte. Alles atmete auf, wenn so etwas ohne eine größere Zahl derartiger Zwischenfälle vorübergegangen war. Dieses Mal hatte man daran gedacht und so gingen einige von uns Älteren, mit Wasserkübeln und Bechern ausgerüstet, durch die Reihen, um die Durstigen zu laben. Mir bereitete es eine besondere Freude, daß ich im Zuge dieser Aktion auch "ihr" einen Becher Wasser reichen konnte. Zu meiner Freude war sie diesmal auch wieder zum Bundestage mitgekommen.

Eine Lichtpunkt dieses Bundestages bildete eine Bibelarbeit, die ein fremder Missionär hielt. Dieser erregte das besondere Ent-

setzen unserer Grazer durch die Bemerkung, es könnte in Zukunft wohl auch einmal dahin kommen, daß unser Land von Negern besiedelt würde.

Heute ist diese Möglichkeit schon greifbarer als im Jahre 1935: Die farbigen Völker sind heute schon auf dieser Erde in der Überzahl und sie vermehren sich rascher als die Weißen. Damals aber war so etwas noch ein für einen Kreuzfahrer nahezu unfaßbarer Gedanke.

Kein Geschichtsschreiber oder Archäologe ist übrigens in der Lage, uns die Frage genau zu beantworten, seit wann Europa schon von weißen Menschen bewohnt wird. Wohl geben uns die Gräberfunde Auskunft über Statur und Schädelbildung des prähistorischen Menschen, aber kein Skelett, das wir ausgraben, sagt uns, ob der, dem es einst diente, eine weiße Haut, oder gar, ob er blonde Haare oder blaue Augen hatte.

So wissen wir gar nicht, wie lange schon die weißen Völker in unserem Erdteil wohnen, noch weniger aber können wir voraussehen, wie lange es ihnen noch beschieden sein wird, ihre Herrschaft über Europa und über die ganze Welt auszuüben.

Das Pfingstfeuer erregte diesmal mein Interesse nicht mehr; so meldete ich mich zur Lagerwache. Irgend jemand mußte ja auf dem Lagerplatze bleiben, während die anderen zum Feuer gingen. In unserem Zelte stand ebenfalls eine H-J-Trommel mit dem Totenkopfzeichen. Als ich nun allein im Zelte stand und mein Blick auf dieses Ding fiel, war mirs bei der ungewissen Beleuchtung, als grinse mich von dort der Teufel an und wolle mir hohnlachend sagen:

"Zapple nur vergebens, Du armer Wicht ! Ich bekomme Dich doch noch, Dich und Euch Kreuzfahrer alle miteinander"!

Ich machte dann geschwind einen Rundgang um das Lager Nachher, als ich davon zurückkam, drehte ich die Trommel so, daß das greuliche Totenkopfzeichen meinen Blicken entrückt war.
Den Dienst bei der Fahrküche hatte ich diesmal anderen überlassen.

\- - -

V I
S T R E C H A U 1 9 3 6

Mürzzuschlag war für die Wiener und für die Grazer Gruppen am bequemsten zu erreichen gewesen, dafür hatten aber die Kreuzfahrer aus den westlichen Bundesländern umso längere Anmarschwege in Kauf nehmen müssen. So wählte man denn für den nächsten Bundestag wieder einen in Österreich zentraler gelegenen Ort - Schloß Strechau bei Rottenmann - nächst dem Eisenbahnknotenpunkt Selztal im steirischen Ennstale. Burg Strechau hatte, wie uns gesagt wurde, auch in der Geschichte unserer steirischen Kirche eine Rolle gespielt.

Diesmal ließ uns das bisher traditionell schöne Bundestagswetter im Stiche; die Pfingsttage 1936 waren verregnet. Zahlenmäßig waren wir auch heuer wieder gegenüber dem Vorjahre sehr stark gewachsen.

Die sanitären Anlagen des alten Schlosses waren nicht für einen solchen Massenansturm berechnet, so mußte zu deren Instandhaltung ein eigenes Kommando aufgestellt werden. Zu diesem habe ich mich wohlweislich nicht gemeldet.

Auf der Hinfahrt - diesmal benützte ich wie die Masse des Bundesvolkes die Eisenbahn - hatte ich einen höchst ärgerlichen Auftritt mit einem unserer Theologen:

Es war schon Nacht; wir hattens uns auf den Holzbänken der Abteile, so gut es gehen wollte, bequem gemacht und versuchten, zu schlafen. Ich hatte einen Eckplatz am Längsgange des Wagens. Da sah ich im Halbschlafe, wie dieser "Weggenosse" - wahrscheinlich hatte er irgend einen Auftrag auszuführen - durch den Gang auf mich zukam. Ich ärgerte mich darüber, wie unbekümmert er, ohne zu schauen, über die Beine der Schlafenden hinwegstieg. Wenn er so weiterging, mußte er auch über meine Füße stolpern. Ich ließ meine Füße stehen wie sie standen; richtig ! er stolperte über sie, gab mir eine Ohrfeige und ging schimpfend weiter. Mit dieser Entwicklung hatte ich nicht gerechnet. Hätte ich zurückgeschlagen, so hätte es wohl die allerschönste Rauferei gegeben - vor den Augen der Schläfer, die bei dem wohl unvermeidlichen Kampflärm sicher alle aufgewacht wären. Selbstverständlich hatte ich für meine Lieblosigkeit eine nur zu gerechte Strafe erhalten, aber auch er hatte sich unmöglich benommen.

Nach dem Bundestage habe ich ihm dann einen ernsten Brief geschrieben, den er sehr hoheitsvoll beantwortete. In einem weiteren Briefe habe ich ihm dann zu bedenken gegeben, daß er als

zukünftiger Pfarrer den übrigen Menschen doch ein Vorbild der Sanftmut und aller christlichen Tugenden sein müßte; auf diesen Brief hat er dann nicht mehr geantwortet .... Wie töricht doch auch Akademiker mitunter sein können ! Ich stand damals vor den letzten, der abschließenden Staatsprüfung vorangehenden Einzelprüfungen, er hatte sein Abschlußexamen wahrscheinlich bereits hinter sich.

Noch erschütternder aber ist ein anderer Gedanke: wären wir Beide Mitglieder von schlagenden Studentenverbindungen gewesen, so hätte - nach den damals und soviel mir bekannt auch nach den heute noch gültigen ungeschriebenen Gesetzen jener Vereine - meine "Ehre" durch diesen Vorfall einen unauslöschlichen Schaden erlitten. Um jene wiederherzustellen, wäre mir nur ein einziger Weg offengestanden: ich hätte meinen Beleidiger zum Zweikampfe fordern müssen und dann wären wir Beide verhalten gewesen, mit Säbeln oder anderen menschenfreundlichen Geräten bis zur Kampfunfähigkeit aufeinander loszuschlagen ....
Wer von uns Beiden bei dieser Gelegenheit als Christ die kläglichere Rolle gespielt hat, wird uns ja wohl einmal gesagt werden.

Soweit mein Bundestagsbericht 1936.

Ich habe am ursprünglichen Wortlaut mit Absicht nichts geändert, denn ich will meine Gedanken von damals klar und eindeutig zum Ausdruck bringen. Es waren sehr ärgerliche, zornige und finstere Gedanken. Sicher wäre es am bequemsten, jene ganze Angelegenheit zu vergessen. Wir sollten dies aber glaube ich doch nicht tun, denn gerade dieses Erlebnis zeigt doch klar und deutlich, wie wachsam der Mensch in jedem Augenblicke seines Lebens sein sollte. Der Böse schläft nicht und das Böse in uns schläft auch nicht.

Inzwischen hat - für mich völlig unerwartet und überraschend - jene Angelegenheit von damals einen Abschluß gefunden, den man wirklich nur als ein Wunder von oben bezeichnen kann. Vor kurzem , im Verlauf einer akademischen Feier unserer theologischen Fakultät zum Gedenken an einen ihrer verstorbenen Lehrer, kam mein Gegner von damals zu mir und bat mich um Verzeihung - sechsundvierzig Jahre nach unserem Zusammenstoß von 1936.

"Bertram", so sagte er wörtlich,"ich habe Dir einmal, vor langer Zeit einmal, sehr wehe getan. Kannst Du mir verzeihen"?

Selbstverständlich mußte ich ihm diese Bitte erfüllen und ich habe ihm als ein Zeichen dafür, daß dies keine leere Redensart, sondern mein vollster Ernst war, ein Heft meiner Lebenserinnerungen aus schwerer Zeit (Nürnberg-Steinbühl 1938) geschenkt.

Wenn einem solch ein Erlebnis geschenkt wird, dann kann man

wohl nur staunen, loben und danken, dafür, daß Gott sogar sogar unsere Torheiten und Schwächen dazu benützen kann, um uns Beweise SEINER Gnade zukommen zu lassen, staunen darüber, daß ER sogar unsere Fehler dazu verwendet, um daraus Gutes zu machen, dann aber nur mehr loben, preisen und danken....

Nach diesem Einschub aus dem Jahre 1982 setze ich nun meinen Bundestagsbericht von 1936 fort:

Die Kreuzfahrer, die an Zahl immer noch zunahmen, gewannen dadurch auch innerhalb der Jugendarbeit unserer Kirche immer mehr an Bedeutung. So wurde es üblich, daß sich zu unseren Bundestagen nicht nur der Pfarrer der Gastgemeinde einfand, sondern daß auch Pfarrer der Nachbargemeinden erschienen, um Begrüßungsansprachen zu halten. Auf Burg Strechau sprach damals auch einer dieser Herren von den harten Herzen, die wir haben sollten, oder, die wir uns, wenn wir sie noch nicht hätten, eben aneignen müßten. Ich glaube, wir könnten die ganze Bibel vergebens nach Stellen durchsuchen, in denen die harten Herzen gelobt werden oder, wo gar die Hartherzigkeit gepriesen wird.

Auf diesem Bundestage wurde ich mit einem Vikar bekannt, der anscheinend meine von den Meinungen der übrigen Bundesangehörigen abweichenden Ansichten teilte. Einige Zeit später besuchte ich ihn an seinem Dienstorte. Als er kurz darauf einmal in Wien zu tun hatte, trafen wir uns in der Wohnung eines Freundes, um gudritt im Zuge eines allgemeinen Gedankenaustausches auch unsere wachsenden Besorgnisse über die allgemeine Entwicklung der Weltlage und über den Nationalsozialismus miteinander zu besprechen. Am nächsten Bundestage - 1937 - sah ich meinen neuen Bekannten dann für längere Zeit zum letzten Male.

Einmal, im Jahre 1942, predigte er - inzwischen Pfarrer geworden - in unserer Gemeinde Landstraße. Nach dem Gottesdienste konnte ich dann mit ihm in der Kanzlei einige Worte wechseln. Er gab seinem Bedauern darüber Ausdruck, daß er sich um mich nicht mehr habe kümmern können, zeigte sich jedoch sehr erfreut darüber, daß ich dennoch nicht zugrunde gegangen sei.

Nach dem Kriege schrieb ich ihm sogleich, nachdem ich erfahren hatte, daß auch er zu den Überlebenden gehörte, und seine neue Adresse erfragt hatte. Damals schrieb mir seine Frau zurück, ihr Gatte läge derzeit krank im Spital, nach seiner Genesung werde er sogleich mit mir in Verbindung treten.

In den folgenden Jahren erhielt ich dann von ihm ab und zu eine Postkarte des Inhaltes, er habe in Wien zu tun gehabt, doch sei es ihm wegen anderer dringender Verpflichtungen leider nicht

möglich gewesen, mit mir Verbindung aufzunehmen.

Um 1950 wurde er dann nach Wien versetzt. Ich besuchte ihn sogleich an seinem Dienstorte und er erklärte, er müsse sich nun erst in seinen neuen Wirkungskreis einarbeiten, sobald er etwas Luft habe, werde er mich anrufen, um eine Zusammenkunft zu verabreden. Ein Jahr darauf habe ich ihn an sein Versprechen erinnert, da antwortete er mir, er habe soviel zu tun gehabt, daß er leider nicht dazu gekommen sei, mich anzurufen. Nun ist er, nach mehr als 25 Jahren Dientzeit in Wien, vor einiger Zeit aus dieser Welt abberufen worden. So werde ich ihn erst, "wenn wir uns drüben wiederfinden", an sein Versprechen erinnern können ....

Auf dem Bundestage 1936 merkte ich nun zum ersten Male eine gewisse Feindseligkeit von Grazer Führern gegen mich. Ich hatte im Anschluß an die Aussprache mit dem Missionär vom vorigen Bundestage an einen Grazer Führer geschrieben und ihm meine Ansichten über die damals behandelten Themen dargelegt. Er hatte mich keiner Antwort gewürdigt. Anscheinend war es ihm nicht möglich eine von der seinigen abweichende Meinung auch nur zur Kenntnis zu nehmen, geschweige denn, sie zu durchdenken und sich geistig mit ihr auseinanderzusetzen.

Wenn ich im Rahmen einer Diskussion eine Meinung äußere, Fragen stelle, oder aber mich nachher schriftlich an einen ihrer Teilnehmer wende, so ist dies doch eigentlich ein großer Vertrauensbeweis für jeden auf diese Weise Angesprochenen. Damit gebe ich doch anderen Menschen einen Teil meines Innenlebens preis und gebe ihnen Einblick in meine Gedanken. Dies geschieht dann aber doch nur zu dem Zwecke, damit die Fragen, um die es dabei geht, durch das Gegeneinanderstellen verschiedener Ansichten allen Beteiligten klarer werden, damit so jeder aus den Erfahrungen der Anderen lernen kann; so haben dann alle miteinander einen Gewinn davon und wachsen an ihrem "inwendigen Menschen".

Niemand wird sich an einer Diskussion nur zu dem Zwecke beteiligen, damit dann irgendwelche "Beobachter", die nur auf solche Äußerungen lauern, diese dann an irgend ein innerhalb oder außerhalb des Bundes tagendes Ketzergericht weitergeben können, das dadurch die Möglichkeit hat, Leute, die bei ihm bereits schlecht angeschrieben sind, mit weiteren schwarzen Punkten auszustatten. Das Weitergeben solcher Worte und Sätze ohne die ausdrückliche Einwilligung ihres Sprechers ist ansich schon ein grober Vertrauensmißbrauch. Schon der bloße Verdacht, daß dergleichen geschehen könnte, wirkt oft lähmend auf die Zungen der Diskussionsteilnehmer.

Es war übrigens ein altes Übel in unseren Kreisen, daß wir alle uns gerne"anpredigen"ließen - so nannten wir diese Gepflogen-

heit - , daß aber die meisten von uns eine große Scheu davor hatten, nun zu dem, was gesagt worden war, selber Stellung zu nehmen und auf diese Weise zu dem besprochenen Thema nun ihrerseits einen persönlichen Beitrag zu leisten.

Die Heimfahrt nach Wien ging dann unter Absingen "garstiger" politischer Gesänge, jedoch ohne erwähnenswerten Zwischenfall vor sich. "Sie" war auf ~~auf~~ diesem Bundestage nicht mit. So hatte ich nur einer gemeinsamen Bekannten, die mitgekommen war, einen schönen Gruß an sie ausrichten können. Hoffentlich hat diese ihren Auftrag auch richtig ausgeführt.

- - -

VII
SALZERBAD 1937

Bei diesem letzten Bundestage der Kreuzfahrer glänzten unsere Grazer bereits durch Abwesenheit. Was sie damals zu dem Entschlusse bewogen hat, dem Bunde den Rücken zu kehren, dem sie den Namen gegeben hatten, ist mir bis heute nicht klar geworden. Sie konnten bei uns ohnehin tun, was sie wollten. Unsere Kirche und auch die Bundesführung konnte sich auch vor ihrem Abgange nicht mehr getrauen, sie in ihren Tätigkeiten irgendwie zu bremsen. In ihren politischen Ansichten unterschieden sich die Grazer kaum oder gar nicht von fast allen übrigen Bundesangehörigen. Warum gingen sie also fo

Wahrscheinlich waren sie über die Ereignisse, die sich damals vorbereiteten und ihre Schatten bereits vorauswarfen, besser unterrichtet als die normalen Sterblichen und glaubten nun wohl, den Schutz, den ihnen unsere Kirche bis dahin geboten hatte, nicht meh notwendig zu haben.

Die evangelischen Anstalten von Salzerbad bei Klein-Zell, nächst Hainfeld bei St. Pölten, waren seinerzeit mit ausländischer Hilfe, vor allem mit Geldmitteln aus der Schweiz und aus Holland, erbaut worden. Sie boten, zumal außerhalb der großen Schulferien, genügend Unterkunft für die zum Bundestag Versammelten. Von Wien aus war der Ort leicht zu erreichen, dafür hatten die Gruppen aus den westlichen Bundesländern umso längere Anmarschwege. Diesmal fuhr ich nicht mit der Bahn, auch nicht mit dem Fahrküchenkommando, sondern zu Rade zum Bundestage.

Einem unserer Vortragenden, Dr. Eberhard Müller aus Deutschland, war die damals nötige Ausreisegenehmigung von den dortigen Machthabern jedenfalls nur aus Versehen erteilt worden. Er hielt nämlich eine Bibelarbeit, die den heftigsten Unwillen unserer Unentwegten hervorrief. Irgendwie kam während der Aussprache die Rede auf den Gehorsam gegen die Obrigkeit und da stellte einer aus dem Kreise der Teilnehmer dem Vortragenden die boshafte Fangfrage, ob man denn auch der bolschewistischen Obrigkeit gehorsam sein müs

"Jawohl"! lautete die tapfere Antwort. "Auch der bolschewistischen Obrigkeit müssen die Menschen, die unter ihrer Herrschaft leben, solange gehorsam sein, als diese sich in dem einer Obrigkeit gesetzten Rahmen bewegt. Erst dann, wenn diese Obrigkeit diese ihr gesetzten Grenzen überschreitet, muß man auch dort Gott mehr gehorchen als den Menschen"!

Dies war für die Kreuzfahrer sehr heilsam zu hören. Sie alle bildeten sich ja ein, wir brauchten unserer Obrigkeit nicht zu gehorchen, weil diese sich die Herrschaft im Staate auf unrechtmäßig

Weise erschlichen hätte. Und nun hatten sie es ja gehört: Die Schlußfolgerung war doch klar und eindeutig:

Wenn man sogar der bolschewistischen Obrigkeit gehorsam sein mußte, solange sie die ihr als Obrigkeit gesetzten Grenzen nicht überschritt, um wieviel mehr waren wir hier in Österreich unter den gleichen Vorbehalten der Obrigkeit zu Gehorsam verpflichtet, die damals über uns "Gewalt hatte".

Als die Versammlung nach Schluß der Debatte wieder auseinderging, kam mir der Gedanke, es würde sich eigentlich gehören, daß ich mich bei dem Vortragenden für seine tapferen Worte bedankte. So erkundigte ich mich nach seiner Unterkunft und ging dann dorthin, um meine Absicht auszuführen. Eben wollte ich an die Türe klopfen, da stutzte ich - es war schon ein Besuch drinnen. Deutlich erkannte ich die Stimme eines Kreuzfahrertheologen, der mir schon lange durch sein lautstarkes Organ aufgefallen war. Auch jetzt redete er sehr laut, so verstand ich jedes Wort und wurde dadurch unfreiwilliger Zeuge dieses Gespräches.

Der arme Dr. Müller wurde von seinem Besuch nach Strich und Faden abgekanzelt, ihm wurde vorgehalten, wie sehr er durch seine Bibelauslegung die Gefühle aller Kreuzfahrer verletzt habe.

"Dies Land ist deutsch"! rief der Besucher immer wieder.

Ich vermochte nicht einzusehen, was dies überhaupt mit dem Gehorsam gegen die Obrigkeit zu tun haben sollte - höchstens, man betrachtete Deutschtum und Gehorsam gegen die Obrigkeit als einander von vornherein ausschließende Gegensätze.

Dr. Müller konnte es anscheinend auch nicht einsehen.

Die Unterhaltung wurde in großer Lautstärke sehr einseitig geführt und zog sich in die Länge. Ich wartete noch ein Weilchen, dann zog ich mich voll Ärger unverrichteter Dinge zurück. Hätte ich das Ende dieses Gespräches abgewartet und wäre dann hineingegangen, um dem Vortragenden meinen Dank abzustatten, so hätte er dies auf Grund seines Gespräches, das ich eben mitgehört hatte, womöglich für einen schlechten Witz halten können. So hätte er dann von den Kreuzfahrern womöglich eine noch schlechtere Meinung bekommen, als er sie so schon haben mußte.

Noch eine weitere schlechte Erinnerung ist für mich mit dem Bundestag Salzerbad verknüpft: Ich hörte dort zum ersten und erfreulicherweise auch zum letzten Male Kreuzfahrer das Devisenschieberlied singen. Dieses Lied ging nach der bekannten Singweise:

"Eine Seefahrt, die ist lustig,
eine Seefahrt, die ist schön ..."!

und war ein Spottlied auf die katholischen Ordensleute, die damals

im Dritten Reich Opfer der dortigen Devisengesetze geworden waren. Eine Strophe dieses Gesanges ist mir in Erinnerung geblieben. Sie lautete:

Und der Mönch nimmt die Devisen
Steckt sie in der Nonne Hand
Und dann schmuggeln die sie munter
Aus dem deutschen Vaterland.

Ein katholischer Freund hat mir damals einmal erzählt, mit welcher Bosheit der nationalsozialistische Staat bei diesen Devisenprozessen zu Werk gegangen war. Die Devisengesetzgebung selbst stammte noch aus dem Jahre 1930, also aus der "Systemzeit"; jene war damals schon ein umfangreiches, kompliziertes und verklausuliertes Gesetzeswerk, in dem sich nur gewiegte Juristen zurechtfanden. Eigentlich konnten nur Spezialisten darüber Auskunft geben, was nun eigentlich erlaubt und was verboten war.

Die Kirchen, die unsere ebenso wie die katholische, hatten viele Dienststellen im Auslande, die auf laufende Geldzuschüsse aus der Heimat angewiesen waren - so vor allem die Außenstellen der Missionsgesellschaften. Die Überweisung dieser Gelder, die an sich auch schon dem Devisengesetz widersprochen hätte, war vom Staate vor 1933 stillschweigend geduldet worden.

Nach ihrer Machtergreifung hatten nun die Nationalsozialisten den hieran beteiligten kirchlichen Stellen zunächst inoffiziell zugesichert, es würde alles beim alten bleiben, sie könnten ihre Gelder auch weiterhin unbesorgt überweisen. Die Kirchenmänner hatten dieser Zusage zunächst hocherfreut Glauben geschenkt und hatten die von ihren Außenstellen benötigten Gelder auch nach 1933 weiter überwiesen wie bisher. Der Staat wartete nun eine Weile, bis er eine genügend große Zahl Opfer beisammen zu haben glaubte, dann schlug er zu und stellte alle diese "Schuldigen" vor Gericht. Sie wurden dann in einer langen Reihe von Schauprozessen zu langjährigen Freiheitsstrafen verurteilt.

Welchem glücklichen Umstande es damals die evangelische Kirche Deutschlands zu verdanken hatte, daß sie vor solchen Prozessen verschont geblieben ist, weiß ich bis heute nicht. Sie befand sich ja in der gleichen Zwangslage wie die katholische Kirche. Vielleicht hofften die Nationalsozialisten, aus der evangelischen Kirche doch noch eine "Reichskirche" machen zu können; möglicherweise hat dies die Evangelischen vor dem Schicksal der Katholiken Deutschlands bewahrt.

Unsere evangelische Kirche in Österreich befand sich nun in einer besonders bitteren Lage: Sie benötigte die Gelder aus Deutschland dringend, konnte sie aber nur mit Bewilligung der Reichsre-

gierung erhalten. So war also unsere Kirche damals den Erpressungen durch das Dritte Reich wehrlos ausgeliefert. Die Kreuzfahrer, die damals das Devisenschieberlied und anderes Liedgut ähnlichen Kalibers sangen, machten sich damit, ohne es zu ahnen, eigentlich auch über die traurige Notlage ihrer eigenen Kirche lustig.

Einige der älteren Bundesangehörigen, die ihre Studien bereits abgeschlossen hatten, fuhren von diesem Bundestage aus sogleich direkt nach Deutschland, wo sie mit einer sofortigen Anstellung rechnen konnten. Mit welchen Gefühlen, Hoffnungen und Erwartungen mögen diese jungen Menschen in das Land ihrer Sehnsucht gefahren sein und wieviel von ihren Träumen ist dann tatsächlich in Erfüllung gegangen ?!?

Jedenfalls hatten sie alle sich das Bild ihrer Zukunft ganz anders ausgemalt, als die rauhe Wirklichkeit aussah, die dann tatsächlich über sie hereinbrach. Wie wären sie wohl alle erschrokken, wenn sie hätten sehen können, was ihnen wirklich bevorstand !

Auf der Heimfahrt vom Bundestage erlebte ich mit meinem Fahrrade auf dem Gerichtsberge hinter Kaumberg einen bösen Sturz, dessen Spuren ich heute noch an meinem Leibe trage. Es war dies gewissermaßen ein symbolischer Schlußpunkt meiner Erlebnisse bei und mit den Kreuzfahrern bis Pfingsten 1937.

"Sie" war auf diesem letzten unserer Bundestage auch wieder mit dabei gewesen.

\- - -

18

"STILLGESTANDEN" und "HABT ACHT"!

Beim Bundestage 1928 waren wir nicht mehr "B=K" und noch nicht "Kreuzfahrer". Damals marschierten wir auch noch nicht auf der Straße, was in der Großstadt Wien zu Verkehrsstockungen geführt hätte, sondern gingen wie alle übrigen Zivilisten brav auf dem Gehsteige. Auch unsere Wimpel traten damals nur bei Bundesveranstaltungen in geschlossenen Räumen in Erscheinung.

Beim Bundestag Schladming 1931 aber wurde bereits marschiert. Das Argument, mit dem die Marschierbegeisterten die Bundesführung schließlich beeindruckt hatten, klang wohl überzeugend:

"Wir dürfen doch nicht als ungeordneter Haufe daherkommen!"! so hatten sie immer wieder betont. "Eine im Gleichschritt marschierende Kolonne macht doch auf alle Zuschauer einen ganz anderen Eindruck"!

Leider war den Mädchen kein Gleichschritt beizubringen. So mußten sich denn die "Ordnungsbestrebungen" notgedrungen auf die männlichen Bundesangehörigen beschränken. Ein paar Jahre später aber haben wir dann alle wohl mehr marschieren müssen als uns lieb war und so mancher von uns marschierte in den Tod ...

Damals ahnten wir von alledem noch nichts und marschierten mit Begeisterung. An der Spitze des Zuges wurde unser großer Bundeswimpel getragen, ihm folgte die Gruppe der Wimpelträger mit den Wimpeln der beteiligten Kreise, dahinter schritten dann die Mädchen, zuletzt kam die Marschkolonne der Buben.

Der Träger des Bundeswimpels gab den Gleichschritt an, einige Unterführer, die seitlich des Zuges geschäftig hin und her eilten, gaben den Takt nach rückwärts weiter. Einige von uns verfügten auch über Trompeten, auf denen sie militärische Signale mehr oder weniger richtig blasen konnten und so wurde es bei uns von Jahr zu Jahr "zackiger". Damals war ich von diesem Treiben genau so begeistert wie alle übrigen Kreuzfahrer. Wenn ich aber heute an dies alles zurückdenke, so kommt mir unwillkürlich die alte Sage vom Rattenfänger von Hameln in den Sinn.

Zum Marschieren gehört das Kommandieren.

Meine Altersgenossen spielten bei all den halbmilitärischen Vereinen, denen sie angehörten, mochten sich diese nun Heimwehr, S.A. oder sonstwie nennen, sicher nur sehr untergeordnete Rollen. Es waren ja die Veteranen des ersten Weltkrieges, die dort den Ton angaben. Da schmeichelte es natürlich der Eitelkeit junger Menschen ungeheuer, wenn sie nun bei uns bei bestimmten Anlässen sel

ber kommandieren durften, statt wie sonst überall kommandiert zu werden. Wir hätten wohl alle mehr an das Bibelwort denken sollen:

"SO JEMAND UNTER EUCH WILL GEWALTIG SEIN, DER SEI EUER DIENER, UND, WER DA WILL DER VORNEHMSTE SEIN, DER SEI EUER KNECHT"

Unsere Marschierexperten waren 1927 zur Heimwehr gegangen und von dort um 1930 zur S.A. hinübergewechselt. Dort hatte sie Exerzieren nach reichsdeutschem Kommando gelernt. Sie waren imstande, stundenlange Debatten zu führen, um die angebliche Überlegenheit der reichsdeutschen Vorschriften und Kommandoworte gegenüber den österreichischen zu beweisen.

"Stillgestanden"! klang in ihren Ohren besser als:"Habt Acht"!

"Augen rechts"! gefiel ihnen besser als: "Rechts schaut"!

Sie wußten die von ihnen behaupteten Vorteile des reichsdeutschen Kommandos auch ganz genau an einzelnen Beispielen zu erklären und zu begründen.

"Jedes militärische Kommando", so erklärten sie etwa,"besteht aus zwei Teilen, aus der Ankündigung -dem Vorkommando- und aus dem eigentlichen Befehl. Wenn also beispielsweise bei österreichischer Vorschrift das Wort "Rechts"! erschallt, so weiß der Mann, der die gewohnt ist, noch nicht, was er zu tun hat, soll er nur eine Kopfwendung, oder soll er eine Wendung des ganzen Körpers machen. Dies wird ihm dann erst beim zweiten Worte, dem eigentlichen Befehl klar"! (Nach reichsdeutschem Kommando lautete das vollständige Kommando in dem einen Falle:"Rechts schaut"!, im anderen Falle aber:"Rechts um"!)

"Beim reichsdeutschen Kommando hingegen weiß der Mann in diesem Falle schon gleich beim ersten Worte, was er zu tun hat." (Dort lautete wohl der eine Befehl:"Rechts um"! wie beim österreichischen,Kommando, der andere aber:"Augen rechts"!)

Als sich nach Pfingsten 1933 der Gegensatz zwischen dem österreichischen Ständestaat und dem Dritten Reich immer mehr verschärfte, standen auch unsere Marschierer vor der für sie sehr bitteren Notwendigkeit, nun wieder auf das österreichische Kommando umlernen zu müssen..Auch der Verbohrteste konnte sich nun nicht mehr der Einsicht verschließen, daß wir in dieser Zeit politischer Hochspannung nun nicht mehr mit reichsdeutschen Kommandorufen durch die Gegend marschieren konnten.

An diese "Umerziehung" erinnere ich mich noch ganz genau: Dieselben "Experten", die ihren Leuten zuerst das reichsdeutsche Kommando beigebracht hatten, mußten sie nun "umschulen" und im österreichischen Kommando unterweisen. Ich selber kannte das österreichische Kommando schon vom Turnvereine her und brauchte daher hier nicht mitzutun.

So war ich bei dieser "Schulung" nur Zuschauer und konnte mich dabei einer gewissen Schadenfreude kaum erwehren. Unsere Experten schäumten förmlich vor Wut und ergingen sich in ebenso haßerfüllten wie törichten Bemerkungen. Einer dieser Aussprüche ist mir im Gedächtnis geblieben.

"In Deutschland", so erklärte einer dieser "Ausbilder" seinen Leuten, "besorgt das Abzählen die Mannschaft selber, in Österreich macht es der Kommandant. Hier wird also vorausgesetzt, daß der österreichische Soldat das nicht kann"!

Damit wollte der Sprecher andeuten, daß die Österreicher nicht bis drei zählen könnten. Er bedachte dabei nicht, daß die österreichischen Exerziervorschriften ja für eine Armee bestimmt gewesen waren, die sich aus Angehörigen von zwölf verschiedenen Nationen zusammensetzte. Für die überwiegende Mehrzahl der einrückenden Rekruten war also die Armeesprache eine Fremdsprache, die sie erst lernen mußten. Dadurch ist es voll erklärlich, daß dort stets der Kommandant selbst das Abzählen und die Einteilung der Rotten vornehmen mußte.

Mir erschien es als eine gute Lehre für unsere Marschierbegeisterten, daß sie nun dazu gezwungenwaren, wieder auf das österreichische Kommando umzulernen. Damals war ich noch Optimist genug, um zu hoffen, daß die Leute dadurch nun ein wenig vernünftiger werden würden. Leider haben sich meine Hoffnungen nicht erfüllt, die Kreuzfahrer aber marschierten unter österreichischem Kommando in das Dritte Reich....

- - -

13

VON DER HOLLENBURG NACH LANDSKRON

In den ersten Jahren seines Bestehens zog der "B=K" Jahr für Jahr während der großen Sommerferien auf die romantische Hollenburg bei Maria Rain in Kärnten südlich Klagenfurt. Die Burg, in beherrschender Lage auf einem steilen Felsen hoch über dem Drautale erbaut, hatte in der Geschichte Kärntens eine große Rolle gespielt. Von ihren Söllern und Türmen aus genoß man einen prachtvollen Rundblick über das ganze Drautal bis hin zu den Karawanken. So bildete die Burg mit ihrer schönen Umgebung einen wunderbaren Rahmen für die Sommerlager einer Jugendbewegung.

Darum war es für alle, die gewohnt waren, in jedem Sommer wenigstens vier Wochen dort zuzubringen, sehr bitter, als es im Laufe des Jahres 1929 klar wurde, daß man von dieser Stätte nun für immer Abschied nehmen mußte. Die Verwaltung der Hollenburg benötigte die Räume nun selbst, die dem Bunde bisher als Sommerunterkunft gedient hatten.

Die Eigentümer der Burg zeigten jedoch dem Bunde gegenüber eine einmalige Großzügigkeit und schenkten den Kreuzfahrern als Ersatz ein großes Grundstück am Fuße des Burgberges der Ruine Landskron bei Villach, nicht weit von den Gestaden des Ossiachersees. Dieses Grundstück war so groß, daß man darauf ein Jugendheim errichten und dazu auch Spielplätze anlegen konnte.

Die Hollenburg kam also für uns für den Sommer 1930 nicht mehr in Betracht. Wollte man nun in diesem Jahre überhaupt noch Sommerlager halten, so boten sich zwei Möglichkeiten an:
Entweder mußte man für diese Sommermonate irgendwo eine provisorische Unterkunft mieten oder man mußte auf dem nun uns gehörenden Grundstück ein Jugendheim so schnell errichten, daß es in diesem Sommer bereits beziehbar war.
Die Bundesführung entschied sich für die zweite Möglichkeit. Leider hatten die notwendigen Vorentscheidungen, die Verwaltungsakte der zuständigen Behörden und andere hemmende Momente so viel kostbare Zeit verschlungen, daß man nun mit dem Bau selbst in arge Zeitnot kommen mußte.

Daß zum Bauen so wie zum Kriegführen Geld, Geld und wieder Geld gehörte, war uns allen klar. Von all den vielen Dingen, die aber sonst noch dazu gehören, hatten speziell wir Jüngeren damals nur eine unbestimmte Ahnung. Wir brachten nur viel Begeisterung mit, aber diese allein konnte ein solches Unternehmen nicht zum Erfolge führen.

Damals hatten die ältesten Führer unseres Bundes eben erst ihr drittes Lebensjahrzehnt vollendet. Auch unser Architekt, ebenfalls Bundesangehöriger, war nicht viel älter. So wurde denn "Haus Landskron am Ossiachersee" -auf diesen Namen hatten wir unser neues Ferienheim getauft - für uns alle jenes Unternehmen, das uns allen unsere ersten - bitteren - Erfahrungen auf dem Gebiete der Wirtschaft vermitteln sollte.

Die Finanzierung unseres Baues stellten wir uns zunächst recht einfach vor: Die evangelische Pfarrgemeinde Wien -genauer der Verband der Wiener evangelischen Pfarrgemeinden- zählte damals etwa 30000 Kirchensteuer zahlende Mitglieder. Wenn von den diesen ein jeder nur einen oder vielleicht gar zwei Schillinge spendete, so hofften wir, das Geld für unseren Bau beisammen zu haben. Zuerst wähnten wir, mit nur S 20000 das Auslangen zu finden, dann wurden aus den zuerst genannten S 20000 deren 40000, aus diesen wurden im Laufe der Begebenheiten S 80000 und noch mehr ..... (Dabei darf man wohl nicht vergessen, daß der damalige Schilling "Alpendollar" genannt, eine ungleich größere Kaufkraft besaß als unser heutiges Zahlungsmittel gleichen Namens.)

Irgendwie hatten wir Zutritt zur Gemeindekartei und auch die Erlaubnis, von ihr Gebrauch zu machen. Hilfreiche Hände schrieben für uns die Adressen für unsere Bittbriefe - 30000 Adressen. So konnte zu Ostern 1930 unsere Aktion gestartet werden:
Am Ostermontag früh versammelte sich denn der Altkreis Innere Stadt in seinem Jugendheim und oblag den ganzen Tag über der ersprießlichen Tätigkeit, die schön gedruckten Bittbriefe zu falten und sie vereint mit den höchst wichtigen Erlagscheinen in die bereits mit Adressen versehenen Briefhüllen zu stecken. Als wir fertig waren, trugen wir die 30000 Briefe - 300 Bündel zu je 100 Stück - in ein Taxi, das unseren Kreisführer mit dieser teuren Last zur Hauptpost brachte. Wir Optimisten glaubten, damit sei die Haupterbeit für unseren Bau schon getan. Haus Landskron jedoch sollte dem Bunde noch Sorgen genug bereiten.

Die schwerste Belastung war wohl der knappe Termin. Wir alle hatten uns so in den Gedanken verrannt, daß das Haus bis zum Sommer für unsere Lager bereit stehen mußte, daß uns eine andere Lösung überhaupt als undenkbar erschien.

Tatsächlich konnten wir dann unser Haus mit Mühe und Not am 20. Juli 1930 eröffnen; das erste Lager konnte in diesem Jahre also nur mit einiger Verspätung beginnen.
Die Eröffnung des Hauses war dann sehr feierlich, in Anwesenheit der damaligen höchsten Würdenträger unserer Kirche. Aus Villach

war der Superintendent erschienen, aus Wien der damalige Senior - Wien hatte damals noch keinen Superintendenten.

Aus der Festansprache des Wiener Seniors ist mir noch der folgende Satz in Erinnerung geblieben:

.... "und wenn wir dereinst nicht mehr sind und von oben heruntorschauen werden auf diesen wunderschönen Flecken Erde, dann werden wir sehen, wie diese Kreuzfahrer hier ihr Leben gestalten werden, und werden uns daran freuen"....

Leider hat der Herr Senior noch zu seinen Lebzeiten auf dieser Erde mit Haus Landskron und den Kreuzfahrern Vieles erleben müssen, was ihm jedenfalls keine Freude bereiten konnte.

Unser Architekt berichtete in seiner Ansprache ganz genau: Vor noch gar nicht langer Zeit hätten wir noch nicht gewußt, OB wir bauen, etwas später hätten wir noch nicht gewußt, WO wir bauen, und noch vor kurzem sei es noch ungewiß gewesen, WANN wir bauen, nun aber stehe das fertige Haus vor uns. Auf dies alles waren wir damals alle sehr stolz; wieviele Mehrkosten aber dadurch verursacht worden waren, hat sich erst später herausgestellt.

Heute weiß ich, was ein knapper Termin für einen Bau bedeutet: Er bedeutet, daß der Konstrukteur dem Statiker die Berechnungen, der Polier aber dem Konstrukteur die Pläne aus den Händen reißt; er bedeutet, daß schließlich keine Arbeit mehr gewissenhaft und mit Überlegung getan werden kann, weil allen Beteiligten der knappe Termin auf den Nägeln brennt. Er bedeutet nicht zuletzt, daß teure Sonn-und-Feiertagsüberstunden gezahlt werden müssen. Eine christliche Bauherrschaft sollte aber hier auch daran denken, daß solche Überstunden die Bauleute vom Kirchgange abhalten.

Das Endergebnis jedes knappen Termines ist schließlich eine schleuderhafte Arbeit. Wenn jeder Untergebene von seinem Vorgesetzten immer wieder die Weisung erhält:

"Wie Sie es machen, ist mir egal, aber morgen müssen Sie mit Ihrer Arbeit fertig sein, sonst können wir den Termin nicht halten"....

so denkt er sich schließlich:

"Mein Chef muß doch wissen, daß er in dieser knappen Zeit keine ordentliche Arbeit von mir erwarten kann. Wenn ers also durchaus so haben will, so kann ich ihm seinen Wunsch ja erfüllen. Was dabei herauskommt, wird er ja dann schon merken"!.....

Tatsächlich gab es in Haus Landskron schon gleich von allem Anfang an Reparaturen. Hätte man sich von vorneherein damit abgefunden, das Haus erst im folgenden Jahre seiner eigentlichen Bestimmung zuzuführen, so hätte man den Bau ruhig und ohne Überhasten leicht bis Herbst 1930 fertigstellen können. Man hätte eine Unzahl

kostspieliger Überstunden einsparen können, die Baukosten wären bedeutend niedriger, die finanzielle Lage des Bundes aber dadurch um vieles leichter gewesen. Der Bund wäre nicht daran zugrunde gegangen, wenn er die Bubenlager in diesem Jahre ausnahmsweise auch einmal in einer gemieteten Unterkunft hätte halten müssen. Unsere Mädchen, die mit ihren Sommerlagern viel später begannen als wir, hielten diese zuerst auf der Burg Hochosterwitz, dann in Hohenthurn bei Arnoldstein, dann in Feld am See im Kärntner Gegendtal und schließlich auf dem Seehof bei Feldkirchen; der häufige Wechsel aber hat ihnen nicht das Geringste geschadet.

Wie alle Eingeweihten wissen, ist bei jedem Bau eine ständige gewissenhafte Bauaufsicht besonders wichtig: Eine Vertrauensperson der Bauherrschaft muß ständig am Bau Nachschau halten und muß den Bauleuten immer wieder auf die Finger sehen, damit diese nicht zu viel stehlen. Unser Architekt hatte seinen Wohnsitz in Salzburg. Daher konnte er bei seinen Besuchen auf der Baustelle bei bestem Willen nicht alles sehen, was dort vorging.

Mein Freund Jörg, der als Vikar beim Superintendenten einen guten Einblick in die Verhältnisse in und um Villach hatte, hat mir später einmal gelegentlich erzählt, unsere Baufirma sei damals eigentlich schon konkursreif gewesen, beim Bau von Haus Landskron aber habe sie sich saniert. Mag diese Nachricht vielleicht auch ein wenig übertrieben gewesen sein, so beleuchtet sie doch blitzartig eine Gefahr, die damals bei kirchlichen Bauten gegeben war und der wir auch heute noch nicht ganz entronnen sind: Die Gefahr nämlich, daß alle Gaben, die von treuen Gemeindegliedern für irgend einen edlen Zweck gespendet werden - wahre "SCHERFLEIN DER WITWEN"- dann letzlich dazu dienen, um irgend einem Haifisch der Wirtschaft zu einem ungebührlichen Gewinn zu verhelfen.

Die Finanzlage um Haus Landskron gestaltete sich in der Folge immer düsterer: im Jahre 1931 sind wir nur mit knapper Not an einer gerichtlichen Zwangsversteigerung vorbeigesegelt. Einige der Führer des Bundes gingen damals sogar mit dem Gedanken um, ihre Lehrbücher, Studienbehelfe und Skripten im Dorotheum versteigern zu lassen, um auf diese Weise Geld für die Abstattung der Landskroner Schulden herbeizuschaffen. Dies war von ihnen sicher sehr schön und edel gedacht, noch besser aber wäre es gewesen, man hätte es erst gar nicht soweit kommen lassen. Schließlich konnte aber doch das Schlimmste vermieden werden und so verblieb Haus Landskron vorerst "noch in unserem Besitze".

Achtmal konnten die Kreuzfahrer im eigenen Hause ihre Sommerlager halten, dann kam das Jahr 1938 und mit ihm das Ende: Nach dem

Anschluß wurde aus dem Hause der Kreuzfahrer eine Reichssportschule.

Einer unserer Führer erklärte später einmal, der Verlust von Haus Landskron habe mit zu dem Bittersten gehört, das unsere Kirche nach dem Jahre 1938 habe hinnehmen müssen. So etwas durfte natürlich erst nach 1945 in der Öffentlichkeit gesagt werden. Im Jahre 1938 mußte man ja gute Miene zum bösen Spiele machen, man mußte für alles, was einem genommen wurde, schön brav: "Danke schön"! sagen, ja, man mußte, so es befohlen wurde, alles, was man hatte, "vertrauensvoll" in die Hände der neuen Staatsführung legen....

"Wer auf die preußische Fahne schwört,
Hat nichts mehr, was ihm selber gehört"!

So lautete ein Spruch, den früher viele ebenso begeistert wie gedankenlos vor sich hin gesagt hatten. Wunderten wir uns nun darüber, daß dieser Spruch jetzt anders ausgelegt wurde, als sich mancher in früheren Zeiten vorgestellt haben mochte ?

Wir wußten doch, wie schwer es im Dritten Reiche nicht nur die katholische, sondern auch unsere evangelische Kirche hatte. Wir wußten es, auch wenn darüber nichts in der Öffentlichkeit gesagt werden durfte. Konnte man im Ernst hoffen oder auch nur wünschen, daß die neuen Herren nun mit uns anders verfahren würden, als mit unseren Glaubensbrüdern im "Altreich", die ihrer Willkür nun schon seit über fünf Jahren ausgeliefert waren ?

Noch ernster aber ist ein anderer Gedanke:

Wie oft hatten wir in den vergangenen Jahre das Lutherlied: "Ein' feste Burg ist unser Gott" gesungen, wie leicht war uns dabei auch dessen vierte Strophe über die Lippen geströmt - mit ihren Schlußzeilen:

"Nehmen sie uns den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib,
Laß fahren dahin !
Sie haben's kein Gewinn !
Das Reich muß uns doch bleiben"!

Manche von uns mögen, wenn sie die letzte Zeile sangen vielleicht sogar an das Dritte Reich gedacht haben, aber dieses Reich ist uns dank Gottes gnädiger Fügung nicht geblieben.

Nun aber ging es uns vorläufig noch lange nicht an Leib und Leben - " s i e " - nahmen uns einstweilen nur das Heim, in dem wohl das Geld und die Spenden vieler Kreuzfahrereltern steckten und an das sich für viele von uns manche teuere Erinnerungen knüpften, dessen Verlust aber doch für uns alle in keiner Weise Lebens- oder Existenzbedrohend war. Wir empfanden auch diesen Schlag schon als das Bitterste, was uns auf dieser Welt überhaupt widerfahren konnte.

Dabei hätten wir uns über diesen Verlust doch eigentlich nur freuen sollen !

In der Apostelgeschichte wird uns berichtet, daß die Apostel, nachdem sie ihren ersten ernsten Zusammenstoß mit der Obrigkeit ihres Volkes durchgemacht hatten, vom Hohen Rate "FRÖHLICH" fortgingen, weil sie gewürdigt worden waren, um des HERRN willen Schmach zu erleiden. Auch der im Hebräerbrief angesprochenen Gemeinde bestätigt der Apostel:

..."IHR...HABT DEN RAUB EURER GÜTER MIT FREUDEN ERDULDET"!

So hätten also eigentlich auch wir uns damals über den Verlust von Haus Landskron nur freuen dürfen. Wir hätten uns darüber freuen sollen, daß die Nationalsozialisten uns - trotz aller Verdienste, die sich manche von uns um deren Sache erworben zu haben glaubten, - nicht um ein Haar anders ansahen, als unsere Brüder im "Altreich"!

Wir waren ihrer Partei trotz allem noch irgendwie verdächtig, verdächtig nicht wegen unserer Verdienste um das Evangelium, denn solcher konnten wir uns wirklich nicht rühmen, wir waren ihnen verdächtig - nur allein um des Namens Christi, nur allein um des Namens "evangelisch" willen, den wir auch jetzt noch trugen. Und darüber hätten wir uns doch nur freuen sollen. Hätten " s i e " uns "unsere Güter" gelassen, so wäre dies doch wohl das allertrauriggste Zeichen für unsere innere Haltung gewesen.

Von mir selbst muß ich zu meiner Schande gestehen, daß ich mich, als ich von all diesen Schlägen erfuhr, die wir im Jahre der "Befreiung" hinnehmen mußten, kaum einer gewissen Schadenfreude erwehren konnte. Ich hielt dies alles für Gottes gerechtes Strafgericht über alle Verkehrtheiten der Kreuzfahrer und ich habe es dann als eine durchaus unverdiente Gnade des Himmels angesehen, daß unsere Kirche alles, was man ihr im Jahre 1938 genommen hatte, sieben Jahre später wieder zurückbekam.

= = =

19

ARBEITSLAGER IM HAUS LANDSKRON.

Das Grundstück, das die Besitzer der Hollenburg den Kreuzfahrern zur Errichtung eines Ferienheimes überlassen hatten, war von annähernd rechteckiger Gestalt. Die Längsseiten dieses Rechteckes wurden gebildet - einerseits von der von Villach über St. Andrä zum Südufer des Ossiachersees führenden Straße, andererseits vom Rande des dieser Straße gegenüber liegenden Waldes; dieser Wald erstreckte sich dann den Berg hinauf bis zur Ruine Landskron. Die ehemalige Burg Landskron war vor Jahrhunderten in beherrschender Lage auf dem Gipfel jenes Berges errichtet worden.
Leider war dieses Grundstück keineswegs eben; es hatte in seiner Längs- wie in seiner Querrichtung ein nicht unbedeutendes Gefälle, das sich bei Ball- und sonstigen Jugendspielen sehr störend bemerkbar machte. So ergab sich der Gedanke, das Gelände zu planieren, um dort schöne Spielplätze zu errichten, beinahe von selbst.

Nun hatte aber bereits der Bau des Hauses selbst die Finanzkraft des Bundes bis zur Erschöpfung beansprucht. So war vorerst an die Verwirklichung solcher Pläne nicht zu denken.

Erst im Jahre 1932 war es dann so weit.

Der Vater eines Kreuzfahrers, von Beruf Zivilingenieur für Bauwesen, führte für uns die genaue Vermessung des Geländes kostenlos durch. Er errechnete uns die genaue Meereshöhe des Niveaus, das einzuhalten war, wenn das auf der einen Seite des Grundstückes weggegrabene Material beim Anschütten auf der anderen Seite wieder zur Gänze verbraucht werden sollte, und gab uns auch die genaue Lage dieses Ballniveaus auf unserem Grundstück an.

Eine Villacher Baufirma stellte uns - ebenfalls kostenlos - einige hundert Meter Feldbahngleis mit einer Weiche, dazu drei vierrädrige Kipploren nebst einer entsprechenden Anzahl von Krampen und Schaufeln zur Verfügung. Die Arbeitskräfte endlich kosteten auch nichts - wir wollten diese Arbeiten selbst durchführen. So begannen wir denn im August 1932 im sogenannten zweiten Lager, dem Lager der Obermittelschüler, mit dem Planieren unseres Grundstückes.

Nun war es aber nicht zu verantworten, den in den Entwicklungsjahren stehenden Jugendlichen, die sich ja hier im Ferienlager von den Anstrengungen des Schuljahres erholen sollten, auf die Dauer schwere körperliche Arbeit zuzumuten. Dagegen hätten, wenn schon nicht die jungen Leute selbst, so doch sicher deren Eltern mit Recht Einspruch erhoben.

So kam man, um die Arbeiten rascher voranzutreiben, auf den Gedanken, an die normalen Ferienlager der Mittelschüler jeweils in der zweiten Septemberhälfte noch ein zweiwöchiges Arbeitslager anzuschließen. Als Arbeitskräfte kamen ja hauptsächlich die der Mittelschule entwachsenen männlichen Bundesangehörigen in Betracht, vor allem die Hochschüler. Der Vorlesungsbetrieb an den Hochschulen setzte wie heute üblicherweise erst im Oktober ein, so konnten auch damals Hochschüler in der zweiten Septemberhälfte am ehesten von ihrem Studienbetrieb abkommen.

Sicher war es ein schöner Gedanke, daß auf diese Weise die älteren Bundesglieder durch Opfer an ihrer Freizeit ein Werk ermöglichten, das dann dem ganzen Bunde zugute kommen mußte; leider hat dann ab 1933 die unglückselige Politik auch hierher ihre Schatten geworfen.

Die Arbeit selbst wurde dann in drei zweiwöchigen Arbeitslagern in den Studienjahren 1932/33/34 im großen und ganzen abgeschlossen. Ein einwöchiges Arbeitslager zu Ostern 1935, an dem ich dann nicht mehr teilgenommen habe, setzte dann den letzten Schlußstrich unter unser Werk.

Einer der Teilnehmer an unseren Arbeitslagern ist dann später eine Weltberühmtheit geworden: der nachmalige Bezwinger der Eigernordwand, spätere Forschungsreisende und Vertraute des Dalai-Lama, der "Tibetaner", Prof. Heinrich Harrer.

--- - ---

I
ARBEITSLAGER 1932

Das erste Landskroner Arbeitslager ist mir von den dreien, die ich mitgemacht habe, noch in der besten Erinnerung geblieben. Damals waren die Nationalsozialisten in Deutschland noch nicht an der Macht, daher konnten sie auch bei uns noch keinen Totalitätsanspruch erheben. So gab es im Lager noch keinen politischen Spannungszustand.

Wir alle waren bestrebt, unsere Arbeit möglichst schnell weiterzubringen. Geübte Erdarbeiter hatten selbstverständlich eine weit bessere Tagesleistung hinlegen können als wir, doch tat jeder von uns sein Bestes und, als die zwei Wochen um waren, hatten wir schon einen ansehnlichen Teil des Areals abgegraben und planiert.

Ein schwacher Punkt des Lagers jedoch war die Küche:

In der benachbarten Stadt Villach gab es einen Mädchenkreis der Kreuzfahrer, der von einer Professorin des dortigen Realgymnasiums geleitet wurde. Die Frau Professor hatte man die schwere Aufgabe übernommen, nebenberuflich - unter Mithilfe ihres Kreises - für uns die Küche zu führen.

Leider stellte es sich da bald heraus, daß die Armen sich da zu viel zugemutet hatten. Vormittags mußten sie ja alle brav in der Schule sitzen. Daheim konnten sie dann nur hastig eine Mahlzeit zu sich nehmen und mußten sich darauf eilig zu Rade nach Landskron begeben, um dort den Pflichten der Küche zu genügen. Die alles überstieg eben ihre Kräfte und so gab die Küche steten Anlaß zu Klagen und zu Ärger.

Sonntags wurde nicht gearbeitet. Vormittags gingen wir da nach dem nahe gelegenen St. Ruprecht zur Kirche, nachmittags besuchten wir in Begleitung der Villacher Mädchen in irgend einem der umliegenden Orte den Kirtag. Bei diesen Kirtagsbesuchen tauchte eine Frage auf, über die wir uns damals keine Gedanken machten, deren Behandlung durch uns aber leicht böse Folgen für uns alle hatte haben können: Die Villacher Mädchen wollten nämlich nur mit uns tanzen und wiesen jeden Fremden ab, der sie um einen Tanz bat. Tatsächlich waren sie dazu verpflichtet gewesen, mit jedem der Kirtagsgäste zu tanzen, der sie darum bat, und hatten niemanden zurückweisen dürfen.

Eigentlich können wir von Glück sagen, daß es bei solchen Gelegenheiten niemals zu Auseinandersetzungen mit den Kirbheimischen gekommen ist. In einem solchen Falle hatten wir männlichen Begleit

selbstverständlich als Ritter und Beschützer auftreten müssen. Das Ganze hätte mit der schönsten Wirtshausrauferei enden können, bei der wir gegen die Fäuste - oder vielleicht gar Messer - der Bauern jedenfalls den kürzeren gezogen hätten. Ein eventuelles gerichtliches Nachspiel hätte dann ein schlimmes Licht auf unseren ganzen Kreuzfahrerbund geworfen.
Die Mädchen setzten also durch ihr Verhalten sich selbst und auch uns Gefahren aus, an die damals keiner von uns dachte.

Auf diesem Arbeitslager hatten wir auch einen fremden Mitarbeiter. Es war ein Handwerksbursche auf der Wanderschaft, seines Zeichens Tischlergeselle und stammte aus Düsseldorf. Er hatte sich gegen Kost und Quartier dazu bereit gefunden, bei unserer Arbeit mitzuhelfen und war ein sehr fleißiger Arbeiter. Seiner politischen Überzeugung nach stand er eher den Deutschnationalen nahe als den Nationalsozialisten. Diese hätten seiner Ansicht nach ein viel zu großes Maulwerk, erklärte er mir einmal treuherzig.
Ich wüßte gerne, ob er durch die folgenden, für seine Gesinnungsgenossen so schweren Jahre gut durchgekommen ist. Nach der Machtergreifung von 1933 ist es ja den Anhängern der kleineren nationalen Parteien zunächst am übelsten ergangen - ebenso auch jenen Nationalsozialisten, die aus Gewissensgründen von der "Parteilinie" abwichen. Ihnen stand damals nicht einmal der Fluchtweg ins Ausland offen, denn sie verfügten ja dort über keine Gesinnungsgenossen, die ihnen irgendwie hätten unter die Arme greifen können.

Nach dem Abschluß des Lagers unternahmen einige unserer Leute zusammen mit Villacher Kreuzfahrerinnen eine dreitägige Tour auf den Gipfel des Mangart in den Julischen Alpen. Der Berg lag damals noch tief im italienischen Staatsgebiet und war an klaren Tagen von Landskron aus sehr schön zu sehen.

Vor dem zweiten Weltkrieg verlief die Grenze zwischen Italien und Jugoslawien noch über den Gipfel des Triglav. Im Jahre 1945 wurde sie um 20 km weiter westlich verlegt und verläuft heute gerade über den Mangartgipfel. Dieser ist jetzt von Jugoslawien aus über eine Autostraße, von Italien aus aber nur über einen versicherten Klettersteig zu erreichen. So hätte ein solcher Ausflug heute mit ganz anderen Gegebenheiten zu rechnen als im Jahre 1932.

- - -

II
ARBEITSLAGER 1933

Man hatte sich dazu entschlossen, die Fehler, die sich beim ersten Arbeitslager gezeigt hatten, nicht mehr zu wiederholen. So übernahm nun ein Student der Bauingenieurfakultät unserer Wiener Technischen Hochschule, der unmittelbar vor seiner Zweiten Staatsprüfung stand,und auch unserem Älterenkreise Wien angehörte, die Leitung dieses zweiten Arbeitslagers; seine Mutter und eine zweite bewährte Kraft wurden nun "hauptamtlich" mit der Führung unserer Küche betraut. Von dieser Seite her waren also alle Voraussetzungen dafür gegeben, daß alles noch besser klappen konnte als im vorigen Jahre.

Leider waren es nun die allgemeinen politischen Verhältnisse, die einen Schatten auf das Lager warfen: Im Juni dieses Jahres war in Österreich der nationalsozialistischen Partei "jede Betätigung verboten worden". So hieß es damals in der offiziellen Kundmachung unserer Regierung. Die Stimmung unter den Parteimitgliedern und Sympathisanten war dementsprechend sehr gereizt.

Auch die Kreuzfahrer auf diesem Arbeitslager schwärmten nur vom "Krachen lassen". Mit diesem vielsagenden Ausdruck bezeichneten sie den bewaffneten Aufstand gegen die ihnen verhaßte Regierung. Sie sehnten ihn mit Ungeduld herbei und erhofften sich von ihm die Lösung aller sie bedrückenden Fragen. Der Gedanke, daß solch ein Unternehmen auch mißglücken könnte, kam ihnen überhaupt nicht in den Sinn. Wenn man unseren Leuten zuhörte, konnte man sich über die Reden, die sie oft führten, nur wundern und entsetzen. Dabei wäre jeder Versuch völlig aussichtslos gewesen, etwa durch gütliches Zureden besänftigend auf sie einzuwirken. Sie waren in ihre Ideen so verrannt, daß sie gar nichts anderes mehr hören wollten. Das 13. Kapitel des Römerbriefes war damals anscheinend überhaupt noch nicht in unser Bewußtsein eingedrungen.

An einem der Sonntage nachmittags gingen wir alle, der Übung des Vorjahres folgend, wieder zu einem Kirtag, diesmal nach Treffen, einem talaufwärts nächst St. Ruprecht gelegenen Dorfe, das durch die wohltätigen Stifungen der Gräfin Latour in ganz Kärnten bekannt geworden ist. Unser Weg kreuzte nicht weit vom Ossiachersee die von Villach über St. Ruprecht nach St. Veit an der Glan führende Eisenbahnlinie. Als wir uns dann, auf dem Heimwege vom Kirtag, dieser Bahnkreuzung wieder näherten, gewahrten wir am Straßenrande einen Stein von beträchtlicher Größe. Sogleich machte einer von uns den Vorschlag, diesen Stein auf das Eisenbahngleis zu wälzen, andere

stimmten begeistert zu und schon machten sie sich daran, diesen Vorschlag in die Tat umzusetzen.

Ich befand mich in der größten Verlegenheit: Wenn sie nun ihr Vorhaben wirklich ausführten, so war dies doch eine Handlung, die Menschenleben gefährden konnte und uns jedenfalls mit dem Strafgesetz in Konflikt bringen mußte. Den Leuten ihre Absicht etwa auszureden, war völlig ausgeschlossen. Die Nationalsozialisten hielten ja damals solche Handlungen für eine "sittliche Pflicht".

In diesem Jahre hatte ich einmal von einem Funktionär eines Deutschen Turnvereines den bezeichnenden Ausspruch gehört:

"Terrorakte begeht man, aber man beschwatzt sie nicht"!

Diese Worte sprach er im Verlauf einer Rede, mit der er seine Vereinsangehörigen vor unvorsichtigen Äußerungen warnen wollte, mit Donnerstimme vor versammeltem Volke - bei offenem Fenster !

Ich zermarterte mir das Hirn darüber, was ich nun tun sollte, wenn meine Kameraden den Stein nun wirklich auf das Gleis wälzten. Das Einzige, was mir damals einfiel, war, die Leute ihre Absicht ruhig ausführen lassen, dann aber allein zurückkommen und den Stein, wenn ich es zuwegebrachte, allein wieder wegwälzen. Erwischte mich jemand dabei, so war es natürlich schlimm, doch sah ich keine andere Möglichkeit, ein Unglück zu verhindern. Gott sei Dank kam es nicht zum Äußersten. Der Stein war ihnen doch zu schwer und so ließen sie ihn, noch weit entfernt, am Straßenrande liegen.

Nach Abschluß des Arbeitslagers habe ich dann die ganze Angelegenheit der Bundesführung in Wien zur Kenntnis gebracht. Dort versuchte man, die Sache zu verharmlosen. Man meinte, die Leute hätten doch nur einen Witz machen wollen. Natürlich hätte keiner von ihnen im Ernst daran gedacht, den Stein wirklich auf die Eisenbahnschienen zu legen. Ich war nicht so ganz davon überzeugt. Es war ein ganz gefährlicher Gewissenskonflikt, in den ich da so ganz unversehens geraten war, und ich war heilfroh darüber, daß die Sache schließlich doch noch einen halbwegs vernünftigen Ausgang genommen hatte.

Eines Abends lud eine evangelische Nachbarin, Besitzerin eines größeren Rundfunkempfängers unsere Leute zu einer reichsdeutschen Radiosendung ein. Ich hatte an dieser Darbietung kein Interesse und so fiel mir die Aufgabe zu, das Haus zu hüten, während die Anderen sich nach Einbruch der Dunkelheit einzeln in das Nachbarhaus hinüberstahlen.

Das Abhören der damals von den Reichsdeutschen Rundfunksendern ausgestrahlten nationalsozialistischen Propagandasendungen war wohl polizeilich verboten - wurde mit mehrwöchigen Arreststrafen geahndet - doch war es nahezu ausgeschlossen, hier eine wirksame Kontrolle

durchzuführen.

Im Zweiten Weltkriege setzten dann die Nationalsozialisten auf das Abhören ausländischer Rundfunksendungen die Todesstrafe, doch war auch hier eine wirksame Kontrolle kaum möglich. Im Jahr 1933 in Österreich war es natürlich noch nicht so streng, doch hätte man im Betretungsfalle auch damals mit Strafen zu rechnen gehabt.

Als ich an jenem Abende im großen Schlafsaale Landskrons allein zu Bette ging, dachte ich daran, was wohl geschehen würde, wenn unversehens die Gendarmerie die ganze Gesellschaft beim Radioapparat der Nachbarin überraschen sollte. Mich hätte man als Mitwisser dann wahrscheinlich auch gleich mitgenommen und so hätte unser Arbeitslager dadurch ein vorzeitiges Ende gefunden.

Glücklicherweise erwiesen sich meine Besorgnisse als unbegründet: spät in der Nacht kamen die "Schwarzhörer" lautlos, aber hochbefriedigt nacheinander einzeln in den Schlafsaal geschlichen. Die bei dieser Gelegenheit so hilfsbereite Frau Nachbarin hat übrigens später im Jahre 1938 sogleich die Gunst des Augenblickes genützt und ist aus unserer Kirche ausgetreten.

Trotz alledem ist unsere Arbeit auch in diesem Jahre politischer Hochspannung rüstig weitergegangen. Als unsere zwei Wochen um waren, hatten wir einen weiteren beträchtlichen Teil des Geländes planiert und konnten hoffen, unsere Arbeit im nächsten Jahre in zwei weiteren Wochen vollenden und abschließen zu können.

= = =

III
ARBEITSLAGER. 1934

Als ich in diesem Jahre zum Arbeitslager nach Landskron kam, war unsere Mannschaft noch nicht vollzählig. Einige von uns hatten noch vor Beginn unseres Arbeitslagers die Aufgabe übernommen, das Ferienlager der Mädchen aufzuräumen, das diesmal auf dem Seehof bei Feldkirchen gehalten worden war. Die Führung unserer Küche sollte diesmal von zwei Grazer Kreuzfahrerinnen besorgt werden.

Die Aufräumpartie für den Seehof - durchwegs Grazer - traf im Laufe des ersten Lagervormittages in Begleitung der einen Küchendame zu Rade in Landskron ein. Ihre Kollegin hatte es vorgezogen, die Bahn zu benützen und kam erst mittags bei uns an. Wie es sich nachher herausstellte, war ihr Mißtrauen gegen die Beförderung zu Rade nur zu berechtigt gewesen.

Ihre Gefährtin, die sich der Radfahrkunst eines Grazer Kreuzfahrers anvertraute, hatte mit ihm einen Unfall gebaut. Der Unglücksrabe hatte mit seiner teuren Last - wie es in der Bundessprache hieß - "einen Stern gerissen" -, er war mitseiner Begleiterin und seinem Stahlroß im Straßengraben gelandet.

Zuerst schien es, als wären beide mit dem bloßen Schrecken davongekommen, dann aber wurde die Heldin dieses Abenteuers gleich zu Beginn unseres Arbeitslagers krank. So hatte ihre Kollegin nun nicht nur die Küche ganz allein zu besorgen, sondern sie mußte daneben auch die Kranke pflegen, was von ihr jedenfalls den ganzen Einsatz ihrer Person erforderte. Es ist nun sehr wohl möglich, daß jener Sturz mit dem Rade gewissermaßen das auslösende Moment dieser Erkrankung gebildet hat.

Als wir dann vollzählig versammelt waren, erzählten die Grazer Aufräumer haarsträubende Einzelheiten über die Unordnung, die die Mädchen des diesjährigen zweiten Lagers angeblich auf dem Seehof zurückgelassen hatten. Da ich das Mädchenlager damals nicht selber zu Gesicht bekommen habe, kann ich nicht beurteilen, inwieweit die Berichte der Aufräumer damals streng der Wahrheit entsprachen oder ob sie nicht vielleicht doch ein wenig übertrieben gewesen sind.

Unsere beiden Küchendamen bemühten sich, so gut sie konnten, die Zustände im Mädchenlager zu verteidigen, mußten aber längere Zeit die Angriffe und Vorwürfe der erzürnten Aufräumer über sich ergehen lassen. Die Beiden taten mir damals recht leid; sie konnten ja, selbst, wenn alles stimmte, unmöglich allein für diese Zustände im Mädchenlager verantwortlich gemacht werden.

Die "ganze Ritterlichkeit", die unsere Bundesverpflichtung

den männlichen Kreuzfahrern vorschrieb, reichte eben nicht so weit, daß unsere Aufräumer in dieser Lage taktvoll geschwiegen hätten. So ließen sie den den ganzen Unmut, der sich während ihrer Arbeit in ihnen angesammelt hatte, an den anwesenden Vertreterinnen des anderen Geschlechtes aus.

Eine ergötzliche Geschichte wußten sie noch zu berichten: In der Lade der Lagerführung hatten sie einen erstaunlichen Fund gemacht: Sämtliche Fahrausweise für die Heimreise Mädchen ! Diese hochwichtigen Dokumente hatte man also im Lager vergessen !

"Das schlägt dem Faß den Boden aus"! erklärten die Aufräumer empört. Mir war nur unklar, wie die Heimfahrt der Mädchen dann ohne Fahrscheine überhaupt hatte vor sich gehen können, doch war es wohl immerhin möglich, daß ein Bahnorgan in einem solchen Falle ein Einsehen hatte.

Das Lager der Mädchen auf dem Seehof bei Feldkirchen lag den Brennpunkten der Aufstandsbewegung des 25. Juli 1934 viel näher als Landskron. Es war daher auch von jenen Ereignissen viel mehr in Mitleidenschaft gezogen worden.

Was sich dortwirklich ereignet hatte, konnte ich mir erst viel später und auch da nur ungefähr zusammenreimen, denn die, die ich befragte, wollten mir gegenüber nicht recht mit der Sprache heraus. Soviel ich ihren Andeutungen entnahm, hatten nach Abschluß der Kampfhandlungen einer odermehrere der Aufständischen auf ihrer Flucht im Lager Seehof Zuflucht gefunden und waren dabei von den Mädchen irgendwie unterstützt worden. Dies war dann ruchbar geworden und so hatte sich dann die Aufmerksamkeit der Behörden auch auf unser Mädchenlager gerichtet. Eines der Mädchen hatte dann sogar ein polizeiliches Verhör über sich ergehen lassen müssen.

Sicher ist es sehr schön und edel, dem Nächsten, der sich in Not befindet, auch dann zu helfen, wenn diese Not eben darin besteht, daß ihm die Polizei auf den Fersen ist. Nur muß man sich dann darüber im Klaren sein, daß man damit auch selber eine verbotene Handlung begeht und mit den Gesetzen in Konflikt kommt.

Ein armer, anständiger, zu Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe erzogener Mensch ist ja, wenn er etwas zu verbergen hat, den behördlichen Vernehmungsorganen gegenüber von vornherein in einer sehr traurigen Lage. Diese sind ja den Umgang mit ganz anderen Kunden gewohnt. Bei den damaligen österreichischen Sicherheitsorganen ging es hoffentlich nicht so arg zu wie bei der berüchtigten Geheimen Staatspolizei des Dritten Reiches. Immerhin war es für ein Mädchen aus gutbürgerlicher Familie, das im Elternhause wohlbehütet aufgewachsen war, sicher lich keine Kleinigkeit, nun zur Behörde

zitiert und dort verhört zu werden. Vielleicht hatte dieses doch mit großen Aufregungen verbundene Erlebnis auch irgendwie auf die Zustände im Lager auf dem Sechof eingewirkt. Das gleiche Schicksal konnte doch jedem der im Lager untergebrachten Mädchen blühen, soweit sie dem Kindesalter entwachsen waren.

Möglicherweise waren es auch solche Befürchtungen und Besorgnisse gewesen, die dann mit jene Unordnung verursacht hatten, die jetzt den so großen Unwillen unserer Aufräumer zur Folge gehabt hatte. Aber gerade sie, die doch alle ebenfalls hinter demselben Busche saßen und die auch ihre Erfahrungen mit der Polizei teils schon gemacht hatten, teils erst machen sollten, hätten doch für so etwas Verständnis aufbringen sollen.

Auch auf unserem Arbeitslager herrschte übrigens "Heulen und Zähneknirschen"! Der Aufstand gegen die Staatsgewalt, den unsere Leute mit aller Inbrunst ihrer Herzen herbeigesehnt und von dem sie sich die Erfüllung aller ihrer Wünsche erhofft hatten, war nun wirklich versucht worden. Knapp acht Wochen erst waren seitdem vergangen, aber die Möglichkeit, die keiner von ihnen auch nur im Entferntesten in Erwägung gezogen hatte, war nun tatsächlich eingetreten - die Aktion war fehlgeschlagen !

Außer dem ermordeten Bundeskanzler hatte die Staatsexekutive über 100 Todesopfer zu beklagen, die Aufständischen hatten wahrscheinlich noch weit höhere Verluste erlitten. Tausende waren geflüchtet, Tausende saßen hinter Schloß und Riegel und warteten auf ihre Aburteilung durch die fleißig arbeitenden Militärgerichte.

Wir standen damals alle in einem Alter, in dem man sich am unbekümmertsten, ohne an die Folgen zu denken, in alle möglichen Unternehmungen und Aktivitäten einläßt, um dann, wenn überhaupt, zu spät zu erkennen, wozu man sich da eigentlich hergegeben hat. Steckt man aber dann einmal in einer solchen Gruppe drinnen, so gibt es doch für niemanden mehr ein Zurück, auch wenn er noch so gerne möchte. Jeder "Aktivist" ist doch seinen Vorgesetzten wehrlos ausgeliefert; diese wissen ja alles über ihn und könnten ihn bei "Ungehorsam" jederzeit der Polizei übergeben. Zeigt sich aber ein Enttäuschter allen Überredungskünsten gegenüber als harthörig, so steht die Feme bereit, um mit dem "Verräter" abzurechnen.

Unsere Arbeitslager kollegen steckten ja sicher alle tief in allen möglichen verbotenen Umtrieben drin. Vielleicht hatten sie sogar unter den aktiven Teilnehmern am Aufstande gute Freunde und Bekannte.

Auch einer meiner Schulkollegen - wir waren miteinander in die evangelische Volksschule am Wiener Karlsplatz und dann in dieselbe Mittelschule gegangen, hatten auch miteinander maturiert - war ak-

tiv am Putsch beteiligt gewesen.

Er hatte am 25. Juli am Überfall auf das Gebäude der RAVAG in der Johannesgasse in Wien teilgenommen; die Zentrale des Österreichischen Rundfunks befand sich damals noch im ersten Wiener Gemeindebezirk und ist erst später in die Argentinierstraße in den vierten Bezirk übersiedelt; heute befindet sie sich im dreizehnten Bezirk. Wie durch ein Wunder war es meinem Schulkollegen als Einzigem dieser Gruppe gelungen, aus dem dann von der Polizei eingeschlossenen Gebäude zu entkommen. Dann war er in Begleitung seines ihm gleichgesinnten Bruders via Landenburg in die Tschechoslowakei und von dort nach Deutschland geflüchtet, wo er sein Studium hatte fortsetzen und vollenden können.

Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges war dann auch er in Kriegsgefangenschaft geraten und saß sogar eine Zeitlang mit einem anderen, ihm gleichgesinnten meiner Schulkollegen, der wie er Medizin studiert hatte, im selben Gefangenenlager. Damals beschwor er jenen inständig, er möge ja nichts über seines Geführten Aktivitäten aus dem Jahre 1934 aussagen. Der andere war ein guter Kamerad und hat ihm seinen Wunsch erfüllt.

Tatsächlich waren die Besorgnisse dieses alten Kämpfers, man würde ihn nun auch wegen seiner Beteiligung am Putsch von 1934 zur Verantwortung ziehen, durchaus unbegründet. Die Alliierten interessierten sich nach ihrem Siege kaum für die internen Streitigkeiten der Österreicher vor 1939. Das Interesse der Sieger galt nur den Verbrechen, die während des Krieges gegen Angehörige ihrer eigenen Streitkräfte begangen worden waren, und wem so etwas nachgewiesen werden konnte, dem ergang es tatsächlich übel.

Vielleicht verfügten auch meine Arbeitslagerkollegen über ähnliche Bekanntschaften wie ich und vielleicht waren ihre Bekannten weniger glimpflich davongekommen als damals mein Schulkollege. Sie befanden sich alle in einem Zustande von Wut und Verzweiflung und man konnte nur hoffen, daß sie sich mit der Zeit in das Unabänderliche fügen und wieder vernünftiger werden würden. Ich konnte ihnen nicht helfen; der Zugang zu ihren Seelen war mir verschlossen. Im Gegenteil, ich merkte auf Schritt und Tritt, wie sehr sie sich darüber ärgerten, daß ich ihre Ansichten nicht teilen konnte.

Unsere Arbeit ist trotzdem rüstig weitergegangen. Als die zwei Wochen um waren, hatten wir den Spielplatz schon fast fertig planiert. In diesem Jahre fiel der letzte September auf einen Sonntag. An diesem Tage schloß das Lager offiziell. Mit der Arbeit hörten wir natürlich schon am Samstag auf. Für den Sonntag war wie im Vorjahre ein Kirtagsbesuch geplant.

Auf Grund der negativen Erfahrungen vom Vorjahre wollte ich dem lieber aus dem Wege gehen - man konnte ja nicht wissen, was den Leuten diesmal wieder einfallen würde. So hatte ich meine Abreise schon für den Samstag angesetzt.
Einer der Grazer hatte aus irgend einem Grunde schon früher heimfahren müssen, wobei sein Koffer in Landskron zurückgeblieben war. Ich wollte meine Heimfahrt nach Wien mit einem Besuche bei meinem Vetter verbinden, der damals als Richter in Jennersdorf im Burgenlande amtierte. So führte mich mein Weg über Graz und ich hatte mich daher dazu erboten, dem Grazer seinen Koffer nachzubringen.

Haus Landskron verfügte über eine zweirädrigen Karren für den Gepäcktransport. Als ich mich reisefertig machte, war die Zeit bis zur Abfahrt meines Zuges schon etwas knapp. So beschloß man, nicht wie sonst üblich zu der uns nächstgelegenen Eisenbahnstation St. Veit bei Villach zu fahren, sondern das Gepäck zu unserem Landsplatz zu schaffen und von dort mit bundeseigenen Booten über den See nach Annenheim oder Sattendorf, den nächsten hier in Betracht kommenden Bahnstationen überzusetzen. Dorthin kam mein Zug etwas später, so daß wir auf diese Weise ein paar Minuten gewinnen konnten.

So erlebte ich zum Abschied noch eine abendliche Kahnfahrt über den Ossiachersee. Das ganze Lager gab mir das Geleite, nur die Kranke mußte - mit entsprechendem männlichem Schutze - das Haus hüten.

Es war eine wunderschöne, sternklare Nacht. Das Kanzellicht, der Scheinwerfer der Kanzelbahn-Bergstation wies uns die Fahrtrichtung über den See. Die friedliche Stille ringsum ließ die Menschen beinahe vergessen, daß das Land vor kurzem einen Bürgerkrieg durchgemacht hatte und daß auch in unsere Herzen noch kein Friede eingezogen war.

Am Bahnhof drüben hatte ich gerade noch Zeit, meine Fahrkarte zu lösen, dann kam der Zug herangebraust, sie halfen mir noch, das Gepäck ins Abteil zu bringen, dann kam der Abschied. Ein letztes Winken, dann entführte mich der Zug in die Nacht hinaus.

Wie ich dann später erfuhr, fanden meine Begleiter, als sie wieder zum Heim zurückkamen, alle Türen fest verschlossen. Die Daheimgebliebenen schliefen so fest, daß sie kein Klopfen hörten. So war man gezwungen, mittels einer aus dem Geräteschuppen herbeigeholten Leiter in den Schlafsaal einzusteigen.

Als ich im Zugabteil mein Gepäck verstaute, merkte ich, daß der mir anvertraute Koffer des Grazers recht groß und schwer war. Was mochte da wohl drinnen sein ? Vielleicht enthielt er gar verbotene Dinge ? Hätte etwa ein Sicherheitsorgan bei einer Untersuchung so etwas zu Tage gefördert, so hätte kein Polizist meinem Betauer-

ungen Glauben geschenkt, wenn ich behauptet hätte, vom Inhalt dieses Koffers nichts zu wissen.

Dies hätte ich mir natürlich früher überlegen müssen, jetzt war nichts mehr zu machen, ich mußte den Dingen nun ihren Lauf lassen. Glücklicherweise blieb mir damals ein derartiges Abenteuer erspart. Ich war aber doch heilfroh, als ich wie verabredet am Grazer Hauptbahnhofe das mir anvertraute Gut seinem Eigentümer ordnungsgemäß zurückstellen konnte.

Daß meine damaligen Besorgnisse aber doch nicht ganz so unbegründet gewesen waren, zeigte sich dann ein paar Monate später: Da wurde nämlich der Eigentümer besagten Koffers mit noch einigen anderen Grazer Kreuzfahrern und sonstigen Gesinnungsgenossen auf einer Skihütte von der Gendarmerie aufgehoben. Sie hatten dort einen "illegalen Skikurs" oder eine andere verbotene Veranstaltung abgehalten. Alle dort Aufgegriffenen wurden damals mit einer Verwaltungsstrafe von einigen Monaten Anhaltelager belegt. Die Nationalsozialisten nannten so etwas "Landaufenthalt". Nach damaliger Gepflogenheit war mit einer solchen Bestrafung die dauernde Verweisung von allen Hochschulen Österreichs verbunden.

Mein Freund hat später sein Studium dennoch abschließen können. Seine armen Eltern aber haben, bis es soweit war, mit ihm sicher Sorgen genug gehabt. Im Kriege war er als Militärarzt im Osten eingesetzt; nachher hat er sich als Landarzt im Gailtal niedergelassen.

Vor einigen Jahren ist er, erst knapp 60 Jahre alt, aus dieser Welt abberufen worden. Vielleicht haben die Kriegsstrapazen auch sein Leben verkürzt. Er muß sich auch in Bergsteigerkreisen eines guten Rufes erfreut haben, denn an seinem Begräbnisse hat auch eine starke Abordnung des italienischen Alpenvereines teilgenommen.

Unsere Arbeit in Landskron war nun nahezu vollendet.

Am Abschlußarbeitslager, das dann zu Ostern 1935 gehalten wurde, habe ich dann nicht mehr teilgenommen.

= = =

IV

EIN ARBEITSLAGER-ERLEBNIS 1934.

An den Schluß dieser Arbeitslagerberichte sei nun ein Erlebnis gestellt, ein Erlebnis aus diesem meinem letzten Arbeitslager. Es zeigt so recht, welch ein Geist damals unter uns herrschte.

Einmal - wir waren gerade zu viert damit beschäftigt, einen der Rollwagen mit Material vollzuschaufeln - entspann sich zwischen uns das folgende Gespräch:

"Hast Du schon Dollfuß-Würste gefressen"? fragte der eine meiner Kumpane seinen Nebenmann.

"Nein"! erwiderte dieser. "Dieses ..... haben sie nicht verwurstet, sondern verscharrt".

Der dritte in der Runde hatte anscheinend noch ein Gefühl dafür, daß eine solche Verunglimpfung eines Toten doch nicht recht zu der Haltung passen wollte, die man auch von einem Kreuzfahrer verlangte, und machte eine dementsprechende Bemerkung. Darauf sagte der erste Sprecher zu mir, dem vierten dieser Gruppe:

"Nun, Bertram, magst Du uns nicht anzeigen ? Du kannst Dir damit zwanzig Schillinge verdienen"!

Ich antwortete nichts darauf, ging aber noch am selben Abend zu einem der Grazer, der auf diesem Lager eine führende Rolle spielte, und bat ihn, er möge seinen Einfluß auf die Leute dahingehend aufbieten, daß dergleichen nicht wieder vorkomme, sonst wäre ich gezwungen, heimzufahren. Ich habe nun einmal, so sagte ich ihm, über gewisse Dinge andere Ansichten als die anderen "Weggefährten", wir seien aber schließlich hier, um unsere Arbeiten weiterzubringen, und so müßten sie meine abweichenden Meinungen, die ich ohnehin niemandem aufdränge , eben ertragen.

Die Angelegenheit war meinem Gegenüber sichtlich sehr unangenehm, er wand sich wie ein Aal; ich sagte ihm aber, wenn er mir diesen Wunsch abschlage, so führe ich auf jeden Fall fort. So versprach er endlich, mir den Willen zu tun. Er muß es dann wohl auch tatsächlich getan haben, denn ich habe daraufhin dort nie mehr etwas von Dollfuß-Würsten gehört. Später einmal habe ich dieses Erlebnis dann zweien unserer Pfarrer erzählt, konnte damit bei ihnen jedoch nur einen Heiterkeitserfolg erzielen.

Eigentlich aber hätten die Beiden darüber doch wohl sehr ernst und traurig sein sollen: Hier war nämlich zwei jungen Menschen, die von Kindheit an daran gewöhnt waren, zur Kirche zu gehen und in der Bibel zu lesen, einmal die Gelegenheit geboten, die Forderung der Bergpredigt:"LIEBET EURE FEINDE"! in ihrem Leben zu erfüllen,

und - sie taten fast wie selbstverständlich das Gegenteil von dem, was ihnen geboten war: Sie haßten den toten "Feind", den sie, solange er noch lebte, in ihren Herzen hunderte Male totgeschlagen hatten, sogar noch über Tod und Grab hinaus.
Wie töricht aber meine "Mitgenossen" mit ihrem Angriff auf mich gehandelt haben, geht wohl daraus hervor, daß ich sehr wohl die Möglichkeit gehabt hätte, eine solche Anzeige bei der für sie zuständigen Stelle vorzubringen: Dies wußten sie allerdings nicht.

Meine Eltern waren in unserem Kärntner Sommerfrischeneorte mit einer alten Dame, der Witwe eines reichsdeutschen Obersten bekannt geworden. Der Vater unserer alten Freundin war seinerzeit einer der größten Grundbesitzer jener Gegend gewesen, doch war sein Gut im Laufe der Jahre immer mehr zusammengeschrumpft. Zu unserer Zeit war von dem Besitz nur mehr das Herrenhaus, von den Bauern der Umgebung immer noch das "Schloß" genannt, samt dem zugehörigen Garten übrig.

Die alte Dame hatte drei Kinder, mit denen wir dann auch im Laufe der Zeit bekannt wurden, zwei Töchter und einen Sohn.

Eine der Töchter war mit dem damaligen sozialdemokratischen Bürgermeister von Klagenfurt verheiratet. Ihr Gatte hatte sich als einer der Führer in den Abwehrkämpfen von 1919/20 große Verdienste um das Land erworben. Dennoch und obwohl er in den Kreisen seiner Partei stets zum Frieden geraten hatte, wurde er nach den Februarereignissen des Jahres 1934 von seinem Posten entfernt; Kärnten war eines der Bundesländer, die im Februar 1934 von blutigen Zwischenfällen verschont geblieben waren.

Die andere Tochter hatte einen reichsdeutschen Marineoffizier geheiratet. Dieser wurde nach dem ersten Weltkrieg als Korvettenkapitän in den Ruhestand versetzt. Dann hatte er sich den Nationalsozialisten angeschlossen und in der S.A. eine höhere Führungsposition erklommen. Am 30. Juni 1934 ist er Gott sei Dank mit dem Leben davongekommen, doch landete er mit einem Nervenzusammenbruch im Spital von Mannheim. Auch für einen Seeoffizier, der im ersten Weltkriege dem Tode hunderte Male hat ins Auge blicken müssen, ist es doch eine fürchterliche Nervenprobe, wenn er man erleben muß, daß man eine große Zahl seiner Kameraden und Bekannten von Staats wegen umbringt und sich ihm man die schrecklichen Fragen aufdrängen: Komme ich nun auch noch dran oder nicht ? Haben Sie auf mich vielleicht nur im Augenblick vergessen oder bleibe ich ganz verschont ? Und, wenn sie mich doch noch holen, was wird dann aus Weib und Kind ? Wird man ihnen dann eine Pension zahlen oder werden sie vor dem Nichts stehen"?

Fragen kann man in einer solchen Situation doch niemanden, an

allerwenigsten natürlich die dafür zuständigen Stellen und so ist es kein Wunder, wenn die Nerven eines armen Menschen einer solchen Beanspruchung nicht standhalten.....

Der Sohn der alten Dame endlich hatte vor dem ersten Weltkriege die Offizierslaufbahn gewählt und war nach 1918 in die Gendarmerie übernommen worden. Im Jahre 1934 war er als Gendarmerieoberstleutnant in Villach stationiert und war Stellvertreter des damaligen Sicherheitsdirektors von Kärnten. Bei diesem Herrn hätte ich also eine Anzeige sehr gut anbringen können. Gott aber war mir sehr gnädig und hat mich vor solch einem bösen Wege behütet und bewahrt.

Hingegen habe ich es kurze Zeit später nur zu deutlich zu spüren bekommen, daß mich ein "Weggeführte" aus dem Kreise unserer Leute bei seinen Gesinnungsgenossen wirklich denunziert haben muß. Dieses Erlebnis und die sich daraus aufdrängenden Schlußfolgerungen muß ich nun wohl genau und gewissenhaft in aller Ausführlichkeit schildern. Es soll doch völlige Klarheit herrschen, daß ich hier keine leichtfertigen Beschuldigungen erhebe:

An der im Jahre 1875 gegründeten Franz=Josephs=Universität in Czernowitz gab es neben den Studentenverbindungen der anderen Nationalitäten auch zwei der deutschen Volksgruppe zugehörige Studentenverbindungen - die deutschnationalen Burschenschaften Arminia und Teutonia. Zu den Gründern der Arminia hatte auch meines Vaters älterer Bruder Emil gehört. Auch mein Vater selbst war eine Zeitlang Sprecher der Burschenschaft Arminia gewesen.

Die Arminen hatten im Leben der deutschen Volksgruppe des Buchenlandes stets eine beträchtliche Rolle gespielt. So etwa saßen in dem fünfgliedrigen "Deutschen Volksrat für die Bukowina" der nach dem Zusammenbruch der alten Monarchie im Jahre 1918, als das Chaos im Lande immer größer wurde, die Rumänen ins Land rufen mußte, neben dem damaligen evangelischen Stadtpfarrer von Czernowitz, Dr. Viktor Glondys, dem späteren Bischof der Siebenbürger Sachsen, auch zwei alte Herren der Burschenschaft Arminia Czernowitz. Es waren dies der damalige Reichsratsabgeordnete Dr. Anton Reschmann, später Senatspräsident im Verfassungsgerichtshofe der ersten Republik Österreich, und Dr. Alois Lebouton, Vater des späteren evangelischen Pfarrers von Badgastein und Seniors Ekkehard Lebouton. Auch der 1955 verstorbene evangelische Pfarrer von Baden und Senior des dortigen Bezirkes Robert Fronius, Sohn des ehemaligen Czernowitzer Stadtpfarrers und Seniors der Bukowina Joseph Fronius, war alter Herr der Arminia Czernowitz, ebenso Hofrat Dr. Rudolf Zoffal, langjähriger Pressereferent der Polizeidirektion Wien, der vor einiger Zeit im Alter von 94 Jahren gestorben ist.

Nach 1918 war die Altherrenschaft der Arminia und der Teutonia zum großen Teil aus der Bukowina nach Österreich übersiedelt. Die meisten der alten Herren wurden als Staatsbeamte in den Dienst der ersten Republik übernommen und rückten dort rasch zu einflußreichen Stellungen auf.

Die alten Herren hatten in Wien regelmäßige Zusammenkünfte und die Eltern sahen darauf, daß mein Bruder und ich diese Abende regelmäßig besuchten. Die Herren gaben oft interessante Geschichten aus ihrem Berufsalltag zum besten. Dabei hörte ich ihnen gerne zu, weil ein junger Mensch daraus viel lernen konnte. Der mit dem Besuch eines solchen Abends unweigerlich verbundene Alkoholkonsum war mir allerdings zuwider.

Im Jahre 1935 kam mein Bruder von einem dieser Altherrenabende, den er aus irgend einem Grunde allein besucht hatte, ganz aufgeregt nach Hause.

"Stelle Dir vor", sagte er zu mir, "was mir der alte Herr Lang heute gesagt hat"!

Der alte Herr Lang war Ministerialrat im damaligen Ackerbauministerium. Seiner Gesinnung nach stand er den Nationalsozialisten sehr nahe. Er ist noch vor 1945 einem Unfall zum Opfer gefallen, wobei der damaligen wirren Zeit entsprechend gemunkelt wurde, es sei bei diesem Unfall nicht mit rechten Dingen zugegangen: die einen behaupteten, Herr Lang habe das bittere Ende vorausgesehen und habe deshalb Hand an sich selbst gelegt, die anderen erklärten, er habe seinen Parteigenossen ins Gewissen geredet und sei aus diesem Grunde von ihnen aus dem Wege geräumt worden.

"Nun, was hat Dir denn Herr Lang heute erzählt"? forschte ich. So setzte dann mein Bruder seinen Bericht fort:

"Nicht wahr", so hatte Herr Lang begonnen, "da gibt es doch in Kärnten am Ossiachersee ein evangelisches Ferienheim ? Nicht"?

Mein Bruder mußte diese Frage bejahen. Als Bruder eines aktiven Kreuzfahrers war er ja über Haus Landskron am Ossiachersee hinlänglich informiert.

"Und dort, in diesem Heim", so hatte Herr Lang fortgesetzt, "dort soll es eine komische Figur geben, einen gewissen Reglus. Dieser Mensch soll ungeheuer vaterländisch sein ! Stell' Dir das nur vor ! Das kann, das darf doch nicht wahr sein ! Ich habe es aber dem, der mir das erzählt hat, auch gesagt ! Dein Bruder - ein Neffe unseres unvergeßlichen Mitziu - und vaterländisch ! Das kann es doch nicht geben ! Das ist doch unmöglich"!

In der Bukowina, wo Angehörige aller Völkerschaften des Vielvölkerstaates in buntem Gemisch durcheinander wohnten, waren sie

wische Endungen und Koseformen von Vornamen - also etwa Mitziu statt Emil und Mitzia statt Emilie auch in deutschen Familien, ja sogar unter deutschen Burschenschaftern durchaus üblich.

"Nein, alter Herr, das ist in der Tat ganz unmöglich"! So hatte mein Bruder dem Herrn Ministerialrat geantwortet. Dieser hatte sich dann kopfschüttelnd und anscheinend doch nicht ganz restlos überzeugt wieder entfernt.

"Und so habe ich den alten Herrn wegen Dir angelogen"! stieß mein Bruder am Schluß seines Berichtes hervor. "Nur wegen Dir ! Nur allein wegen Dir ! Du aber höre nun endlich einmal mit Deinem Unsinn auf ! Du wirst uns damit noch alle zugrunde richten"! Mein Bruder war sehr wahrheitsliebend und es ärgerte ihn ungemein, daß er sich dazu verpflichtet gefühlt hatte, um meinetwillen die Unwahrheit zu sagen.

Woher aber hatte wohl der Herr Ministerialrat diese für mich und auch für meinen Bruder so interessante Information erhalten ? Ihr Urheber konnte doch wohl nur im Kreise der Teilnehmer an unseren Landskroner Ferien- und Arbeitslagern zu suchen sein.

Die nationalsozialistische Partei faßte bekanntlich ihre Mitglieder in Fachgruppen zusammen. Herr Lang gehörte durch seine Stellung im Ackerbauministerium sicher der Fachgruppe "Landwirtschaft" an. Unter unseren Leuten aber gab es einige Studenten der Wiener Hochschule für Bodenkultur; die Nationalsozialisten unter ihnen waren doch wohl in derselben Fachgruppe organisiert wie Herr Lang. Die Bodenkulturstudenten waren damals als die allerwildesten unter den Wiener Studenten bekannt. Einmal war damals an jener Hochschule sogar ein Sprengstoffanschlag verübt worden, der großen Sachschaden angerichtet hatte.

"Ewig schad' um das Turmzimmer auf der Boku"! hatte bei dieser Gelegenheit sogar ein Kreuzfahrer vor sich hin gebrummt.

So sind die weiteren Schlußfolgerungen eigentlich recht naheliegend. Selbstverständlich hatte damals noch niemand von uns eine Ahnung davon, was solch ein Tratsch für den Betroffenen später einmal für Folgen hätte haben können. Immerhin aber hätte auch damals schon jeder Kreuzfahrer dafür ein Gefühl haben müssen, daß man mit solcher Nachrede dem "Nächsten", dem "Weggenossen", dem Geführten, mit dem gute Kameradschaft zu halten man einmal feierlich versprochen hatte, nichts Gutes tat.
Nach 1938 haben die Nationalsozialisten bekanntlich eine Kartei der gesamten österreichischen Bevölkerung angelegt. Auf jeden Menschen entfiel ein Karteiblatt, auf dem Anhaltspunkte über nationale Gesinnung und "politische Verläßlichkeit" jedes Einzelnen

aufgezeichnet wurden. Hiefür Material zu liefern, war jedenfalls "sittliche Pflicht" jedes einzelnen Parteimitgliedes.

Vielleicht hat jener Kreuzfahrer, der den Ministerialrat Lang so nett über mich informierte, auch gemeint, er erfülle auf diese Weise eine "sittliche Pflicht".
Auf Grund dieses Erlebnisses habe ich nach dem März 1938 selbstverständlich jederzeit damit rechnen müssen, daß sich die Behörden nun auch für mich interessieren würden. Anscheinend hatte ich jedoch einen besonderen Schutzengel, denn es ist mir nichts Böses widerfahren.

\- - -

Einer der alten Herren, Verkehrsgast der Arminia Czernowitz, war Ruthene von Geburt, hatte sich aber schon in der alten Heimat stets zu den Deutschen gehalten und auch seinen ruthenischen Namen Iwaßjuk in das germanischer klingende "Ingomar" ändern lassen. Er brachte es im Polizeidienst der ersten Republik und des späteren Ständestaates sogar zum Hofrat und war dann bis zum März 1938 Sicherheitsdirektor des Bundeslandes Salzburg. Nach dem Umbruch verlor er diese Stelle natürlich sofort und wanderte in ein Konzentrationslager, was den übrigen alten Herren damals natürlich äußerst peinlich war. Er hatte jedoch Glück und wurde von dort bald wieder entlassen.

Erst vor kurzem habe ich nun aus dem Vorleben dieses Hofrates eine mir vorher unbekannte Einzelheit erfahren: Aus einer südslawischen Schilderung des Attentates von Sarajewo (1914) entnahm ich, daß Ingomar als junger Polizeikommissär dort damals die Attentäter zu verhören hatte. In jenem Buche wird er "Iwaßjuk mit der Hakennase" genannt; an seine charakteristische Nase erinnere sogar ich mich noch von den Altherrenabenden der Arminia her, an denen ich ab 1930 teilnahm. Man kann sich nun leicht vorstellen, daß Ingomar auf Grund seiner Tätigkeit in Sarajewo möglicherweise die Rache eines größeren Personenkreises zu fürchten hatte und daß er sich vielleicht auch aus diesem Grunde zu seinem Namenswechsel entschlossen.

Eine seltsame Fügung aber ist es doch wohl, daß er, der zuerst Menschen zu verfolgen und zu verhören hatte, am Ende seiner Laufbahn nun selber Gefangener und Opfer wurde:

Zuerst hatte e r verhört, dann w u r d e er verhört.

Gott aber war ihm gnädig, sodaß er aus seinem Gefängnis bald wieder freigelassen wurde....

\- - -

20
FÜHRERLAGER 1936

In den großen Sommerferien führten die Kreuzfahrer in Haus Landskron jedes Jahr zwei Bubenlager von je vier Wochen Dauer durch.
Die großen Ferien dauerten aber stets etwas länger als acht Wochen. So konnte man zwischen die beiden Lagerperioden jedes Mal ein paar stille Tage einschieben. Während dieser Zeit wurde das nun fast leer stehende Haus gereinigt und auf die ihm nun bevorstehende neuerliche Beanspruchung vorbereitet.

In der Bundessprache hießen diese Tage die "Zwischeneiszeit". Nun wäre es aber doch schade gewesen, das Haus während dieser Zeit völlig leer stehen zu lassen; so hielt man in diesen Tagen dort das "Führerlager". Alle Kreisführer-und-führerinnen des Bundes versammelten sich also einmal im Jahre in Landskron, um dort wichtige Anliegen und Angelegenheiten der Kreuzfahrer zu besprechen.

Ich selbst hatte nie zu den Kreisführern gehört. Darum hatte ich bisher bei meinen häufigen Besuchen in Landskron die "Zwischeneiszeit" stets gemieden; es sollte niemand auf den Gedanken kommen, ich wolle mich vielleicht dort aufdrängen. Für dieses Jahr 1936 aber hatten meine Eltern eine Reise in die alte Heimat geplant - meine Tante in Czernowitz feierte in diesem September ihre goldene Hochzeit -. So kamen die Eltern heuer auch nicht wie sonst immer nach Kärnten. Ich selbst arbeitete heuer als Ferialpraktikant bei der Bundesbahn und war gerade während der "Zwischeneiszeit" im Kallnitzwerk bei Obervellach tätig. So bot sich mir in diesem Jahre gerade in diesen Tagen die einzige Gelegenheit zu einem Besuche in Landskron und daher hielt ich mich für befugt, diesmal auch während des Führerlagers dort aufzukreuzen.

Prompt fragte mich gleich bei meiner Ankunft einer, der mir besonders übelgesinnt war:

"Ja, was willst denn Du hier ? Bist denn Du ein Führer"?
Ich hatte mich aber bereits beim Lagerführer gemeldet; dieser hatte gegen meine Anwesenheit nichts einzuwenden gehabt. So konnte mich jener freundliche "Willkommgruß" weiter nicht aufregen. Der Sprecher dieser netten Worte war übrigens selber auch kein Führer.

Heuer hatte ich hier noch einen besonderen Anziehungspunkt: Ich hatte angenommen, daß "sie" auch zum Führerlager kommen würde. Noch auf meiner Anreise - diesmal fuhr ich zu Rade von Obervellach nach Landskron, hatte ich darüber Erkundigungen eingezogen und dadurch war meine Vermutung zur Gewißheit geworden.

Von diesem Besuche in Landskron ist mir ein Vortrag, den ich anhören durfte, heute noch in guter und lebendiger Erinnerung.

Einer unserer Theologen referierte über Alfred Rosenberg und kam dabei zu dem Schlusse, daß dessen Lehren widerchristlich seien und daß sie daher von uns abgelehnt werden müßten. In der anschließenden Diskussion versuchten unsere anwesenden Grazer selbstverständlich, ihren Chefideologen zu verteidigen, so gut sie es nur konnten. Einer von ihnen bemerkte sogar, Alfred Rosenberg fände doch sogar recht anerkennende Worte für unseren Herrn und Heiland Jesus Christus. Die Mehrzahl der Versammelten aber doch von dem eben gehörten Vortrage und von den tapferen Schlußfolgerungen des Referenten irgendwie beeindruckt. So beschloß man, diese Stunde ein Bekenntnis ausklingen zu lassen und wählte zum Ausdruck dafür das Lied: "Wenn alle untreu werden, so bleiben wir doch treu..."!

Als das Lied verklungen war und die Versammelten in losen Gruppen das Ganze noch einmal besprachen, hörte ich einige Nichtgrazer die Ansicht äußern, daß wir doch lieber ein anderes Lied hätten wählen sollen. Gerade das von uns gewählte Lied sei doch eigentlich nicht geeignet, das auszudrücken, was wir hatten sagen wollen. Ich konnte ihnen nur recht geben, doch war daran nun nichts mehr zu ändern. Heute aber erscheint mir jenes Lied noch viel fragwürdiger als damals.

"Wenn alle untreu werden, so bleibe ICH doch treu..." so hat doch schon einmal jemand gesprochen, einer, der für das Evangelium viel, viel mehr hat leisten dürfen als wir alle miteinander. Die Bibel aber berichtet uns, wie es diesem dann ergangen ist, ehe der Hahn zweimal gekräht hatte. Schon allein auf Grund dieses biblischen Berichtes müßte doch jeder, der die Bibel ernst nehmen will, gegen solch ein anmaßendes Lied ein gewisses Mißtrauen hegen.
Aber hören wir doch nur ein wenig tiefer in dieses Lied hinein und betrachten die letzte Strophe:

"Ihr Sterne seid uns Zeugen,
Die ruhig niederscheinen!
Wenn alle Brüder schweigen
Und falschen Götzen traun,
Wir wolln das Wort nicht brechen,
Nicht Buben werden gleich,
Wolln predigen und sprechen
Vom heiligen Deutschen Reich!"

....."wenn alle Brüder schweigen und falschen Götzen traun..."
Wer unter diesen falschen Götzen zu verstehen ist, sagt uns der Dichter zunächst nicht, was er aber meint, läßt sich aus dem ganzen Zusammenhang unschwer erraten: Der Dichter beteuert, er wolle sein Wort nicht brechen - o Sein! er will predigen (und sprechen) Wovon aber will er predigen? - vom heiligen Deutschen Reich!!

Fragen wir aber nun den Apostel Paulus, wovon er predigt

so gibt er uns darüber mit aller Deutlichkeit Auskunft:

"WIR ABER PREDIGEN DEN GEKREUZIGTEN CHRISTUS, DEN JUDEN EIN ÄRGERNIS UND DEN GRIECHEN EINE TORHEIT"!

Der Dichter unseres Liedes aber predigt (und spricht) - vom HEILIGEN DEUTSCHEN REICH. Dieses Reich ist also für ihn das höchste Gut, jenes Gut, von dem er predigt. Somit sind für ihn alle, die ihr Vertrauen auf etwas anderes setzen als eben auf dieses Heilige Deutsche Reich, zu Wortbrüchigen geworden, sie sind nun Buben, also Bösewichtern gleich und trauen falschen Götzen !

Und dieses Lied haben nun seit mehr als 150 Jahren Theologen und fromme Laien beider Konfessionen im deutschen Sprachraum immer wieder bei allen möglichen Gelegenheiten gesungen. Anscheinend ist bis jetzt keinem, der dies Lied sang, aufgefallen und zu Bewußtsein gekommen, was hier in Wirklichkeit ausgesagt wird.... Wenn uns damals in Landskron der Teufel zugehört hat, so hat er sich sicher eins gegrinst und sich dabei gedacht:

"Jetzt sind diese Kreuzfahrer wirklich einmal soweit, daß sie ein Bekenntnis ablegen wollen, und da wählen sie sich nun für diesen Zweck gerade ein Lied aus, das ungefähr das Gegenteil von dem aussagt, was sie sagen wollten. Wenn es mir gegeben wäre, würde ich sie bemitleiden"!

In einer seiner letzten Reden vor dem März 1938 hat der damalige österreichische Bundeskanzler die Nationalsozialisten damit geärgert, daß er eben diesen Vers zitierte. Er hat ihn nur ein wenig abgeändert: Statt vom heiligen Deutschen Reiche sprach er vom heiligen Österreich. So tat er eigentlich genau dasselbe wie seine Gegner, nur hatte sein Götze einen anderen Namen als der ihre...

= = =

Bei diesem Besuch in Landskron hatte ich noch ein ärgerliches Erlebnis, das aber dann doch noch einen für mich günstigen Ausgang nahm: Einer derer, die mir besonders übel gesinnt waren, beschimpfte mich im Vorraum des großen Speisesaales vor versammeltem Volke. Ich konnte mich nicht zurückhalten und versetzte meinem Beleidiger einen Stoß, sodaß er gegen die Glastüre des Saales flog. Dabei ging eine der Glasscheiben in Trümmer. Wenn man sich wie mein lieber Vater zu sagen pflegte, im Stadium eines balzenden Auerhahnes befindet, so ist man reizbarer als sonst.

Die Freunde meines Gegners erklärten nun, ich müßte doch jedenfalls die Kosten der zertrümmerten Scheibe ersetzen. Der Lagerführer, dem ich dann die Sache vortrug, erklärte jedoch, ich brauche nichts zu bezahlen. Dies war von ihm eine sehr aufrechte und tapfere Entscheidung. In der damaligen Hierarchie unserer Kirche war nämlich zu jener Zeit der Vater meines Widerpartes der unmittelbare Vorgesetzte

unseres damaligen Lagerleiters in Landskron.

Als ich dann außerhalb des Lagers mein Fahrrad zur Rückfahrt besteigen wollte - auf dem Lagergrund war das Radfahren verboten -, entdeckte ich, daß irgend ein guter Freund etwas daran gemeistert haben mußte, denn dem Hinterrade war die Luft ausgegangen. So schob ich denn zunächst mein Rad mißmutig in Richtung Villach weiter und hatte mich schon mit dem Gedanken abgefunden, mein Fahrzeug nun bis zum nächsten Bahnhof schieben und mit derEisenbahn heimfahren zu müssen, als eine Horde junger Kreuzfahrer zu Rade mit lautem Hallo an mir vorbeifuhr.

Sie gehörten zu jenen Glücklichen, die den ganzen Sommer über im Heim bleiben durften und die man darum auch während der "Zwischeneiszeit" nicht nach Hause schicken konnte. Wahrscheinlich hatten sie zwecks Aufbesserung der Lagerkost einen Verproviantierungsausflug in das nahe gelegene St. Andrä unternommen und befanden sich nun auf dem Heimwege.

Einer der Jüngsten von ihnen blieb bei mir stehen und fragte mich, warum ich denn mein Rad schiebe. Ich sagte es ihm. Er stieg sofort ab, untersuchte mein Vehikel fachmännisch und sagte dann:

"Da hat Dir jemand ein Ventil ausgebaut, ich gebe Dir meines dafür"!

Ich wollte abwehren und gab ihm zu bedenken, daß ja dann er sein Rad würde schieben müssen, er aber antwortete mir nur:

"Ich bin doch auch zu Fuß gleich im Lager, Du aber mußt heute noch weit fahren"!

Ich war über diese unerwartete Hilfe so überrascht, daß ich sogar vergaß, den Kleinen nach seinem Namen zu fragen. Meine Freude über diese mir so rasch, so unerwartet zu Teil gewordene Hilfe war nun viel größer als zuvor der Ärger über den an meinem Fahrrade verübten Bosheitsakt.

Hoffentlich ist der brave Junge dann durch den zweiten Weltkrieg heil und und unversehrt durchgekommen !

\- - -

21
EIN STUDIENKOLLEGE

Wir hatten beide unser Studium der Elektrotechnik im Jahre 1930 begonnen, kamen jedoch erst sechs Jahre später miteinander in näheren Kontakt:

Im Sommer 1936 gingen wir nämlich Beide als Ferialpraktikanten zu den Österreichischen Bundesbahnen und wurden im Juli in das Stubachwerk der Bundesbahn auf dem Enzingerboden bei Uttendorf im Salzburgischen versetzt. Gerade in jenen Tagen brach in Spanien jener schreckliche Bürgerkrieg aus der zweieinhalb Jahre lang wütete und der das Vorspiel für noch schrecklichere Ereignisse in Europa und in der ganzen Welt werden sollte.

Auf dem Enzingerboden hausten wir in 1500 Meter Meereshöhe zwei Wochen lang miteinander in einer Bundesbahnunterkunft und lernten uns so näher kennen. Damals befand sich im benachbarten Kaprunertal noch kein Kraftwerk.

Es stellte sich heraus, daß mein Kollege auch mehrere Kreuzfahrer zu seinen Bekannten zählte. Als er entdeckte, daß auch ich Kreuzfahrer war, glaubte er, auch in mir einen Gesinnungsgenossen gefunden zu haben. Er war dann schwer enttäuscht, als er erkennen mußte, daß unsere Meinungen über gewisse Dinge sehr voneinander abwichen. Ich hatte es nicht zuwege gebracht, ihm etwas vorzuheucheln. Wir sind aber trotz unserer verschiedenen Ansichten doch ganz gut miteinander ausgekommen.

Als ich am 1. April 1938 meine erste Stellung - den ersten Posten nach meinem Studienabschluß - bei Siemens=Schuckert Wien antrat, traf ich ihn in der Straßenbahn. Er war in voller S.A.= Uniform und hatte dasselbe Fahrziel wie ich: Auch er war von der Firma Siemens=Schuckert angestellt worden.

"Nun, Herr Kollege", fragte er mich triumphierend, "was sagen Sie jetzt" ? ! ?

Selbstverständlich mußte ich schweigen. Ich mußte erst die grundstürzenden Ereignisse des 13. März - auch für Österreich waren die Iden des März zu einem Schicksalsdatum geworden ! - innerlich verarbeiten. Außerdem wäre es höchst unklug und unvorsichtig von mir gewesen, wenn ich mich jetzt, knapp zwei Wochen nach dem Umbruch, mit einem Uniformierten in ein politisches Streitgespräch eingelassen hätte.

Im Jahre 1945, nach meiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft, traf ich ihn einmal zufällig auf der Straße. Jetzt war ich boshaft genug, um ihm seine Frage von 1938 zurückzugeben.

"Nun, Herr Kollege, was sagen Sie jetzt"?! fragte nun ich ihn.

Diesmal war er es, der schweigen mußte.

Bei dieser Gelegenheit erzählte er mir von seinen Schicksalen. Man hatte ihm seine Wohnung weggenommen und auch sonst hatte er allerlei Unbill erdulden müssen. Auch seinen Kreuzfahrerbekannten war ähnliches widerfahren.

Allen von diesen Maßnahmen Betroffenen gemeinsam war jedoch die feste Überzeugung, daß ihnen selbst dadurch das allerbitterste Unrecht angetan worden sei, verbunden mit einem völligen Unverständnis dafür, daß die Partei, der ihr Herz gehört hatte, soviel schreckliches Unheil, soviel Elend, Jammer und Not über die Welt gebracht hatte, daß man die harten Vergeltungsmaßnahmen von 1945 und der Zeit danach nur zu wohl begreifen und verstehen konnte. Erfreulicherweise wurden diese Maßnahmen dann später ohnehin gemildert und endlich ganz aufgehoben.

Von 1960 bis 1969 haben wir beide bei derselben Firma gearbeitet. So konnte ich ihn im Sommer 1961 daran erinnern, daß damals gerade 25 Jahre seit unserer gemeinsamen Ferialtätigkeit im Stubachwerk auf den Enzingerboden verstrichen waren.
Die politischen Erinnerungen haben wir bei dieser Gelegenheit aber ruhen lassen.

\- - -

25

"GRENZLAND" - "ARBEIT"

Wenn wir heute von Grenzland sprechen, so denken wir an Teile unseres Staatsgebietes, die in unmittelbarer Nähe der Staatsgrenze oder in geringer Entfernung von ihr gelegen sind also etwa an das Gebiet von Radkersburg in der Steiermark, an die Gegend um Jennersdorf im Burgenlande oder an die Gebiete bei Marchegg oder Laa a.d.Thaya in Niederösterreich, wir denken aber heute immer an Gegenden, die sich INNERHALB der Grenzen unserer Republik befinden.

Vor 1938 war dies nicht der Fall. Das "Grenzland", dessen Bewohner damals unter der Patronanz des Deutschen Schulvereines von den Wiener Kreuzfahrern "betreut" wurden, lag JENSEITS der Grenzen des damaligen Staates Österreich. Es erstreckte sich östlich Bratislava-Preßburg tief in die Slowakei hinein und reichte nach Süden bis zur tschechisch-ungarischen Grenze. Der nördliche Teil dieses "Grenzlandes" lag der polnischen Grenze der damaligen Tschechoslowakei bereits näher als der österreichischen.

Heute weiß ich, daß eine solche Auslegung des Begriffes "Grenzland" an sich schon einen ganz wesentlichen Kriegsgrund darstellt: Wenn wir das Gebiet eines unserer Nachbarstaaten zum Teil als UNSER "Grenzland" ansehen, in dem "WIR" "Arbeiten" dürfen, so meinen wir doch, daß der Nachbar dieses Land eigentlich zu Unrecht besetzt hält und daß dies Land von Rechts wegen uns gehört. Dann warten wir ja nur noch auf die günstige Gelegenheit, die es uns erlaubt, dieses "Unrecht" zu beseitigen und uns das "Unsrige" wieder zu holen. Dann aber bedeutet "Friede" doch nur mehr das Warten auf einen günstig erscheinenden Anlaß, um den nächsten Krieg zu beginnen.

"Die "Grenzlandarbeit" der Kreuzfahrer war eindeutig gegen die Interessen des damaligen tschechoslowakischen Staates gerichtet. Daß sie der Aufmerksamkeit der dortigen Behörden entging und von ihrer Seite keinerlei Gegenmaßnahmen hervorrief, kann man sich wohl nur dadurch erklären, daß die Tschechen diese Tätigkeit einer kirchlichen Jugendbewegung aus einem Staate, dessen Regierung den Nationalsozialisten feindselig gegenüberstand, eben als harmlos und nicht für ihren Staat ungefährlich ansahen.

Die Volksdeutschen aus dem Gebiete, das damals von den Kreuzfahrern "betreut" wurde, haben sicher das Schicksal ihrer Volksgenossen geteilt und sind nach dem Ende des zweiten Weltkrieges aus ihrer Heimat vertrieben worden. In welche Gegenden der Welt mögen wohl die Dorfgemeinden von damals verstreut worden sein ?

Mit welchen Gefühlen mögen diese Vertriebenen wohl heute an ihre alte Heimat und auch an die Kreuzfahrer, von denen sie damals besucht worden sind, zurückdenken ? Wahrscheinlich denken sie auch an uns mit Bitterkeit und sagen sich auch über uns im Stillen :

"Ihr gehört auch zu denen, die damals, in der alten Heimat, zu uns gekommen sind und die uns nichts Gutes gebracht haben"!

Wie die Kreuzfahrer selbst damals diese "Grenzlandarbeit" auffaßten, zeigt am besten ein Gespräch zweier Teilnehmer an solchen Slowakeifahrten, das ich einmal an einem unserer Kreisabende in der Dorotheergasse zufällig mitanhören konnte.

Der Ältere der Beiden - er hatte wohl schon mehrere solche Fahrten hinter sich - gab einem jüngeren Mitarbeiter, der anscheinend zum ersten Male mitfuhr, gute Ratschläge Verhaltensmaßregeln für seine zukünftige Tätigkeit. Dabei berichtete er ihm, es sei jetzt, besonders unter den Katholiken der von den Kreuzfahrern betreuten deutschen Gemeinden in der Slowakei leider eine gewisse Beunruhigung festzustellen; diese sei hervorgerufen und werde weiter genährt durch die gerade jetzt im Deutschen Reiche abrollende Serie von Devisenprozessen gegen katholische Ordensgeistliche. Hier müsse man, so erklärte der Ältere dem Jüngeren, nun ganz bebesonders vorsichtig und behutsam verfahren: Es müßte doch, so meinte er, möglich sein, den Leuten dort klar zu machen, daß man Mönche und Nonnen, die sich gegen die Gesetze vergangen hätten, genau so streng, eigentlich sogar noch strenger bestrafen müßte, als gewöhnliche Menschen bei derselben strafbaren Handlung ....

Unsere "Grenzlandarbeiter" waren also emsigst bemüht, die durch die damals schon bekannt gewordenen Bosheiten der Nationalsozialisten doch schon beunruhigten und aufgescheuchten Gewissen der Slowakeideutschen, so gut sie es nur konnten, wieder einzuschläfern und das hie und da bereits aufflackernde Mißtrauen zu zerstreuen.

Ein von den Kreuzfahrern oft gebrauchter Leitspruch, der auch in vielen Predigten immer wiederkehrte und in Ansprachen abgewandelt wurde, lautete:

"Wir schulden unserem Volke nichts als das Evangelium"!

Am Jüngsten Tage werden uns neben so vielen anderen Menschen auch die von uns "betreuten" Slowakeideutschen fragen :

"Habt Ihr uns wirklich nichts gebracht als das Evangelium oder brachtet Ihr und in Wirklichkeit etwas ganz Anderes"!

= = =

23
GEMEINDEDIENST

Eine Frage, die der Bundesführung der Kreuzfahrer besonders nach 1930 sehr viel Kopfzerbrechen machte, war das Problem der älteren Bundesglieder. Ursprünglich war ja der "B-K" eine Vereinigung von Mittelschülern gewesen. Nun wurden aber im Laufeder Jahre aus diesen Mittelschülern Hochschüler, aus den Hochschülern aber mit der Zeit Hochschulabsolventen und Berufstätige. Was sollte man nun mit diesen im Bunde anfangen ?

Eine begrenzte Zahl von ihnen, vor allem Theologen und Pädagogen, also Menschen, die sich beruflich mit der Jugendarbeit zu befassen hatten, konnte man wohl, solange der Bund wuchs, innerhalb des Bundes mit der Führung neuer Kreise betrauen. Sollte man aber nun die Anderen, denen man aus irgen einem Grunde die Führung eines Kreises nicht anvertrauen wollte, nun einfach gehen lassen, wenn sie ein entsprechendes Alter erreicht hatten ?

Diese Frage machte dem Bunde lange zu schaffen, ohne daß man zu einer befriedigenden Lösung gelangen konnte. Dabei wäre es aber doch leicht gewesen, hier dem Beispiele der Studentenverbindungen aller Weltanschauungsrichtungen zu folgen: Bei diesen werden die "Alten Herren" in eigenen Gruppen zusammengefaßt und nehmen in irgend einer Form am Leben der "Aktivitas" teil. Nunmehr sehen sie ihre Hauptaufgabe darin, den jüngeren Bundesbrüdern, die ihr Studien abgeschlossen haben, den Eintritt in das Berufsleben zu erleichtern, ihnen bei ihren Stellenbewerbungen mit Rat und Tat zur Seite zu stehen und ihnen auch sonst jede Förderung angedeihen zu lassen. Hierher gehören die bösen Worte "Protektion" und "Beziehungen", deren Begriffsinhalte jederman gerne für sich selbst in Anspruch nimmt, bei anderen aber ebenso gerne hart verurteilt.

Das Problem der Älteren und Berufstätigen konnte damals vom Bunde nicht gemeistert werden. So hatte unser Älterenkreis Wien schon seit Beginn seines Bestehens dadurch einen ständigen "natürlichen" Abgang, daß diejenigen seiner Glieder, die aus der Provinz studienhalber nach Wien gekommen waren, nach Vollendung ihres Studiums wieder nach Hause fuhren. Ebenso verließen unseren Kreis natürlich auch Wiener, wenn sie sich nach ihrem Studienabschluß dazu genötigt sahen, einen Posten au erhalb Wiens anzutreten.

Im Studienjahre 1936/37 war es nun auch mit mir soweit, daß mein Studienabschluß in greifbare Nähe rückte: Ich hatte alle vorgeschriebenen Vorlesungen, alle Konstruktions-, alle Laboratori-

umsübungen hinter mich gebracht. Nun fehlten mir nur noch einige kleinere Vorprüfungen für die zweite Staatsprüfung, mit der ich dann mein Studium abschließen konnte.

Gerade zu diesem Zeitpunkte aber war man der Bundesführung eine Möglichkeit eingefallen, die dem Kreisbetrieb entwachsenen Älteren des Bundes "nutzbringend" einzusetzen.

Wie in allen unseren Großstadtgemeinden herrschte auch in jener Gemeinde, die vor etwa zehn Jahren unserem Bunde ein Jugendheim eingerichtet hatte, die Hausbesuchsnot. Bekanntlich bilden Hausbesuche bei den Gemeindegliedern einen wichtigen Teil der seelsorgerlichen Tätigkeit jeden Pfarrers. Wenn aber man eine Großstadtpfarre/vielleicht 4000 Familien zu betreuen hat, so käme der Pfarrer, wenn er sie alle besuchen wollte, damit in einem Jahre, wie man sich leicht ausrechnen kann, etwa einmal durch, wie man sich leicht ausrechnen kann. Ihm bliebe dann keine Zeit für irgend eine andere Tätigkeit, denn das Jahr hat nur 8760 Stunden.

Zudem verfügte jene Gemeinde damals nur über eine alphabethische Namenskartei ihrer Glieder. So kam es nur zu oft vor, daß man nach Erledigung eines Hausbesuches daraufkam, daß in der unmittelbaren Nachbarschaft, oft sogar im selben Hause weitere Gemeindeglieder wohnten, deren Besuche man gleich in einem hätte erledigen können, so man dies gewußt hätte. Diesem Übelstande wollte man jetzt durch Anlegen einer Haus- und Straßenkartei abhelfen. In diese sollten die Gemeindeglieder - nach Häusern und Gassen geordnet eingetragen werden. Die Älteren unseres Bundes aber waren nun dazu ausersehen, diese Kartei anzulegen, eine Tätigkeit, die notfalls auch ein Hauptschüler hätte durchführen können. Eigentlich wäre sie wohl in den Amtsbereich des Küsters gefallen. Dieser war jedoch, so sagte man uns, mit anderen dringenden Arbeiten derart überhäuft, daß er bis jetzt nicht dazugekommenwar, sich damit zu beschäftigen. So sollten also wir hier einspringen.

Als diese Angelegenheit im Frühjahr 1937 aktuell wurde, war ich mit meinem Studium soweit, daß ich merkte, bis zum Sommertermin würde ich meinen Abschluß unmöglich schaffen, ihn aber zum Novembertermin auf jeden Fall zuwegebringen. So stand ich vom Studium her unter keinerlei Zeitdruck.

Eine geheime Hoffnung hatte ich noch, als ich mich zu dieser Schreibertätigkeit bereitfand: Ich hoffte, daß durch den damals wie immer sehr regen Bundestratsch auch "sie" von dieser meiner Arbeit erfahren würde, und gedachte, bei ihr dadurch Eindruck zu schinden. So wanderte ich denn in diesem Frühjahr Samstag für Samstag vormittags in unser Jugendheim in der Dorotheergasse und arbeitete bis

mittags dort an der Kartei. Mein Freund Rudi, der sich mit seinem Studium in einer ähnlichen Lage befand wie ich, unterstützte mich dabei. Ob auch ihn ein ähnliches verborgenes Motiv dazu trieb wie mich, habe ich ihn nicht gefragt.

Aus dem Hinterzimmer des Jugendheimes ertönte häufig das Klappern der Bundesschreibmaschine. Dort erledigte eine Kreuzfahrerin, die Tochter eines Hietzinger Fabrikanten - wahrscheinlich ebenfalls gratis - Schreibarbeiten für die Bundesführung. Bei dieser Tätigkeit leistete ihr der jüngste Sohn des Pfarrers häufig Gesellschaft; aus den Beiden ist später ein Paar geworden. Wenn dieser Jüngling durch unser Zimmer nach rückwärts ging, so sagte er stets mitleidig-herablassend:

"Aha ! Der Gemeindedienst"!

Wahrscheinlich hielt er mich für ungeheuer geistig minderbemittelt, weil ich mich für solche Arbeiten verwenden ließ. Wie hätte er erst gelacht, wenn er mein verborgenes Motiv gekannt hätte !

An einem der Samstage hörte ich aus dem Nebenzimmer Gepolter. Selbstverständlich ging es mich nichts an, was dort vorging. Anscheinend hatte es zwischen der Fabrikantentochter und ihrem Gesellschafter eine kleine Balgerei gegeben. Ich vermute, er wird den Versuch gemacht haben, sie zu küssen und sie hat sich anstandshalber dagegen gesträubt. Im Zuge dieser Begebenheiten aber passierte - ein Unfall: Die Beiden warfen ein Tintenfaß um, dessen Inhalt sich über meine sauber geschriebenen Karteiblätter ergoß, die man unglückseligerweise gerade dort auf dem Tische abgelegt hatte.

Der damalige Vikar des Pfarramtes - auch ein Kreuzfahrer - hätte es nun außerordentlich gerne gesehen, wenn ich diese verunglückten Karteiblätter nun noch einmal geschrieben hätte. Ich sträubte mich aber beharrlich dagegen. Die Blätter waren keineswegs völlig verdorben. Die Adressen auf ihnen waren sogar noch durchaus lesbar. Sehr anziehend allerdings sahen die Dinger nun nicht mehr aus. Wäre vielleicht einmal der gestrenge Herr Senior auf den Gedanken gekommen, die Kartei zu inspizieren, so hätte er wohl gefragt, wie denn diese häßlichen Tintenkleckse entstanden seien .... Meinem Empfinden nach hätten die beiden Missetäter korrekterweise den Schaden wieder gut machen und die besudelten Blätter selber neu schreiben müssen. Solch eine Gemeinschaftsarbeit wäre ihnen doch wohl zuzumuten gewesen.

Schließlich hat sich dann doch der Küster selbst der Sache erbarmt und die verunzierten Blätter neu geschrieben. Dadurch erregte er in meinem mißtrauischen Gemüte den Verdacht, daß er bei einigem guten Willen vielleicht doch auch die Zeit für das Schreiben der

Gesamtkartei hätte erübrigen können.
Mein "Gemeindedienseifer" ist durch dieses Erlebnis natürlich in keiner Weise gewachsen. Mit den Sommerferien 1937 fand diese Tätigkeit für mich ohnehin ihr Ende. Nun hatte ich alle Vorprüfungen hinter mich gebracht und mußte mich dann mit aller Energie auf die mein Studium abschließende zweite Staatsprüfung vorbereiten. Zu dieser wollte ich im November antreten.

Heute, 45 Jahre danach, möchte ich nun wirklich gerne wissen, ob unsere damalige Gemeindediensttätigkeit überhaupt einen Sinn gehabt hat. Konkret wüßte ich also gerne, wieviele zusätzliche Hausbesuche seit 1937 durch unsere damalige Schreiberei ermöglicht worden sind. Ich wüßte also gerne, wie oft während dieser 45 Jahre ein Geistlicher jener Gemeinde vor Beginn seiner Besuchsgänge unsere Kartothek zu Rate gezogen hat und wieviele zusätzliche Hausbesuche daraufhin durchgeführt werden konnten, die sonst hätten unterbleiben müssen. Ich wüßte weiter gerne, ob die Zahl dieser zusätzlich ermöglichten Hausbesuche zu der Zeit, die wir zum Umschreiben der Karteiblätter verwenden mußten, in einem irgendwie vertretbaren Verhältnis steht ....

- - -

24

"WACH AUF, WACH AUF, DU DEUTSCHES LAND"!

Am 20. Februar 1938 hielten die Kreuzfahrer in einem Festsaal der Wiener Hofburg ihre Fünfundzwanzigjahrfeier. Der Bund zählte damals im ganzen Staatsgebiet von Österreich an die 1700 Mitglieder in mehr als 100 Kreisen.

Dies waren wohl stolze Zahlen, an denen man sich beinahe berauschen konnte. SIEBZEHNHUNDERT ! Wieviele von diesen Bundesangehörigen ihre Zugehörigkeit zum Bunde nur als ein Aushängeschild zum Verbergen ganz anderer Tätigkeiten ansahen, konnte natürlich keine Statistik aussagen. Dies wird uns allen erst "HERNACH" gesagt werden. Die bereits aus dem Bunde ausgetretenen Grazer konnten wohl in diesen Zahlen nicht mehr enthalten sein. Sie hatten durch ihren Austritt sogar auf das Aushängeschild verzichtet. Wahrscheinlich glaubten sie, es nun nicht mehr zu benötigen.

Niemand konnte jedoch damals ahnen, daß diese Feier in der Hofburg nun für lange Zeit die letzte Kreuzfahrerveranstaltung überhaupt bleiben sollte. Drei Wochen später verschwand nämlich der damalige Staat Österreich von der Landkarte Europas und damit hatte dann auch die Tätigkeit des Kreuzfahrerbundes ihr vorläufiges Ende gefunden.

Darüber, daß sich in jenen Tagen etwas vorbereitete, war sicher mancher Kreuzfahrer besser unterrichtet als ich. Ich erinnere mich noch deutlich daran, daß an diesem Abend einer aus unserem Ältenkreise- wir kannten uns damals schon seit fünfzehn Jahren und hatten miteinander nie einen Streit gehabt - meine ihm zur Begrüßung entgegengestreckte Hand geflissentlich übersah. Wahrscheinlich wollte er jetzt nichts mehr zu tun haben.
Auch "sie" war an jenem Abend in der Hofburg; bei dieser Gelegenheit sah ich auch sie für länger als ein Jahr zum letzten Male. Im Rahmen jener Feierstunde sang ein Kreuzfahrerchor das Lied:

"Wach auf, wach auf, du deutsches Land...."!

Dieses Lied von Johannes Walther aus dem 16. Jahrhundert war damals gerade unter uns bekannt geworden. Das Lied gefiel in jenen Tagen manchem Kreuzfahrer sicher nur aus dem Grunde so gut, weil er sich "Deutschland erwache"! denken und dabei "Wach auf, wach auf, du deutsches Land"! singen konnte. So brauchte er nicht zu befürchten, mit der Polizei in Konflikt zu kommen, die sicher eingeschritten wäre, wenn jemand den nationalsozialistischen Schlachtruf "Deutschland erwache"! damals in der Öffentlichkeit ausgestoßen hätte.

Das Lied von Johannes Walther aber war damals mehr als 350 Jahre alt und, was sich einer dabei dachte, wenn er es sang, konnte ja niemand nachweisen.

Erschütternd ist es aber, mit den Erfahrungen von heute besonders eine Strophe jenes Liedes von damals zu betrachten. Sie lautet:

Wach auf Deutschland, s'ist hohe Zeit,
Du wirst sonst übereilet.
Die Straf' Dir auf dem Halse leit, (leit = alte Form
Wenn' sich gleich jetzt verweilet. von"liegt").
Wohlan, die Axt ist angesetzt
Und auch zum Hieb sehr scharf gewetzt.
Was gilts, ob sie Dein fehlet

Die Kreuzfahrer, die diesen Vers sangen, umschrieben mit diesen Worten die damalige Lage des deutschen Volkes nur zu genau. Damals w a r die Axt angesetzt; sie war auch schon s e h r scharf zum Hiebe gewetzt !

Hätten sich die Menschen damals besonnen, so wäre es vielleicht auch zu diesem Zeitpunkte noch möglich gewesen, all das Unheil zu verhüten, das nachher über die Welt gekommen ist. Was aber die Menschen zu jener Zeit WIRKLICH taten, war nur dazu angetan, um diese "Axt" womöglich noch mehr zu schärfen und ihren Hieb nur JA recht wirkungsvoll und verderbenbringend zu machen. So stürzte dann die Welt in den Abgrund ...

Im 16. Jahrhundert, als das Lied entstand, war der Augsburger Religionsfriede gerade einige Jahre in Kraft. Seine Kompromißformel "Cujus regio, illius religio"! hatte keine der beiden streitenden Parteien so recht zufriedengestellt. So begann nun eine etwa 60 Jahre währende Periode von kaltem Kriege: Jede der beiden Parteien sammelte ihre Kräfte für die kommende Auseinandersetzung, bis es schließlich im Jahre 1618 zur Katastrophe kam ....

Auch damals war also bereits "die Axt angesetzt", sie war auch "zum Hiebe sehr scharf gewetzt". Auch damals taten die Menschen in ihrer Kurzsichtigkeit alles, was sie nur konnten, um die Schneide dieser "Axt" ja recht zu schärfen. Das Ende war der Dreißigjährige Krieg, in dem das deutsche Land und dabei besonders die Länder der Evangelischen so schrecklich verwüstet wurden. Ein Fünftel des Volkes hat damals den Krieg überlebt ....

Wir Menschen von 1938 waren mithin nicht um ein Haar besser oder klüger als unsere Ahnen in der Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege; wir hatten aus dem eindringlichen Anschauungsunterrichte der Weltgeschichte genau so wenig gelernt sie sie, obwohl wir von ihr drei Jahrhunderte mehr überblicken konnten als unsere Vorfahren ....

= = =

25

DIALOG MIT DEM RABBINER

Schüler: Rabbi, kann JEHOVA Steine machen ?
Rabbi: Gewiß kann ER es.
Schüler: Kann ER aber auch große Steine machen ?
Rabbi: Natürlich.
Schüler: Kann ER aber auch sehr große Steine machen ?
Rabbi: Ja, ER kann auch sehr große Steine machen.
Schüler: Kann ER aber die Steine, die ER macht, auch aufheben ?
Rabbi: Ja, ER kann diese Steine auch aufheben.
Schüler: Kann ER aber auch so große Steine machen, daß ER sie nicht mehr aufheben kann ?
Rabbi: ? - ? - ?

Ich weiß nicht, aus welcher Quelle dieses Gespräch mit dem Rabbiner stammt: vielleicht ist es dem Talmud entnommen. Über dieses Gespräch führte einmal ein Kreuzfahrerführer mit einem Mitgliede unseres Ältestenkreises in meiner Gegenwart eine lebhafte Debatte.

Zu welchem Schlusse die Beiden dann gekommen sind, weiß ich heute nicht mehr. Die messerscharfe Logik dieses Dialoges war ihnen Beiden wohl irgendwie verdächtig. Vielleicht erblickten sie in diesem Dialog, in welchem der Mensch sogar die Fähigkeit bekundet, die Allmacht Gottes wegzudisputieren, eine besonders eindrucksvolle Manifestation des "zersetzenden jüdischen Geistes".

Rückschauend muß man wohl sagen, es wäre besser gewesen, die Kreuzfahrer hätten sich, statt ihren Witz an solchen theologischen Problemen und Spitzfindigkeiten zu versuchen, mehr mit den Steinen auf den Wegen dieser Welt beschäftigt. Über diese sind viele von ihnen gestolpert und hätten bei entsprechendem Nachdenken - vielleicht doch manchen von ihnen ausweichen können ....

- - -

26
DAS LÄHMENDE ENTSETZEN

In dem Ullstein-Büchlein "Protestantismus heute" schreibt im Rahmen eines kurzen Rückblickes auf die jüngste Geschichte der evangelischen Kirche Österreichs einer unserer führenden Theologen von dem lähmenden Entsetzen, das gerade die Ernstesten unserer Evangelischen ergriff, als sie nach dem Anschluß von 1938 allmählich die immer deutlicher und unverhüllter hervortretenden antichristlichen Züge der nationalsozialistischen Herrschaft und ihrer Vertreter erkennen mußten.

Lähmendes Entsetzen ?! ? Wie war so etwas möglich ?

Unsere Kirche in Österreich stand doch seit jeher mit ihrer Mutterkirche im Lande der Reformation in dauerndem Kontakt und in engster Verbindung. Wohl konnten die Führer der Evangelischen Kirche Deutschlands seit Pfingsten 1933 infolge der Tausendmarksperre und anderer Behinderungen nicht mehr so wie früher nach Österreich fahren, für Vertreter unserer österreichischen Kirche jedoch unterlag die Einreise in das Dritte Reich nicht den geringsten Beschränkungen: Ungehindert konnten sich unsere Leute jederzeit an Ort und Stelle davon überzeugen, mit welchen Schwierigkeiten auch unsere Brüder im Staate Adolf Hitlers zu ringen hatten. Die Ergebnisse solcher Beobachtungen hätten unserer Kirchenleitung doch ein klares, von jeder Illusion freies Bild der tatsächlichen Lage in unserem Nachbarlande geben müssen.

Sicher hätte man es nicht wagen dürfen, über solche Beobachtungen und die sich aus ihnen ergebenden Schlüsse nun in aller Öffentlichkeit zu reden. Unsere Kirche in Österreich war schon seit eh und je eine arme Kirche gewesen, die stets auf die Geldmittel angewiesen war, die ihr unsere Glaubensbrüder aus dem Deutschen Reiche zur Verfügung stellten.

Diesen Geldstrom hätten - nach 1933 - die neuen Machthaber wohl mit einem Federstrich zum Versiegen gebracht, wenn man über gewisse Dinge nun allzu offen geredet hätte. Das noch aus der "Systemzeit" stammende Devisengesetz gab ihnen die Handhabe dazu und sie hätten diese Waffe sicher ohne Zögern angewendet.
So mußte man wohl in der Öffentlichkeit schweigen. Dieses Schweigen aber hätte doch nie und nimmer dazu führen dürfen, daß man jetzt selber die Dinge nicht mehr so sah, wie sie nun leider einmal waren, sondern sich in Illusionen versenkte, aus denen man dann durch die rauhe Wirklichkeit jäh aufgeschreckt wurde. Durch eine vorsichtige Aufklärung der ernsteren Gemeindeglieder und deren taktvolle

, rechtzeitige und behutsame Heranführung an die nun einmal gegebenen Tatsachen hätte man bei ihnen das lähmende Entsetzen nach 1938 wohl vermeiden können.

Hier kann ich nur meine eigenen Erlebnisse sprechen lassen: Daß mich die Firma Siemens-Schuckert im Mai 1938 aus Wien in ihr Nürnberger Werk versetzte, daß ich dort in der Arbeitervorstadt Steinbühl Wohnung nahm und am ersten Sonntag in der Fremde gerade in die Christuskirche ging, das waren - menschlich gesehen - sicher alles Zufälle. Ebenso hätte mich die Firma in ein anderes ihrer Werke versetzen können, dann wäre ich vie leicht in eine andere Stadt gekommen; aber auch in Steinbühl hätte ich eine andere Kirche aufsuchen können.

Schon beim ersten Gottesdienst, an dem ich dort teilnehmen durfte, fiel mir im allgemeinen Kirchengebet der Satz auf:

...."wir bitten Dich, Herr, für unsere Brüder, die um ihres Glaubens und des Evangeliums willen Verfolgung leiden und in den Gefängnissen sitzen..."!

Im Juni 1938 hörte ich dann in der dichtgefüllten Lorenzkirche zu Nürnberg eine Predigt des damals "mit Gauverbot belegten" also landesverwiesenen sächsischen Superintendenten Hugo Hahn aus Dresden. Schon der Predigttext - dem Brief des Apostels Paulus an die Gemeinde zu Philippi entnommen, ließ den Zuhörer aufhorchen:

...."ICH LASSE EUCH ABER WISSEN, LIEBE BRÜDER, DASS, WIE ES UM MICH STEHET, IST FÜR MEHR ZUR FÖRDERUNG DES EVANGELIUMS GERATEN ..... UND VIELE BRÜDER IN DEM HERRN SIND DESTO KÜHNER GEWORDEN, DAS WORT ZU REDEN OHNE SCHEU...."

Da fühlte es doch ein jeder - diese Worte sind lebendige Gegenwort, sie gelten jetzt und hier genau so wie damals vor fast 1900 Jahren, als sie der Apostel aus seinem Gefängnis in Rom an die verfolgte Gemeinde in Makedonien schrieb.

Und, wenn der Prediger dann von der Bedrängnis der unter seiner Leitung stehenden Kirche Sachsens berichtete und von den Verfolgungen, denen sie damals ausgesetzt war, dann mußte doch jeder Zuhörer merken, worum es hier ging. Wenn er dann nicht seine Ohren mit Gewalt verschloß, wenn er nicht taub und blind war, so mußte doch eine einzige derartige Predigt vollauf genügen, um jeden, der sie hörte, ganz und gar darüber ins Bild zu setzen, was im Dritten Reich gespielt wurde ! Taub und blind !

Blind, taub und stumm ! In den ersten Monaten nach der "Befreiung" kursierte in Österreich ein nettes Verslein, das man jedoch nur solchen Menschen ins Ohr flüstern durfte, deren man absolut sicher war. Das Verslein entstammte der Poesie des einfachen Volkes. Sein Dichter hatte in der damaligen Zeit wohl das bren-

nendste Interesse daran, daß sein Name nicht in die Öffentlichkeit drang. Das Verslein lautete:

Lieber Herrgott, mach mich blind,
Daß ich alles herrlich find'!
Lieber Herrgott, mach mich taub,
Daß ich dem Führer alles glaub'!
Lieber Herrgott, mach' mich stumm,
Daß ich nicht nach Dachau kumm'!
Und, bin ich blind und taub und stumm zugleich,
Dann paß' ich gut ins Dritte Reich !

Es gab, Gott sei Dank, noch so manche Kirche im damaligen "Altreich", in der auch noch im Jahre 1938 das Evangelium so gepredigt wurde wie in der Christuskirche zu Steinbühl und es gab nach dem März 1938 viele Glieder unserer österreichischen Gemeinden, die in das Altreich fuhren, um, nachdem der Traum ihrer Sehnsucht - der Anschluß - in Erfüllung gegangen war, nun auch das Land ihrer Sehnsucht von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Hätte die Ernsteren von ihnen ihr Weg auch nur ein einziges Mal in einen Gottesdienst wie den oben geschilderten geführt, so wäre ihnen später das lähmende Entsetzen wohl erspart geblieben.

In den letzten Augusttagen des Jahres 1938 predigte einmal der Rektor der Evangelischen Anstalten von Neuendettelsau bei Ansbach als Gast in der Christuskirche zu Steinbühl. Eine Stelle seiner Predigt ist mir dem Sinne nach bis heute in Erinnerung geblieben. Sie lautete:

...."es gibt ein scheußliches Untier, das nennt sich Euthanasie, die schmerzlose Tötung. Und es ist uns, als kröche dieses Ungeheuer langsam auf uns und auf die uns anvertrauten Kranken zu. Wir aber wissen, daß geschrieben steht: "DU SOLLST NICHT TÖTEN"! und über diesen Punkt gibt es mit uns kein Debattieren"!

Diesen tapferen Mann erfüllte beim Anblick des scheußlichen Ungeheuers, das er damals auf seine Gemeinde zukriechen sah, KEIN lähmendes Entsetzen; er brachte es sogar zuwege, die Seinen treu zu warnen, und er bekämpfte das Untier mit jenen Waffen, die ALLEIN zu gebrauchen ihm aufgetragen war, nämlich mit dem Worte Gottes. Es steht auch in der Bibel nirgends zu lesen, daß die Gemeinde Gottes je einmal von lähmendem Entsetzen erfüllt gewesen wäre, obwohl sie wahrlich oft genug begründeten Anlaß dazu gehabt hätte. Nicht einmal der Apostel Petrus wurde jemals - nicht einmal im traurigsten Augenblicke seines Lebens - von lähmendem Entsetzen gepackt. Als der Hahn zum dritten Mal krähte, brachte der Apostel noch immer die Kraft auf, den Schauplatz seiner Tat zu verlassen und sein Herz der Reue zu öffnen: ER GING HINAUS UND WEINTE BITTERLICH.

Im Herbst 1930 erzählte einmal im Älterenkreise Wien einer u

serer Medizinstudentenein Erlebnis aus einer seiner Vorlesungen: Da hatte der Herr Professor seinen Hörern einen Kretin vorgeführt, der überhaupt nur durch tägliche Zufuhr von Medikamenten am Leben erhalten werden konnte. Im Anschluß an dieses Beispiel hatte der Herr Professor dann die Frage aufgeworfen, ob man nicht besser täte, solch ein armes Menschenwesen mittels einer Injektion ins Jenseits zu befördern .....

Wenn es auch dem behandelnden Arzt in einzelnen Grenzfällen als ein Akt der Barmherzigkeit erscheinen mag, die Qualen eines armen Menschen, dem er nicht mehr helfen kann, abzukürzen, so müßte sich eigentlich jeder Jünger des Äskulap darüber im Klaren sein, auf welch einen gefährlichen Weg er sich da begibt. Wo dieser Weg dann endet, vermochte im Jahre 1930 auch die Wissenschaft nicht vorauszusehen. Das haben wir erst später schaudernd miterleben müssen.

Der Drache Euthanasie ist also schon lange vor 1933 in den Hirnen auch unserer österreichischen Universitätsprofessoren gezeugt worden, er ist lange vor 1933in den Hörsälen auch unserer Wiener Universität aus dem Ei gekrochen und hatte bereits um 1930 eine respektable Größe erreicht. Seine verderbliche Tätigkeit begann er allerdings erst später. Als man um 1940/41 auch bei uns in Österreichüber die Euthanasie zu munkeln begann, war mir der ganze Fragenkomplex schon von meinem Nürnberger Aufenthalte her bekannt. Damals wollten es viele Menschen bei uns zunächst überhaupt gar nicht glauben.

Auch mein lieber Vater sträubte sich lange dagegen. Ihm als Richter war es wohl besonders peinlich, einem Staate dienen zu müssen, der unschuldige Menschen auf Grundärztlicher Atteste von Amts wegen umbringen ließ. Dann aber hatte Vater Prozesse zu entscheiden, an denen auch Geisteskranke beteiligt waren. Auch ein Geisteskranker ist ja durch seinen Rechtsvertreter vor Gericht genau so handlungsfähig wie ein normaler Mensch. Ersuchte aber nun das Gericht die Anstalt, in der der Betreffende betreut wurde, um eine Auskunft über ihn, oder wollte man eine Einvernahme durchführen, was auch bei Irren bestimmten Voraussetzungen möglich ist, so lautete etwa von 1940 an die Auskunft, die man dann erhielt, immer häufiger:

"Pflegling X. ist ins Altreich in die Heilanstalt Y. überstellt worden"!

Fragte aber das Gericht nun bei der genannten Heilanstalt des Altreiches an, so lautete etwa ab 1940 die Auskunft regelmäßig:

"Pflegling X. ist an Lungenentzündung verstorben"!

Nachdem Vater diese Auskunft mehrere Male erhalten hatte - in all

Fällen hatte es sich um jüngere, körperlich durchaus rüstige Personen gehandelt und - seltsamerweise wurde jedes Mal die gleiche Todesursache angegeben - konnte auch er nicht mehr daran zweifeln, daß an den Gerüchten, die damals umgingen, doch etwas Wahres daran sein müsse.

Im August 1938, als jener tapfere Prediger die Gemeinde Steinbühl so treu warnte, ahnte jedenfalls bei uns in Österreich noch kein Mensch auch nur das Geringste von dem, was da auf uns zukam.

Sogar unsere Kirche befand sich damals noch nicht einmal im Stadium des "lähmenden Entsetzens", im Gegenteil - alles war voll froher Hoffnung und jubelnder Zustimmung, in gespanntester, freudiger Erwartung.

Eine unserer Wiener Gemeinden wollte damals einen neuen Kirchbau beginnen. Bauplatz und baureife Pläne waren vorhanden, das für den Bau notwendige Geld gedachte man im Altreich aufzutreiben, sogar die Glocken der neuen Kirche sollten von dorther geliefert werden. Die neue Kirche sollte den Namen - "Befreiungskirche" - erhalten. Die verfolgten Brüder im Altreich hätten also hier eigentlich durch ihre Spenden den Beweis dafür liefern sollen, daß es bei ihnen mit der Verfolgung doch in Wirklichkeit gar nicht so schlimm stehe .....

Noch lange nach dem Kriege trauerten prominenteste Glieder dieser Gemeinde jener Kirche nach, deren Bau dann durch den Kriegsausbruch verhindert worden ist. Dabei bedachten sie anscheinend nicht, welchen Schaden dieses Bauwerk schon allein durch seinen Namen "Befreiungskirche" nach 1945 unserer ganzen Landeskirche hätte zufügen können.

Wir alle sollten wohl Gott danken, daß ER es in seiner Gnade nicht zuließ, daß diese "Befreiungskirche" je das Licht der Welt erblickte. Schon allein ihr Name wäre ja eine Unwahrheit gewesen. Und wir sollten IHM dafür danken, daß ER es fügte, daß in jener Gemeinde auf dem dafür vorgesehenen Platze lange nach dem Kriege die neue Pauluskirche errichtet und im November 1976 eingeweiht werden konnte.

Das lähmende Entsetzen aber hat für viele von uns erst im Jahre 1945 angefangen und ist in den Jahren danach nur zu bald wieder in Vergessenheit geraten.

- - -

27

DIE HEIMKEHR

Unsere Einheit war am 10. April 1943 noch zeitig in der Frühe am Ufer des Commacchiosees - nördlich Ravenna - von den Engländern gefangen genommen worden. Der Feind war mit Schwimmpanzern über den See gekommen und hatte anscheinend durch dieses Manöver unsere örtliche Führung überrascht.

Unsere Division bestand zum größten Teil aus Elsässern, aus Polen aus der Gegend von Kattowitz und aus Österreichern. "Beutedeutsche" nannte uns der Soldatenwitz. Zu diesen kam dann noch eine geringe Anzahl von Rheinländern aus dem Ruhrgebiet, aus der Gegend um Essen und Duisburg. Viele der Polen und Elsässer hatten in diesem Kriege bereits gegen Deutschland gekämpft, aber auch bei den Rheinländern war der Kampfwille, wenn er ja vorhanden gewesen, in der letzten Zeit auf den Nullpunkt gesunken. Sogar mein Feldwebel, der aus der nordöstlichen Ecke von Niederösterreich stammte, hatte vor Kurzem gesagt:

"Wenn die Russen in meinem Heimatdorf stehen, so ist für mich der Krieg zu Ende"!

So wie er dachten wohl die meisten Angehörigen unserer Einheit.

Die Truppen, die uns gefangennahmen, gehörten einer neuseeländischen Division an. Sie behandelten uns menschlich und taten uns nichts zuleide. Wir waren ja weder Fallschirmjäger, noch Panzerschützen, auch gehörten wir weder zur S.S., noch sonst zu einer beim Feinde besonders verhaßten Truppe, wir waren nur einfache Infanteristen oder Jäger.

Man verfrachtete uns in die Schwimmpanzer und schaffte uns über den See. Dann ging es weiter, von einem Durchgangslager in das nächste, bis wir endlich im "Camp 209" bei Neapel, am Fuße des Vesuvs ankamen. Dort verblieben wir einige Monate. Von daheim und von unseren Angehörigen wußten wir nichts.

Noch am letzten Tage, bevor wir an die Front abgingen, hatte ich einen vom 15. März datierten Brief meines Vaters aus Wien erhalten. Aus den Heeresberichten wußten wir, daß die Kriegsfurie auch über unsere Heimat hinweggegangen war; so konnten wir uns lebhaft vorstellen, wie es jetzt daheim aussehen mußte.

Nach der Gefangennahme hatte man uns Österreicher sofort von den Reichsdeutschen getrennt und in gesonderten Lagern untergebracht. Nach der Kapitulation hatten die Sieger das ehemalige "Altreich" ebenso wie die frühere "Ostmark" in vier Besatzungszonen ge-

teilt. So teilte man also auch die Kriegsgefangenen aus Österreich nach den Besatzungszonen, in denen ihre Heimatorte lagen, in vier Gruppen, die nach den ersten vier Buchstaben des Alphabethes - A, B, C und D benannt wurden. Wien wurde in den ersten Monaten nach dem Waffenstillstand nur von den Russen allein besetzt gehalten, so rechnete man uns Wiener zusammen mit den Gefangenen aus Niederösterreich, dem Mühlviertel und dem Burgenlande zur Gruppe der "C"-Leute.

Allgemein ging das Gerücht, daß man uns bald entlassen werde. Im August wurden dann zuerst die in den drei westlichen Besatzungszonen Beheimateten, also die "A","B" und "D"-Leute entlassen; wir "C"-Leute mußten noch warten. Um Mitte September wurden dann auch wir einwaggoniert und nach Norden verfrachtet. Zunächst ging es bis Rimini, wo sich damals ein großes Entlassungslager befand. Von hier aus wurde dann jeden zweiten Tag ein großer Heimkehrertransport - mehr als 1000 Mann - abgefertigt.

Gegen Ende des Monates war es dann auch mit uns soweit:

Am Abend des 29. September durften wir die für uns bereitgestellten Waggons besteigen und bald nach dem Einbruch der Dunkelheit setzte sich unser Transport in Bewegung. Der Zug fuhr mit mäßiger Geschwindigkeit; das italienische Eisenbahnnetz war ja durch die Kampfhandlungen völlig zerstört und seitdem erst notdürftig wiederhergestellt worden.

Spät in der Nacht gab es in einer Station längeren Aufenthalt. Ich spähte durch das vergitterte Fenster unseres Waggons und entdeckte auf einem der Gebäude da draußen die Aufschrift: "Udine". Wir waren also gar nicht mehr weit von der Österreichischen Grenze entfernt. Dann muß ich wohl eingenickt sein. Als ich wieder hochfuhr, merkte ich an den Kurven der Strecke, daß wir uns schon tief im Gebirge befinden mußten.

Draußen graute schon der Morgen. Wieder spähte ich durchs Fenster. Ein kleines Stationsgebäude huschte vorbei. "Venzone" vermochte ich zu entziffern. Als es hell wurde, fuhren wir durch "Pontebba"; dies war vor 1918 der österreichisch-italienische Grenzbahnhof im Kanaltal. Vor uns tauchten jetzt die mir von früher bekannten Gipfel der Julischen Alpen auf; der Mangart grüßte zu uns herunter, dann standen wir in Tarvis. Nun konnte ichs den anderen sagen, daß wir jetzt bald die Grenze überschreiten mußten. Wieder ging es weiter; jetzt kam ein Tunnel und dann die Grenzstation Thörl-Maglern. Nun waren wir schon in der Heimat, auf österreichischem Boden, im Gailtal. In Arnoldstein gab es kurzen Aufenthalt. Im Norden nahmen jetzt die mächtigen Felsabstürze der

Villacher Alpe - des "Dobratsch" - den Blick gefangen. Wie oft war ich in früheren Jahren auf dem Gipfel dort oben gestanden und hatte nach Süden geblickt in die bizzarre Bergwelt der Julischen Alpen, hatte nicht geahnt, daß ich einmal auf dem Heimweg aus der Kriegsgefangenschaft hier vorbeikommen würde.

Auf dem Villacher Westbahnhof hatte unser Transportzug eine halbe Stunde Aufenthalt. Von hier an durften wir die Türen unserer Waggons offen stehen lassen. Von einer Bewachung war kaum etwas zu bemerken. Man hätte also ohne weiteres durchgehen können, doch kam so etwas nicht in Frage, solange man nicht wußte, wie es jetzt in der Heimat aussah und mit welchen Gegebenheiten man hier zu rechnen hatte.

Nun bogen wir von der Hauptstrecke nach links zum Ossiachersee ab. St.Ruprecht kam in Sicht, ich konnte den spitzen Turm unserer Kirche genau erkennen. Wie oft waren wir in früheren Zeiten von Landskron aus hinüber zum Gottesdienst gegangen. Dann fuhren wir den See entlang. Haus Landskron grüßte über die Wasserfläche herüber. Aus dieser Entfernung sah das Haus unbeschädigt aus, es hatte also anscheinend den Krieg gut überstanden.

Bei St.Veit a.d.Glan erreichten wir die Hauptstrecke wieder. Weiter ging es in Richtung Wien. Bis knapp vor Bruck a.d. Mur konnten wir noch hoffen, daß uns der Transportzug direkt nach Hause bringen würde. Dann aber kam die Enttäuschung: Wir bogen nach rechts ab - Richtung Graz. Es war schon spät am Nachmittag des 30. September als wir den Grazer Hauptbahnhof erreichten. Die Schienen waren dort bereits notdürftig wiederhergestellt, vom Bahnhofsgebäude aber sah man überhaupt keine Spur. Auch die Umgebung des Bahnhofes schien schrecklich verwüstet zu sein, von unserem Zuge aus sah man nur lauter Trümmerhaufen ...

Hier verabschiedete sich unser Lagerpfarrer von uns, der uns von Rimini bis hierher begleitet hatte. Anscheinend war es ihm auf irgend eine Weise gelungen, seine Entlassung durchzusetzen.

"Kinder"! warnte er uns, als er sich von uns verabschiedete. "Eines tut mir aber ja nicht ! Versucht mir ja nicht, in die russische Zone durchzugehen ! Eure Verwandten sind doch längst nicht mehr dort, sicher längst ausgesiedelt und, wenn Ihr über die Linie wollt, so schnappen Euch die Russen doch sofort"!

Einen Tag lang standen wir auf dem Hauptbahnhof von Graz. Anscheinend wußte man nicht recht, was man mit uns anfangen sollte. Einige von uns benützten die günstige Gelegenheit und machten sich noch in der ersten Nacht aus dem Staube. Mir erschien dies noch als zu riskant. Man konnte doch nicht wissen, ob nicht hinter der nächsten Ecke schon eine Militärstreife den Flüchtling in

Empfang nahm und hinter Schloß und Riegel setzte.

Dann aber war die Entscheidung über unser weiteres Schicksal gefallen und bestätigte das Gerücht, das während der letzten Stunden bereits unter uns kursiert hatte: Wir sollten zunächst noch nicht entlassen, sondern auf verschiedene Landgüter in der Umgebung von Graz aufgeteilt und dort als Holzfäller eingesetzt werden.

Unsere Gruppe wurde nach Deutschlandsberg geleitet; in dieser Gegend sollten wir auf Gütern des Fürsten Liechtenstein arbeiten. Man sagte uns noch, dies sei vorläufig für uns alle die beste Lösung: Die Engländer wollten uns noch nicht in unsere Heimatorte entlassen, da diese ja jetzt in der russischen Besatzungszone gelegen seien, hier aber hätten wir weder Wohnung noch Arbeitsplatz, so habe sich denn die Liechtensteinsche Güterverwaltung in dankenswerter und selbstloser Weise dazu bereit erklärt, uns zu übernehmen.

Ich kam mit etwa zwanzig Geführten auf die Brändelhütte, die etwa vier Stunden Weges von Deutschlandsberg in Richtung Koralpe und Kärntner Grenze gelegen ist. Dort sollten unsere einzelnen Arbeitsgruppen Holz fällen, die Gruppe, der ich zugeteilt war, hatte die Aufgabe, die Waldbahn auszubessern, mittels der dann das gefällte Holz zu Tal gefahren wurde, und etwa schadhaft gewordene wordene Schwellen zu erneuern. Man hatte uns sogar die kalorienreiche Schwerstarbeiter-Lebensmittelkarte zugestanden - in der damaligen Hungerzeit das Traumziel jedes österreichischen Arbeitnehmers.

Trotzdem sahen wir unser Arbeitsverhältnis durchaus als ein unter Zwang zustandegekommenes an. Da es keine Aufseher gab, die uns mit Brachialgewalt zur Arbeit getrieben hätten, war unser Arbeitstempo ein sehr mäßiges. Das von uns gefällte Holz wurde jedenfalls zu Phantasiepreisen im Schleichhandel abgesetzt, so mochte selbst bei diesem Arbeitstempo für das Unternehmen aus diesem Geschäft noch ein erklecklicher Reingewinn herausschauen. Selbstverständlich hatte auch keiner von uns die Absicht, länger als unbedingt nötig an diesem schönen Orte zu bleiben. Einige von uns verschwanden gleich in den ersten Tagen von der Bildfläche, was dadurch erleichtert wurde, daß nach wie vor von einer Bewachung überhaupt nichts zu bemerken war.

Für mich selbst kam ein solcher Schritt ohne jede Vorbereitung auf keinen Fall in Betracht: Ich war nun schon seit mehr als einem halben Jahre ohne jede Nachricht von meinen Angehörigen. Ebensowenig wußte ich, ob die Wiener Firma, bei der ich bis zu meiner Einziehung gearbeitet hatte, überhaupt noch existierte.

So mußte ich vor allem versuchen herauszubringen, ob meine Verwandten in Wien überhaupt noch lebten und ob sie noch dort waren, ebenso aber auch, ob die Firma, deren Angestellter ich formell auch jetzt noch war, nicht vielleicht ihren Betrieb in Wien infolge der Kriegsereignisse hatte einstellen müssen.

Beides konnte ich nur in Graz erfahren. Dort hatte ich eine Tante, die mir, wenn sie den Krieg überlebt hatte und ihre Wohnung hatte behalten dürfen, sicher auch über das Schicksal meiner Wiener Verwandten Auskunft geben konnte. In Graz hatte auch meine Firma ein Zweigwerk. Dort konnte man mir sicher genau sagen, wie es jetzt bei der Firma in Wien aussah.

Der nächste Schritt, den ich zu tun hatte, war mir also klar vorgezeichnet: An Samstagen wurde hier im Walde nicht gearbeitet. So wollte ich gleich unseren ersten freien Samstag zu einem Ausflug nach Graz benützen, um - wenn möglich - Verbindung mit meiner Tante und mit meiner Firma aufzunehmen. Ganz mittellos war ich ja nicht; man hatte uns in der Gefangenschaft unser Geld nicht abgenommen und die Reichsmark war, wie wir bereits hatten feststellen können, in Österreich noch immer gültiges Zahlungsmittel. Die Wiedereinführung der Schillingwährung in unserem Lande geschah ja erst im Dezember 1945.

Unsere amtlichen Arbeitsgruppen in und um Deutschlandsberg unterstanden einem ehemaligen deutschen Hauptmann, der sein Quartier unten in der Stadt hatte. Alle noch in der englischen Besatzungszone zurückgehaltenen deutschen Kriegsgefangenen standen unter dem Kommando des deutschen Generals Aldrian mit Sitz in St. Veit an der Glan, der seine Befehle direkt von den Engländern erhielt. Den Arbeitseinsatz aller Kriegsgefangenen in der englischen Besatzungszone Österreichs leitete - analog der ehemaligen deutschen Kriegsgefangenenverwertungs- und-ausbeutungsgesellschaft "Telag"- die englische Organisation "M.D.C.A.C.U"(Military Disbandment Corps Army Central Unit) frei übersetzt: "Zentralstelle für die Heeresentlassung der Militärheimkehrer".

Eine Eisenbahnfahrt von Deutschlandsberg nach Graz war damals mit gewissen Schwierigkeiten verbunden. Sonntags gab es im Jahre 1945 in der Steiermark überhaupt keinen Personenverkehr. Vorsorglich hatte ich mich gleich bei unserer Ankunft hier für den am Bahnhof Deutschlandsberg ausgehängten Fahrplan der Bahnstrecke Deutschlandsberg-Graz interessiert.

Wenn das Grazer Werk meiner Firma noch arbeitete, so war dort an Samstagen sicher nur vormittags jemand zu erreichen, der mir eine verbindliche Auskunft über die Firma - auch über ihr Wiener

Werk erteilen konnte. Ich mußte also an einem Samstag zeitig früh nach Graz und, wenn ich dort keine Übernachtungsmöglichkeit finden sollte, noch am selben Tage wieder zurückfahren. Der einzige Zug, den ich dabei benützen konnte, ging knapp nach 6 Uhr früh vom Bahnhof Deutschlandsberg ab. Um diesen Zug zu erreichen, mußte ich knapp nach Mitternacht von der Brändelhütte aufbrechen und mir dann durch die stockfinstere Nacht meinen Weg zum Städtchen und zu seinem Bahnhof suchen. Würde ich den Weg, den ich erst ein einziges Mal - bei hellem Tageslicht und in der Gegenrichtung - gegangen war, überhaupt finden ?

Noch ein weiteres Risiko mußte ich eingehen: Formell waren wir alle noch immer Kriegsgefangene und verfügten über keinerlei Ausweise oder Entlassungspapiere. Wenn in den Zügen Kontrollen stattfanden, so lief man Gefahr, sofort geschnappt zu werden. Es blieb mir aber keine Wahl: Wenn ich meinen Zweck erreichen wollte, so mußte ich dieses Risiko eben in Kauf nehmen.

Ein besonders glücklicher Umstand war mir damals noch völlig unbekannt: Die Engländer hatten nach ihrem Einmarsch im südweststeirischen Grenzgebiet eine Sperrzone errichtet, die man nur mit besonderen Ausweisen betreten oder verlassen durfte. Diese Zone fing unmittelbar hinter Deutschlandsberg bei Schwanberg an. Wäre diese Zone nur ein wenig größer gewesen - hätte sie auch Deutschlandsberg und unsere Arbeitsstellen umfaßt, so hätte dies mein Unternehmen vielleicht überhaupt unmöglich gemacht oder ich hätte mit viel mehr Schwierigkeiten oder gar Gefahren rechnen müssen.

Sehr heimlich war mir nicht zumute, als ich mich in jener Freitagnacht "zur mitternächtlichen Stunde" auf den Weg machte. Es war eine wunderschöne Vollmondnacht, dennoch erscheint es mir wie ein Wunder, daß ich den Weg zur Bahn gefunden habe. Ich erreichte den Bahnhof rechtzeitig, konnte mir unangefochten meine Fahrkarte lösen und den Zug besteigen. Nach etwa zwei Stunden Fahrt kam ich auf dem damaligen Kaflacher Bahnhof von Graz an.

Meine Uniform hatte erfreulicherweise keinerlei Aufsehen erregt. Später erfuhr ich, daß die Besatzungsmacht zunächst wohl das Tragen der ehemaligen deutschen Wehrmachtsuniform verboten hatte. Da aber viele arme Heimkehrer über kein anderes Gewand verfügten als über die nun verbotene Uniform, so mußte man hier notgedrungen Nachsicht üben.

Eine mitleidige alte Frau hatte mir noch im Zug einen Kuchen geschenkt, so setzte ich mich denn nahe den Resten des Grazer Hauptbahnhofes auf einen Trümmerhaufen und verzehrte diese so unverhoffte Zubesserung zu meinem kargen Reiseproviant.

Mein erster Weg führte mich wie geplant zu meiner Firma. Ich

brauchte nicht weit zu gehen. Das Grazer Werk meiner Firma lag in unmittelbarer Nähe des Hauptbahnhofes. Hier hatte sich alles traurig verändert. Vom Direktionsgebäude war gerade noch ein Eck stehen geblieben. Dort residierte zu ebener Erde der Herr Direktor. Von hier aus konnte man über eine wackelige Holztreppe zum Konstruktionsbüro hinaufklimmen. Dort arbeiteten zwei Konstrukteure auf Reißbrettern, die man aus den Trümmern ausgegraben hatte. Der Eingang zu diesem Arbeitsraum hatte noch keine Türe; er war mit Vorhängen und Teppichen notdürftig vermacht. Hier konnte ich das erste Wiedersehen mit ehemaligen Kollegen feiern.

Der Herr Direktor gab mir auf meinen Wunsch bereitwillig einen Brief mit, in dem sich das Grazer Werk meiner Firma dazu bereit erklärte, mich solange anzustellen, bis sich für mich eine Gelegenheit fände, nach Wien weiterzureisen. Ich befragte den Herrn auch über die Demarkationslinie und über die Möglichkeiten und Aussichten, sie "schwarz" zu überschreiten, er riet mir aber dringend davon ab, dies zu versuchen und sagte nur:

"Der Russe schießt"!

So war nun der erste Punkt meines Grazer Programmes positiv erledigt; ich hatte in Erfahrung gebracht, daß meine Firma in Wien bereits normal arbeite. Nun mußte ich den zweiten Punkt erledigen, den Besuch bei meiner Tante. Was würde ich dort wohl erreichen ? Auch von ihr war ich ja nun schon lange ohne jede Nachricht.

Stand Tantes Haus überhaupt noch ? Wohnte sie jetzt noch darin ? Würde sie imstande sein, mir etwas über das Schicksal meiner Angehörigen in Wien zu berichten und wie würde diese Auskunft wohl lauten ? Dies waren lauter quälende Fragen, die mir, so hoffte ich, heute beantwortet werden sollten.

Meine Tante wohnte in Andritz, nicht weit entfernt vom Werksgelände der dortigen Maschinenfabrik, so war es, von sonstigen Möglichkeiten ganz abgesehen, leicht denkbar, daß ihr Haus oder vielleicht auch sie selbst bei einem Bombenangriff zu Schaden gekommen sein konnte. Damals verkehrte in Graz bereits die Straßenbahn, so brauchte ich wenigstens nicht zu Fuß nach Andritz zu pilgern. Während derStraßenbahnfahrt und dann vor allem auf dem mir wohlvertrauten Wege von der Endstation der Tramway an der Maschinenfabrik vorbei zu Tantes Haus sah ich recht wenig Bombenschäden, so konnte ich zunächst schon ein wenig Hoffnung schöpfen.

Am Ziel meines Weges aber harrte meiner eine noch frohere Überraschung: Tantes Haus war unbeschädigt geblieben und auch sie selbst hatte ebenso wie alle ihre Angehörigen das Kriegsende gesund und wohlbehalten überstanden. Aber noch mehr ! Tante konnte mir dasselbe auch von meinen Verwandten in Wien sagen: Auch sie hatten den Krieg über-

lebt und auch unser Haus in Wien stand noch - es war von größeren Bombenschäden verschont geblieben.

Zunächst schickte man mich zum nächsten Friseur: Haarschneiden, Rasieren, Kopfwaschen; anscheinend hatte ich dies alles dringend notwendig.

Dann aber gab es noch eine zweite Überraschung: Ich mußte mich sogleich hinsetzen und einen Brief nach Hause schreiben. Die normale Post - natürlich unter Zensur - war in Österreich in diesen Tagen erst in Gang gekommen, meine Tante aber wußte eine bessere Gelegenheit: Ihr Nachbar in Andritz war der damalige sozialdemokratische Landeshauptmannstellvertreter der Steiermark, Machold. Tante war mit dessen Gattin gut bekannt und wußte, daß das Ehepaar für die nächsten Tage eine Dienstreise nach Wien plante; so wollte sie die Dame bitten, meinen Brief zu besorgen.

Auf das Schmuggeln eines Briefes unter Umgehung der Zensur hatten die Alliierten damals eine Strafe von drei Monaten Gefängnis gesetzt, doch war auch dies eine Maßnahme, die praktisch nur auf dem Papiere stand und völlig unwirksam war, da man dies ja doch praktisch kaum kontrollieren konnte.
Ich ließ mir Tantes Angebot nicht zweimal machen und schrieb sogleich einen ausführlichen Brief nach Hause, die Tante übernahm dann das Weitere. Mein Brief hat dann tatsächlich seinen Bestimmungsort erreicht. Er wurde bei Tantes Schwester abgegeben, die damals in Mödling wohnte. Diese setzte sich daraufhin sogleich auf die Bahn - damals war die Eisenbahnfahrt von Mödling nach Wien, ganze sechzehn Kilometer, eine kleine Weltreise - und überbrachte den Brief in die Hände meines Vaters. So erhielt auch Vater nach sechs langen Monaten bangen Wartens die erste Nachricht von mir. Er war darüber so gerührt, daß er der Überbringerin um den Hals fiel und ihr einen Kuß gab.

In dieser Nacht konnte ich nun zum ersten Mal seit langer Zeit wieder einmal in einem richtigen Bett schlafen. Am nächsten Morgen - es war ja Sonntag - ging ich dann nach Graz in den Gottesdienst - nach langer Zeit, nach mehr als eineinhalb Jahren wieder in eine richtige Kirche. An jenem Sonntag predigte in der Kirche am Grazer Josefsplatz der alte Pfarrer Schacht.

Damals waren durch die Veröffentlichungen der Alliierten die in den deutschen Konzentrationslagern verübten Greueltaten gerade allgemein bekannt geworden und der Prediger nahm in seiner Ansprache auch hierauf Bezug.

Zwischen 1938 und 1945 hatte man selbstverständlich in keiner der uns zugänglichen Zeitungen auch nur ein Sterbenswort darüber

zu lesen bekommen, was sich in diesen Lagern wirklich abspielte. Wenn man aber nur ein wenig nachdachte und seine Augen und Ohren nicht gewaltsam verschloß, so konnte man doch so manches ahnen und erraten, was nicht in den Zeitungen stand.

Mir selbst hatte schon im Jahre 1934 eine reichsdeutsche Freundin unserer Familie über diesen Thema berichtet: Auch einer ihrer Verwandten war eine Zeitlang in solch einem KZ festgehalten worden. Dieser hatte ihr nach seiner Entlassung erzählt, ihm selber sei wohl kein Leid zugefügt worden, doch habe er dort drinnen Szenen mit ansehen müssen, die er in seinem ganzen Leben nie mehr würde vergessen können; es sei ihm von nun an unmöglich, je wieder von Herzen zu lachen oder fröhlich zu sein.

Wenn man Menschen aus ihrem gewohnten Lebenskreise herausreißt, sie auf engem Raume zusammenpfercht und zu schweren, ihnen ungewohnten Arbeiten zwingt, so wird bei diesen Gefangenen die Sterblichkeit auch dann bei weitem höher liegen als normal, wenn sich ihre Aufseher keine besonderen Grausamkeiten zuschulden kommen lassen.

Daß es solche Lager gab, war ja wohl allgemein bekannt. Jeder, der in den vergangenen sieben Jahren in einem Gespräche ein gewagteres Thema berührte, hatte doch von seinem Gesprächspartner - je nach dessen Einstellung - in warnend-besorgtem oder in drohendem Tone die Worte zu hören bekommen:

"Passen Sie auf, daß Sie nicht nach Dachau kommen"!

Dachau war nach 1933 wohl das in der Öffentlichkeit bekannteste KZ im Dritten Reiche. Daß man nach 1940 die Juden nach dem Osten verschickte, war wohl allgemein bekannt. Daß es ihnen dort nicht gut ergehen konnte, war anzunehmen. Daß man sie jedoch dort systematisch umbrachte, wurde allerdings vor der Öffentlichkeit verborgen gehalten. Ich selbst hatte hierüber erst im Jänner 1943 Genaueres erfahren, als ich nach Mistelbach einrücken mußte. Dort traf ich einen Rekruten, der mit mir zusammen im Herbst 1930 das Studium an der Wiener Technischen Hochschule begonnen hatte. Nachher hatte ich ihn aus den Augen verloren und sah ihn jetzt - mehr als zwölf Jahre später - zum ersten Male wieder. Seinem ganzen Gehaben nach war er nun ein begeisterter Parteigenosse.

Einmal brüstete er sich im Kreise von uns Rekruten mit dem, was er selber in Polen - im damaligen Generalgouvernement gesehen haben wollte: Die Juden, so berichtete er, würden nach Polen verschickt und dort zu schweren Arbeiten angehalten, damit sie möglichst rasch zugrunde gingen. An einem Orte dort, so erzählte er, habe man ein großes Krematorium gebaut, in dem täglich 1000 Verbrennungen durchgeführt werden könnten.

Leider aber habe man dort bei der Planung des Arbeitseinsatzes zunächst einen Fehler gemacht: Man habe den dort eingesetzten Juden POLNISCHE Aufseher gegeben. Diese UNFÄHIGEN Menschen hätten mit den Gefangenen MITLEID gehabt und so sei deren Sterblichkeit zuerst viel zu niedrig gewesen. Dann aber habe man diese ungeeigneten Leute durch JÜDISCHE Aufseher ersetzt und nun gehe alles planmäßig. Jetzt sei das Krematorium voll ausgelastet ....

Wenn man solch eine Erzählung anhören mußte - an ihrer Wahrheit war wohl nicht zu zweifeln - so konnte einen doch nur ein eisiges Grauen packen, ein Grauen vor einer Staatsführung, die solch eine höllische Maschinerie erfunden hatte und sie nun in Gang hielt. Hier konnte man doch nur beten:

"Herr, wenn es Dir gefällt, auch mich zur Strafe für meine Sünden auch einmal an einen solchen Ort des Schreckens zu führen, dann bewahre mich wenigstens davor, daß ich mich dann aus Angst um mein Leben zum Folterknecht meiner Mitgefangenen herabwürdigen lasse. Gib mir dann die Kraft, daß ich mich in diesem Falle lieber umbringen lasse, als solch eine traurige Rolle zu spielen"!

Mir war damals, als wolle mich Gott durch den Mund jenes Bösewichtes eindringlich warnen und mir auf diese Weise sagen:

"Paß nun ja gut auf ! Du bist jetzt unter einer Horde von Übeltätern. Siehe zu, daß Du nicht auch Böses tust"!

Lange nach dem Kriege - nach 1955 - wurde vor einem Wiener Gericht ein Aufsehen erregender Kriegsverbrecherprozeß verhandelt. Angeklagt war ein fanatischer Nationalsozialist, dem Teilnahme an Judenmassakern in Polen vorgeworfen wurde. Irgendwie war es ihm gelungen, seine Taten, aber auch seine Gesinnung und seine Parteimitgliedschaft bis jetzt zu verbergen. Er hatte es sogar zum Personalreferenten eines großen Industrieunternehmens gebracht.

Nun aber hatte ihn endlich die Gerechtigkeit ereilt und das Gericht verurteilte ihn nun zu neun Jahren schweren Kerkers. Der oberste Gerichtshof erhöhte dann das Strafausmaß auf fünfzehn Jahre. Der Prozeß ging damals durch alle Zeitungen. Eine von ihnen brachte sogar ein Bild des Angeklagten. Als ich dieses Bild sah, durchfuhr es mich wie ein Blitz ! Das war ja mein ehemaliger Studienkollege, dem ich im Jahre 1943 in Mistelbach wieder begegnet war !

Gegen die Prozeßführung und die Beweisführung bei den Kriegsverbrecherprozessen sind wohl oft berechtigte Einwände erhoben worden; besonders gegen die Verfahren, die knapp nach Kriegsende durchgeführt worden sind. Damals wird es sicher mehr unschuldig Verurteilte gegeben haben als in normalen Zeiten.

Gegen diesen Prozeß, der zudem erst nach dem Abzug der Besat-

zungsmachte durchgeführt wurde, kann wohl keinerlei Einwand erhoben werden. Hier hatte die Strafe sicher den Richtigen getroffen. Schon allein für seine scheußlichen Reden damals in Mistelbach, einen Punkt, der im Prozeß sicher gar nicht zur Sprache gekommen war, hätte ihm eine empfindliche Strafe gebührt.

Pfarrer Schacht hatte sich also in seiner Predigt auch mit den Greueltaten der Nationalsozialisten in den Konzentrationslagern beschäftigt und gab seinem Entsetzen über diese Geschehnisse beredten Ausdruck.

Nach dem Gottesdienst ging ich zu ihm in die Pfarrkanzlei und erkundigte mich nach den Schicksalen der Grazer Kreuzfahrer. Ich bekam eine sehr traurige Auskunft:
Unter den männlichen Bundesangehörigen hatte der Tod eine schreckliche Ernte gehalten. Viele, sehr viele von ihnen waren gefallen, die meisten in Rußland. Schachts Sohn, der sich dem Beispiel seines Vaters folgend auch der Theologie zugewandt hatte, war ein vergleichsweise besseres Los zu Teil geworden; er hatte überleben dürfen, befand sich aber noch in russischer Kriegsgefangenschaft.

Noch klang mir ein Lied in den Ohren, das wir in früheren Zeiten im Bunde häufig - viel zu häufig - gesungen hatten:

"Morgen marschieren wir in Feindesland,
Mädchen, nun reiche mir zum Abschied die Hand ..."

Jede Strophe endete mit den Verszeilen:

"Ob ich auch sterben muß, ist einerlei,
Wenn nur das Vaterland, wenn Deutschland frei"!

Wie leicht waren uns in vergangener Zeit diese Worte über die Lippen geglitten und nun waren sie für so viele von uns schreckliche Wirklichkeit geworden. Das "Vaterland" aber war jetzt zwar frei von den Bösewichtern, die darin bis vor kurzem geherrscht hatten, dafür wurde es aber nun von den vier Siegermächten beherrscht, die nach Gutdünken darin schalteten und walteten.

Am nächsten Morgen mußte ich sehr zeitig aufstehen; der Zug nach Deutschlandsberg, den ich benützen mußte, ging schon sehr zeitig vom Köflacher Bahnhofe ab. Um ihn zu erreichen, mußte ich mit der ersten Straßenbahn - um 4 Uhr 15 - von Andritz wegfahren.

Meine Tante hatte mir auf meinen Wunsch mit ihrer Unterschrift bestätigt, daß sie jederzeit dazu bereit sei, mir solange Unterkunftzu geben, bis ich nach Wien weiterreisen könne. Nun war nach meiner Ankunft in Deutschlandsberg mein erster Weg zur Liechtensteinschen Güterverwaltung, die damals ihr Domizil unmittelbar neben dem Bahnhof des Städtchens aufgeschlagen hatte.

Dem dort amtierenden Beamten hielt ich nun meine beiden Do-

stätigungen, die Arbeitsbestätigung meiner Firma und die Wohnbestätigung meiner Tante unter die Nase und sagte ihm, daß man mich nun eigentlich von hier fortlassen müßte.

Der Biedere war in der größten Verlegenheit, er verschwand ins Nebenzimmer, um sich mit seinem dort sitzenden Kollegen zu beraten. Ihr erregtes Geflüster drang bis zu mir heraus, Worte konnich allerdings keine verstehen. Endlich kam der Mann wieder heraus und eröffnete mir, daß man mich leider trotz meiner beiden Bestätigungen nicht fortlassen könne. Durch diese Auskunft aber hatte er sowohl sich selbst als auch seinem Dienstgeber die humanitäre Maske vom Gesicht gerissen; nun war es klar und offenkundig, daß man uns alle vollkommen widerrechtlich hier zurückhielt.

Nun wanderte ich zunächst wieder hinauf zur Brändelhütte und teilte meinen Schicksalsgenossen die Erfahrungen mit, die ich auf meinem Wochenendausfluge gesammelt hatte. Dabei erfuhr ich, daß man einen anderen unserer Akademiker, der sich ebenfalls eine seiner Vorbildung gemäßere Beschäftigung gewünscht hatte, bei seiner diesen Zweck verfolgenden Vorsprache mit den freundlichen Worten abgefertigt hatte:

"Uns ist es vollkommen egal, ob Sie Ingenieur sind oder Chirurg oder Pfarrer ! Für uns sind Sie hier Holzfäller und haben also Holz zu hacken"!

Wir hatten auch einen Arzt unter uns; nun ist ein Arzt in seinem Beruf wesentlich vom Feingefühl seiner Hände abhängig. So war es wohl eine besondere Bösartigkeit, einem armen Menschen auf diese Weise auch die Ausübung seines erlernten Berufes für alle Zukunft zu erschweren oder gar unmöglich zu machen.

Trotz meines augeblicklichen Mißerfolges hatte aber doch das Ergebnis meines Ausfluges nach Graz meine kühnsten Erwartungen übertroffen: Was ich kaum zu hoffen gewagt hatte, war durch Gottes Gnade Wirklichkeit geworden: Meine Angehörigen waren noch am Leben und hatten sogar ihre Wohnungen behalten dürfen. Nun war es mir klar, daß ich jede sich mir bietende Gelegenheit ergreifen mußte, um so rasch als möglich nach Hause zu kommen.

Zuerst aber wollte ich versuchen, hier in der englischen Besatzungszone meine Entlassung durchzusetzen. Meine Tante hatte zwei Zimmer ihrer Wohnung vermietet. Einer ihrer Untermieter hatte auf Grund des Umstandes, daß es ihm unter den früheren Machthabern schlecht ergangen war, nach dem Umbruch eine Stelle bei der Grazer Polizei gefunden. Als ich an einem der nächsten Sonntage wieder nach Graz zu Tante kam, führte sie mich sofort in das Büro ihres Untermieters im Grazer Polizeipräsidium und trug dem Herrn meine

Angelegenheit und meinen Wunsch vor. An den ausweichenden Antworten, die er uns gab, merkte ich aber sogleich, daß hier für mich nichts zu holen war.

Das ganze Sinnen und Trachten dieses Mannes ging damals nur dahin, sich an jenen zu rächen, die ihm in der vergangenen Zeit Übles angetan hatten. Er schwärmte nur von seiner "Großwildjagd." Darunter verstand er die Jagd auf höhere oder kleinere Funktionäre des vergangenen Systemes, die sich nun vor der jetzigen Polizei verborgen halten mußten. Die Jäger und Verfolger von gestern waren nun die Verfolgten und Gejagten von heute. Wieder einmal wie so oft im Laufe der Weltgeschichte war das Bibelwort in Erfüllung gegangen:

"WER INS GEFÄNGNIS FÜHRT, WIRD INS GEFÄNGNIS GEHEN"!

Damit war also mein letzter Versuch fehlgeschlagen, Meine Entlassung hier in Graz, in der britischen Besatzungszone "auf legalem Wege" durchzusetzen. Von nun an nahm in mir der Gedanke immer festere Formen an, mich, dem Beispiele so vieler Kameraden folgend, von meinem jetzigen Arbeitsplatze davonzumachen. Wenn ich aber von hier fortging, so mußte ich gleich trachten, bis nach Hause zu kommen. In Graz konnte ich jedenfalls ohne Entlassungspapiere mit keiner Anstellung rechnen.

Der Start eines solchen Unternehmens schien kinderleicht. Wir wurden ja jetzt an unserer Arbeitsstätte überhaupt nicht bewacht. Auch war ich nun schon mehrmals in Graz gewesen, ohne daß mich irgendwo eine Militärstreife aufgehalten hätte. Drüben in Niederösterreich mußten nach menschlichem Ermessen ähnliche Verhältnisse herrschen.

Die einzige Schwierigkeit bestand, so schien es mir, nur im Überschreiten der Demarkationslinie. Man konnte also aller Voraussicht nach hier in der Steiermark ruhig mit der Eisenbahn bis knapp zur Linie fahren, mußte diese dann auf irgend einem Schleichwege überschreiten und konnte dann drüben in Niederösterreich die Reise mit der Bahn oder einem anderen Verkehrsmittel, gegebenenfalls aber auch zu Fuß fortsetzen. Die mir zugekommenen Warnungen hatte ich nicht vergessen, doch hatte ich inzwischen auch gegenteilige Erzählungen gehört, Berichte über gutmütige Posten, bei denen Menschen anstandslos hatten passieren und die Linie überschreiten dürfen. Ein Risiko allerdings schien unausweichlich: Daheim angekommen mußte man sich, schon allein, um die Lebensmittelkarten zu erhalten, sicher sogleich bei irgend einer Behörde melden. Da mußte man natürlich mit der Möglichkeit rechnen, sogleich wieder eingesperrt und zurückgeschickt zu werden. Erkundigungen über die Ge-

pflogenheiten der Wiener Behörden in solchen Fällen konnte man hier nicht gut einziehen, so mußte man dieses Risiko eben eingehen.
Die zunächst schwierigste Aufgabe war und blieb also das Überschreiten der Demarkationslinie. Hier konnte einem nur ein Ortsansässiger helfen, der über die Aufstellung der Posten, die Wege und Zeiten der Streifen und über ihre sonstigen Gepflogenheiten genau Bescheid wußte. Als ich über diese Aufgabe nachsann, fiel mir ein Kriegskamerad ein, mit dem ich in Kroatien und Italien zusammengewesen war. Er war Lehrer in einem Gebirgsdorf hinter Birkfeld, also gar nicht weit von der damaligen Demarkationslinie. Vielleicht konnte er mir einen Rat geben oder mich an Bekannte weisen, die mir dann weiterhelfen konnten.

Daß mein Kamerad den Krieg überlebt hatte, wußte ich. Ich hatte im Lager Rimini einen Angehörigen seiner letzten Einheit getroffen, der mit ihm zusammen gefangen genommen worden war. Dieser hatte es mir erzählt. Auch, daß man ihn schon entlassen hatte, konnte ich als nahezu sicher annehmen. Er war B-Mann aus der Steiermark und war nie bei der Partei gewesen.
So beschloß ich, diesem Kriegskameraden einen Besuch abzustatten. Ein solches Unternehmen erforderte jedoch mehr Zeit, als eine Wochenendfahrt nach Graz. Da kam es mir zustatten, daß wir uns jetzt dem ersten November näherten. Allerheiligen war für uns auf der Bründelhütte ein Feiertag. Wohl wurde bei uns hier am Allerseelentage, der in diesem Jahre auf einen Freitag fiel, gearbeitet. Wenn ich aber an diesem Tage der Arbeit fernblieb, so hatte ich mit dem darauf folgenden arbeitsfreien Samstag und dem Sonntage vier Tage zur Verfügung. Während dieses Zeitraumes mußte die Sache doch zu machen sein.

So fuhr ich also am Allerheiligentage 1945 auf mir schon bekannte Weise nach Graz und startete dann am nächsten Morgen zur Weiterreise. Vom Grazer Ostbahnhof aus ging es zunächst mit der Bahn bis Gleisdorf und dann über Weiz nach Birkfeld. Auf dieser Strecke wurde damals der Personenverkehr mit gedeckten Güterwaggons abgewickelt, die man zu diesem Zwecke mit Holzbänken und mit kleinen vergitterten Fenstern ausgestattet hatte. In diesen Wagen war es ziemlich dunkel. Dies war mir nur recht; so konnte man bei einer etwaigen Kontrolle leichter durchschlüpfen.

Ich erlebte aber auch auf dieser Fahrt kein derartiges Abenteuer. Von Birkfeld mußte ich dann zu Fuß weiter. Wie ich dort erfragte, hatte ich bis zu meinem Ziele von dort aus noch dreizehn Kilometer zu wandern.

So machte ich mich denn auf den Weg. In dieser Gegend war ich noch nie in meinem Leben gewesen. Ein gelbes Schild an einem jetzt geschlossenen Wirtshause nächst der Straße sagte mir, daß früher einmal, in besseren Zeiten, hier ein Postautobus verkehrt hatte. Die Straße führte mich immer tiefer ins Gebirge; neben ihr rauschte ein Bächlein. Schließlich kam ich in ein enges Tal, zu beiden Seiten gab es dichten Wald.

Es war schon spät am Nachmittage, als ich endlich meinen Bestimmungsort erreichte. Um ein Kirchlein geschart lagen hier einige ärmlich aussehende Bauernhäuser, nicht weit von der Kirche entfernt sah ich ein größeres Gebäude, anscheinend die Schule. Ich trat ein. Durch ein düsteres Treppenhaus kam ich in einen geräumigen Flur mit vielen Türen. Auf einer von ihnen gewahrte ich ein Metallschild mit dem Namen meines Kriegskameraden, des Schulleiters. Ich klopfte an, öffnete, trat ein und stand - in einer Küche. Am Herde hantierte eine Frau, anscheinend mit der Zubereitung des Abendessens beschäftigt, inmitten einer Kinderschar. Ich erkannte sie sofort: Ihr Gatte hatte mir im Felde oft Fotos seiner Familie gezeigt. So fragte ich denn, ob ich den Herrn Oberlehrer sprechen könne.

"Er ist nicht hier; er ist in Rettenegg"! wurde mir geantwortet. Mir war, als hätte mir jemand einen Schlag auf den Kopf versetzt. Wenn er, den ich suchte, nicht da war, so hatte ich ja die ganze lange, beschwerliche Reise umsonst gemacht. Auf meine bange Frage, wann er denn zurückkäme, erhielt ich aber die beruhigende Antwort, er käme heut abend noch. So fragte ich denn, weiter, ob ich hier auf ihn warten dürfe.

Die Frau warf mir zuerst einen prüfenden Blick zu - es gingen wohl jetzt viele Strolche in Heimkehreruniform durch das Land. Die Prüfung schien aber zu meinen Gunsten ausgefallen zu sein, denn man schob mir einen Stuhl herbei und bedeutete mir, mich zu setzen. Ich folgte der Einladung, da stand auf einmal ein Teller mit einer Mahlzeit vor mir und, da ich müde und hungrig war, ließ ich mich nicht zweimal einladen.

Draußen war es mittlerweile dunkel geworden; dem düsteren Novembertag war ganz unvermerkt die Dämmerung und - der Jahreszeit entsprechend - eine zeitige Dunkelheit gefolgt. Dazu war der leichte Nieselregen, der schon im Laufe des Nachmittages begonnen hatte, nun in einen kräftigen Landregen übergegangen. Wenn ich heute nacht noch durch den finsteren Wald nach Birkfeld zurückwandern sollte, so könnte das ein schönes Abenteuer werden. Damals waren ja alle Gaststätten in dieser Gegend außer Betrieb, so war der Wartesaal

des Bahnhofes Birkfeld für mich die nächste, ja die einzige Übernachtungsgelegenheit.

Als ich mit dem mir vorgesetzten Essen fertig war, fragte man mich, ob ich mich nicht ein wenig schlafen legen wolle. In einem Ecke der Küche stand ein für diesen Zweck geeignetes Sopha. Eigentlich widerstrebte es mir, mich in einer fremden Wohnung in Abwesenheit des Familienoberhauptes niederzulegen, doch wollte ich die Hausfrau nicht durch eine Ablehnung ihrer freundlichen Einladung kränken. So legte ich mich auf das Sopha mit der festen Absicht, munter zu bleiben.

Ich muß aber dann doch eingeschlafen sein, denn auf einmal erwachte ich davon, daß mich jemand am Arme ergriff. Ich fuhr empor und - da stand er vor mir, genau so, wie er sich heuer zu Ostern in der Schreibstube seiner Kompanie im Raume Argenta südlich des Po von mir verabschiedet hatte, als ich - zum letzten Male in diesem Kriege - wieder an die Front mußte. Nur ein wenig schmäler war er geworden.

"Daß Du lebst, habe ich schon erfahren", sagte er zu mir, als wir uns die Hände schüttelten. "Das ist aber nun heute eine Überraschung"!

Nach der Ankunft des Hausvaters rüstete die Familie zum Abendessen. Zur Hausgemeinschaft gehörten außer dem Ehepaar und seinen fünf Kindern noch die Mutter und die Tante des Familienoberhauptes und die Gattin und das Kind seines als vermißt gemeldeten Bruders. Daß an der nun folgenden Mahlzeit auch ich teilnehmen mußte, wurde nun schon als eine Selbstverständlichkeit angesehen.

Den stärksten Eindruck aber machte auf mich die Art, wie sie das Tischgebet hielten. Ich war von zu Hause aus nicht an das Tischgebet gewöhnt gewesen und hatte es erst in Landskron bei den Kreuzfahrern kennen gelernt. Dort pflegte der ranghöchste Anwesende vor und nach jeder Mahlzeit einen kurzen Spruch zu sagen und damit war dann die Sache abgetan. Diese katholische Familie aber hielt vor und nach jeder Mahlzeit einen förmlichen Gottesdienst. Dieser begann vor dem Essen mit Psalmworten, die die Familienmitglieder abwechselnd sprachen. An diese schloß sich dann die Bitte des Hausvaters um den Segen Gottes für die bevorstehende Mahlzeit. Nach dem Essen folgte dann der Dank des Hausvaters für die genossene Speise und das von allen gemeinsam gebetete Vaterunser.

"ALLER AUGEN, HERR, WARTEN AUF DICH, DU GIBST EINEM
JEGLICHEN SPEISE ZU SEINER ZEIT."
DU TUST DEINE HAND AUF UND FÜLLEST ALLES, WAS DA
LEBT, MIT WOHLGEFALLEN."

Diese Verse aus dem 145. Psalm bildeten, wenn ich mich recht er-

innere, an jenem 2. November 1945 den Eingang zur Gebetsfeier jener Familie zu Beginn ihres Abendessens. Die von ihnen verwendete Übersetzung des Psalmtextes stimmte fasr wörtlich mit dem mir geläufigen Luther-Text überein.
Am meisten bewegte mich damals jedoch der Gedanke, daß ja sämtliche Familienmitglieder - von der alten Großmutter bis zu ihrem Jüngsten, dem fünfjährigen Enkelkinde - die Psalmen alle auswendig können mußten, wenn sie jede Mahlzeit womöglich mit einem anderen Psalmwort einleiteten.

Ich war von Jugend an in der Überzeugung aufgewachsen, daß es bei den Katholiken nur den dem normalen Gemeindeglieds unverständlichen lateinischen Gottesdienst gebe. Daneben leiere man etwa nach dem Beispiele der tibetanischen Gebetsmühlen fremde, dem Laien unverständliche Formeln herunter, bei denen niemand etwas denke oder fühle. Dementsprechend sei es dort auch die praktische Tätigkeit des Einzelnen traurig bestellt. Nun aber war ich hier Gast einer katholischen Familie, bei der sich dies anscheinend ganz anders verhielt. Daß der Gottesdienst bei ihnen keine bloße Äußerlichkeit war, bewiesen sie doch eben jetzt alle an mir.

Ich war ihnen bis zum heutigen Tage doch vollkommen fremd gewesen. Nur allein mit dem Hausvater verband mich die Kriegskameradschaft - wir waren im Felde ein Jahr lang beiderselben Einheit gewesen. Nun aber war die Kriegskameradschaft in den meisten Fällen doch nur ein sehr lockeres Band. Bei den allermeisten "Kameraden" die man draußen kennen gelernt hatte, war man doch heilfroh, wenn sie einem wieder aus dem Gesichtskreise entschwunden waren.

Zudem war ich doch in den Augen meiner Gastgeber sicher ein "Ketzer" ein "Akatholik" und sie behandelten mich trotzdem wie einen Bruder, so als wäre ich einer der Ihren. War es möglich, daß meine Eltern und Lehrer mir ganz unbewußt ein falsches Bild von der anderen Konfession eingeimpft hatten ? Sie hatten jenes Bild ja auch wieder von ihren Eltern und Lehrern übernommen.
Hatten wir vielleicht alle auf diese Art ein Bild des Katholizismus mitbekommen, das wohl im 16. Jahrhundert richtig gewesen sein mochte, das aber jetzt nicht den Tatsachen entsprach, nicht mehr mit der Wirklichkeit übereinstimmte ? Vielleicht war diese Familie, die mir jetzt Herberge gab, auch unter den Katholiken ein Einzelfall; dann aber war sie für mich der Einzelfall, mit dem ich mich jetzt auseinanderzusetzen hatte, dann war mir gerade durch sie eine neue Erfahrung geschenkt worden. So hatte ich hier wieder einmal Stoff zu gründlichem Nachdenken.

Nach dem Essen zog sich die Familie zurück und wir Beide konnten ungestört und nach Herzenslust miteinander plaudern. Jetzt

ging es ans Erzählen. Wir hatten ja Beide seit unserem letzten Zusammensein genug erlebt.

Er hatte im April noch den ganzen Rückzug mitgemacht, vom Raume Argenta-Alfonsine, wo wir zum letzten Male an der Front gewesen waren, zurück über Ferrara, über den Po, die Etsch, die Brenta und die Piave. Gar nicht weit von der Grenze erst waren sie geschnappt worden. Dann hatte man sie nur mehr bis ins Lager Rimini gebracht. Von dort waren sie schon im Juli entlassen worden; er selbst war dann auf dem Wege über Südtirol und Lienz in die Heimat gekommen. Zu Hause hatte ihn dann - gewissermaßen als ein erster Willkommgruß der Heimat - sinnigerweise sein Entlassungsdekret erwartet.

Nun war er aber auch beim Umbruch im März 1938 gleichfalls seines Postens enthoben worden; zum Glück hatte er sich das betreffende Dokument gut aufgehoben. Die im Jahre 1945 für diese Angelegenheit zuständigen Beamten staunten nicht wenig, sie machten recht verdutzte Gesichter, als er ihnen nun auch diesen gleichlautenden Bescheid aus dem Jahre 1938 unter die Nase hielt. Nach längerem Hin und Her kam es schließlich dahin, daß mein Kamerad wohl im Dienste behalten, aber "strafweise" nach Rettenegg versetzt wurde. Da er mit Leib und Seele an seinem Berufe hing und sich nie etwas hatte zuschulden kommen lassen, hatte ihn diese "Straf"versetzung getroffen.

Für mich aber war nun gerade diese Versetzung nach Rettenegg ein ganz besonderer Glücksfall: Dieser kleine Ort lag nämlich damals unmittelbar an der Demarkationslinie. Mein Kamerad, der als Lehrer mit der ganzen Bevölkerung in Berührung kam und ihr volles Vertrauen genoß, war nun jener Mann, der mich am besten und zuverlässigsten darüber unterrichten konnte, wie eine möglichst gefahrlose Überschreitung der "Linie" zu bewerkstelligen war. So wagte ich es, ihm zu sagen:

"Gott hat Deine Versetzung nach Rettenegg nur darum geschehen lassen, damit Du mir helfen kannst. Wenn dieser Zweck erreicht ist, wirst Du sicher bald wieder nach Hause kommen"!

So geschah es denn auch: Seine Bauern, die ihren Lehrer wieder haben wollten - er war schon seit 1928 an ihrer Schule tätig gewesen - bestürmten die zuständigen Behörden so lange, bis diese ihn - noch vor Weihnachten 1945 - wieder an seinen früheren Dienstort zurückversetzten.

Es war sehr spät, als wir an diesem Abend zu Bett gingen.

Daß ich nun bei ihm auch übernachten mußte, stand jetzt überhaupt außer Frage.

Am nächsten Morgen plauderten wir weiter. Natürlich bespra-

chen wir dabei auch den eigentlichen Zweck meines jetzigen Besuches aufs Genaueste. Von Rettenegg aus gab es, so berichtete er mir, zwei halbwegs sichere Wege über die Demarkationslinie: Der eine führte über den Pfaffensattel, der andere Weg ging über den Wechsel. Welcher von beiden zu wählen war, konnte man erst an Ort und Stelle erfragen, also, wenn das Unternehmen bereits lief. Wir verabredeten also, daß ich meinen Freund auf jeden Fall vor dem endgültigen Start zum Überschreiten der Linie in Rettenegg besuchen sollte. Dort wollte er mir dann nach Rücksprache mit den "Sachverständigen" die endgültige Antwort erteilen, welche der beiden Routen ich zu wählen hatte.

An diesem Vormittage schickte mich der Freund noch in das Dorfwirtshaus. Dort hatte ein Jagdherr aus Wien ein ständiges Absteigequartier; da er sich gerade hier aufhielt, bestand die Möglichkeit, auch von ihm zu erfahren, wie es jetzt in Wien aussah. Der Jagdherr vermochte mir indes nicht viel Neues zu sagen. Es war ja nun schon auch der Postverkehr mit Wien in Gang gekommen, so hatte ich bereits einige Briefe von daheim erhalten und war durch sie hinlänglich über die jetzigen Wiener Verhältnisse unterrichtet. Die freundliche Wirtin jedoch setzte mir sogleich eine Mahlzeit vor und hätte mich gerne auch zum Mittagessen bei sich gesehen. Sie war fast gekränkt, als ich ihr sagen mußte, ich sei beim Herrn Oberlehrer zu Gaste und also bezüglich Mittagessen für heute bereits vergeben.

So kehrte ich in die Schule zurück, wo wir zwei alten Krieger unsere Unterhaltung fortsetzten. Nach dem Mittagessen mußte ich mich aber dann bald wieder auf den Weg machen. Meine freundlichen Gastgeber meinten, in zweieinhalb Stunden könne ich leicht wieder in Birkfeld sein. Der einzige Zug, den ich benützen konnte, ging um halb vier Uhr nachmittags (15 Uhr 30) vom Bahnhof Birkfeld ab. Es konnte sich knapp ausgehen. Ich wanderte, so schnell ich konnte, den mir nun schon bekannten Weg zurück. Leider verwickelte mich unterwegs eine Frau in ein Gespräch. Jedenfalls erkannte sie mich an meiner Uniform als Heimkehrer und wollte nun von mir allerlei über Heimkehrer und Kriegsgefangene erfahren. Wahrscheinlich hatte auch sie einen nahen Verwandten, der noch nicht aus dem Felde heimgekommen war.

Damals verfügte ich leider auch über keine Uhr mehr. Meine Armbanduhr war mir im September 1944 während eines unserer Rückzüge im toskanischen Berglande verloren gegangen. So geschah es d

Als ich den hochgelegenen Marktplatz von Birkfeld im Schnellschritt durcheilt hatte und nun den Bahnhof unten im Tale vor mir

liegen sah, fuhr dort unten mein Zug mit höhnischem Pfeifen davon. Es war Samstag Nachmittag, der nächste Zug ging erst wieder Montag früh ! Ich hätte mich selbst ohrfeigen können !

Was war nun zu tun ? Zunächst suchte ich verzweifelt nach einer anderen Fahrgelegenheit in Richtung Graz - leider vergebens. So mußte ich in den sauren Apfel beißen und meinen Weg zu Fuß fortsetzen. Bis Weiz war es nicht schwer, den Weg zu finden. Ich brauchte nur entlang der Eisenbahn zu gehen.

Es war schon finstere Nacht, als ich nach mehrstündiger Wanderung in dieser Stadt ankam. Dort konnte ich mich zunächst in einem Kaffeehause mit echter Vollmilch stärken. Wie ich später erfuhr, wurde damals in der etwa 40 km entfernten Landeshauptstadt Graz nicht einmal auf Kinder- und Säuglingsmilchkarten echte Vollmilch ausgegeben. Ein Übernachten in Weiz war nicht möglich, um elf Uhr nachts sperrte das Kaffeehaus, so blieb mir nichts übrig, als zu Fuß weiter zu pilgern.

Jetzt konnte mir die Bahn nicht mehr als Wegweiser dienen, es wäre ein zu großer Umweg gewesen. Ich mußte mich weiter rechts halten. So wanderte ich die ganze Nacht hindurch. Bei Wegkreuzungen mußte ich mich auf mein Gefühl verlassen; kurz vor Kriegsende waren ja auch hier alle Wegweiser entfernt worden "um dem Feinde keinen Hinweis"zu geben". Dennoch fand ich den richtigen Weg und hatte, als der Morgen graute, den Stadtrand von Graz erreicht. Die Straßenbahn verkehrte schon, so brauchte ich wenigstens den letzten Teil meines Weges nicht zu Fuß zurückzulegen.

Insgesamt war ich mehr als 65 km gewandert. Was der Mensch alles zuwegebringt, wenn das eiserne Muß dahintersteht: Wie gut, daß sie bei der Deutschen Wehrmacht meine infanteristischen Fähigkeiten nicht erkannt haben, dachte ich mir noch, wer weiß, wo sie mich dann hingesteckt hätten !

Die Tante steckte mich, als ich bei ihr ankam, sogleich ins Bett, ich schlief bis in den Nachmittag hinein.

Als ich am Montag wieder an meinem Arbeitsplatz erschien, erfuhr ich, daß mein Fernbleiben von der Arbeit am Allerseelentage von den Leuten dort sehr übel vermerkt worden war. Man drohte, mir die Schwerstarbeiterkarte zu entziehen, wenn so etwas noch einmal vorkäme. Dies konnte mich aber nun völlig kalt lassen. Mein Unternehmen war ja ein voller Erfolg geworden, so bedurfte ich keines weiteren Versuches.

Mein Weg für den "Ernstfall" war mir nur klar vorgezeichnet. Ich mußte an einem Samstag wie schon so oft nach Graz. Den Sonntag konnte ich bei der Tante verbringen. Montag zeitig früh mußte

ich dann mit der Bahn über Gleisdorf-Weiz-Birkfeld zu ihrem Endpunkt Ratten und von dort mit irgend einem sich bietenden Verkehrsmittel nach Rettenegg zu kommen trachten - notfalls konnte ich die Strecke Ratten-Rettenegg auch zu Fuße zurücklegen, es war nicht allzuweit. Von Rettenegg aus mußte ich dann nach Rücksprache mit dem Freunde versuchen, die Linie zu überschreiten. Wenn der Versuch gelang, so mußte ich drüben mit der Bahn, mit anderen Verkehrsmitteln oder, wenn ich sonst nichts fand, auch zu Fuße nach Wien zu kommen trachten. Offen blieb jetzt nur der genaue Termin meines Vorhabens.

Drei meiner Schicksalsgefährten von der Brändelhütte hatten anscheinend irgendwie meine Absichten erraten. Sie baten darum, mich begleiten zu dürfen.

"Wenn Du uns führst", so sagten sie zu mir, "dann muß es uns gelingen."!

Bei der Deutschen Wehrmacht hatten mich fast alle Vorgesetzten und Kameraden für einen völlig unfähigen Kerl gehalten, mit dem überhaupt nichts anzufangen war, nun hatten die Drei hier ein so seltsames Vertrauen zu mir. Selbstverständlich ging ich auf ihren Vorschlag sofort ein; mir konnte es nur recht sein, wenn ich den doch nicht ganz ungefährlichen Weg über die Linie nicht allein zu machen brauchte. Natürlich klärte ich meine Gefährten auch über das Risiko, das uns bevorstand, in vollem Umfange auf.

Aber auch über den Termin für unser Vorhaben sollten wir uns bald ins Klare kommen: Am Sonntag, dem 25. November 1945 sollten im neuen Staate Österreich, in der zweiten Republik, die ersten allgemeinen Parlamentswahlen stattfinden. Wie diese ausfallen würden, konnte niemand voraussehen, auch die Besatzungsmächte nicht.

Wie immer diese Wahlen jedoch ausgehen würden, es war anzunehmen, daß entweder die Russen oder die westlichen Alliierten über ihr Resultat enttäuscht sein und dann die Demarkationslinie schärfer bewachen würden. Zudem rückte nun der Winter immer näher. Dadurch wurden die Aussichten für das gelingen einer etwaigen Gebirgswanderung immer schlechter, die mit ihr verbundenen Gefahren aber immer größer.

Wir setzten also den Start unseres Unternehmens nun endgültig für den Morgen des 17. November fest. Es war ein Samstag. Begleitet von den guten Wünschen der Zurückbleibenden schlichen wir uns an diesem Tage zeitig in der Frühe, beladen mit unseren wenigen Habseligkeiten, zur Bahn hinunter. Wir gelangten unangefochten in den Zug und fuhren bis Graz, wo wir den Sonntag über blieben.

Montag früh ging es dann weiter vom Grazer Ostbahnhof über Gleisdorf-Weiß-Birkfeld bis zur damaligen Endstation Ratten der steirischen Landesbahn. Den Verkehr von dort nach Rettenegg besorgte damals ein altes Lastauto. Mein Freund, der in Ratten zu uns gestoßen war, quartierte uns in dem Gasthofe ein, in dem er selber Unterkunft gefunden hatte. Dann mußte er in seine Schule.

Als er nachmittags zurückkehrte, konnte er uns bereits sagen, was wir wissen wollten. Wir hatten den Weg über den Wechsel zu wählen, über den Pfaffensattel wäre es zu dieser Zeit zu gefährlich gewesen. Wir blieben dann noch den Tag und die Nacht über in Rettenegg, um uns im Hinblick auf die vor uns liegende Anstrengung noch ordentlich auszurasten. Dienstag früh brachen wir dann auf. Als ich vor unserem Abgang den Wirt fragte, wieviel ich ihm schuldig sei, winkte er ab. Mein Freund hatte die Gasthausrechnung bereits für mich beglichen.

Nun begann also der entscheidende Teil unseres Unternehmens: Zunächst ging es noch ein Stück die Straße entlang bis zur Ortschaft Feistritzwald. Bis dahin hatten wir uns noch vor Militärstreifen der Engländer in acht zu nehmen, die ab und zu in dieser Gegend auftauchten. In Feistritzwald gabelten meine Kumpane zwei weibliche Wesen auf, die sich für einen Lohn von zehn Mark dazu bereit erklärten, uns den besten Weg auf die Hochfläche des Wechsels zu zeigen. Eigentlich war es in der damaligen Zeit für zwei Frauen ein großes Wagnis, zusammen mit vier ihnen wildfremden Soldaten oder Heimkehrern eine Wanderung in den einsamen, grenznahen Bergwald zu unternehmen.

Dann ging es steil bergan. Nach mehrstündigem, beschwerlichem Steigen erreichten wir endlich die Hochfläche. Hier oben lag schon tiefer Schnee. Das Wetter war uns hold; nicht ein Lüftchen regte sich. Ein Schneesturm hier oben hätte uns bergungewohnten Leuten sehr gefährlich werden können.

Es dunkelte schon, als wir das Wetterkogelhaus nächst dem Gipfel erreichten. Das Schutzhaus war noch fast eine Ruine, doch war es glücklicherweise schon bewirtschaftet. Der Wirt gab uns zu essen und machte uns dann in einem Stalle ein Lager zurecht. Wie er uns sagte, waren wir hier schon auf niederösterreichischem Boden, hatten also die Demarkationslinie bereits überschritten.

Zu Kriegsende mußten hier oben noch schwere Kämpfe stattgefunden haben; die vielen frischen Soldatengräber, die man sah, redete eine nur zu deutliche Sprache !

In der Schutzhütte trafen wir einen Heimkehrer, der mit uns im gleichen Transport von Rimini bis Graz gefahren war. Er hatte

in Wien seine Frau besucht und war nun auf dem Rückwege in die Steiermark. In Wien gebe es doch nichts zu essen, meinte er ...

Am anderen Morgen waren wir schon zeitig auf. Die herrliche Fernsicht beachteten wir kaum und machten uns so rasch als möglich an den Abstieg. Zwar hatte man uns versichert, es habe keine Gefahr, die Besatzungssoldaten stiegen nicht gerne auf die Berge, aber es war doch nicht geraten, länger als unbedingt notwendig in dieser Gegend zu verweilen. Möglich war es ja immer, daß ein ehrgeiziger Postenkommandant doch einmal auf den Gedanken kam, eine Streife in das Gebirge zu schicken. Wir wanderten also, so schnell wir konnten, auf der anderen Seite des Berges hinab nach Mariensee. Und - wir hatten wieder Glück:

Es begegnete uns niemand außer ein paar verdächtig aussehenden Gestalten, die eine Viehherde über die Demarkationslinie trieben. Mit solchen Unternehmungen konnte man damals jedenfalls viel Geld verdienen. Von Mariensee aus waren es die Straße entlang noch drei Stunden Weges bis Aspang, von wo wir eine direkte Bahnverbindung nach Wien hatten. Auf der Straße nach Aspang begegnete uns der erste russische Soldat. Wir gingen klopfenden Herzens an ihm vorüber, doch - man hatte uns recht unterrichtet - er nahm nicht die geringste Notiz von uns.

Auf dem Bahnhof Aspang konnten wir so wie drüben in der Steiermark anstandslos unsere Fahrkarten lösen, doch mußten wir bis zur Abfahrt des nächsten Zuges in Richtung Wien einige Stunden warten. Leider ging dieser Zug nur bis Wiener-Neustadt. Dort mußten wir in den vollbesetzten Südbahnzug Richtung Wien umsteigen. Die Menschen standen dichtgedrängt auf den vollbesetzten Plattformen und Trittbrettern der Waggons, doch gelang es uns, dank kräftigen Gebrauches unserer Ellbogen, uns dennoch in diese Menschenmasse hineinzuzwängen.

Es war schon gegen neun Uhr abends, als wir auf dem alten Wiener Südbahnhofe ankamen. Wie hatte sich dieses Gebäude traurig verändert, seit ich zum letzten Male hier gewesen war ! Die Bahnhofshalle hatte kein Dach mehr und die mächtige Freitreppe, die von den Bahnsteigen hinunter in die Kassenhalle geführt hatte, war durch behelfsmäßige Holzstiegen ersetzt worden.

Hier verabschiedeten sich meine drei Kumpane von mir. Sie hatten noch einen weiten Weg vor sich. Zunächst wollten sie in einer Heimkehrerunterkunft im Bahnhof Hütteldorf übernachten. Zwei von ihnen waren im westlichen Niederösterreich daheim, der dritte aber mußte gar nach Aigen-Schlägl im westlichen Zipfel des Mühlviertels kommen, nicht mehr weit von der bayrischen Grenz

Den letzten Teil meines Heimweges mußte ich also allein gehen. Es war stockfinster, die Straßenbeleuchtung funktionierte damals noch nicht, so konnte ich auch von den Zerstörungen des Krieges noch nicht allzuviel bemerken. Meinen Weg fand ich auch im Finstern; er führte durch das Fasanviertel - jenen Teil unseres dritten Wiener Gemeindebezirkes, der durch die Bomben am meisten gelitten hatte. So mußte ich dort auch über manchen Trümmerhaufen tappen. In den Gassen Wiens war es damals - November 1945 - noch nicht ganz geheuer. Darum war ich ganz froh, als ich in unsere Gasse einbiegen konnte und dann endlich vor unserem Hause stand. In der Dunkelheit sahen die Häuser hier unbeschädigt aus, auf den ersten Blick waren keine Bombenschäden zu bemerken.

Eine ganze Weile mußte ich klopfen, ehe mir unser Hausbesorger öffnete. Wohl gehörte auch der dritte Bezirk nun schon seit einiger Zeit zur englischen Besatzungszone, doch öffnete man damals auch hier bei Nacht nur ungern das Haustor. Ich wurde freundlich begrüßt und man verlangte von mir nicht einmal ein Sperrsechserl. Dann tastete ich mich die finsteren Stiegen hinauf bis zu unserer Wohnungstüre. Vater hatte sich trotz der späten Stunde noch nicht zu Bett gelegt, er öffnete mir selbst und schloß mich in seine Arme. Ich war wieder daheim !

An diesem Abend hatten wir uns sehr viel zu erzählen; wir hatten beide sehr viel erlebt, seit wir uns vor mehr als eineinhalb Jahren - im März 1944 - zum letzten Male gesehen hatten; so dauerte es sehr lange, bis wir zu Bett gingen.

Am nächsten Tage war mein erster Weg zur Polizei; ich mußte mich ja wieder zurückmelden. Von dort schickte man mich zur Heimkehrer-Entlassungsstelle in die Kundmanngasse. In diesem Amte gelangte ich schließlich zu zwei nebeneinanderliegenden Türen.

Die eine trug die Aufschrift:

"Heimkehrer MIT Entlassungsschein"

Die andere trug die Aufschrift:

"Heimkehrer OHNE Entlassungsschein".

Da ich über kein Entlassungsdokument verfügte, war ich also an die zweite Türe gewiesen. Meine Sorge, daß man mich nun vielleicht doch schnappen und wieder nach Deutschlandsberg zurückschicken würde, erwies sich erwies sich jetzt GottseiDank als unbegründet. Durch jede der beiden Türen gelangte man nämlich zu demselben Schreibtisch. An diesem saß ein freundlicher Beamter, der jedem Ankömmling der noch über kein Entlassungsdokument verfügte, bereitwillig ein solches ausstellte. Mit diesem Dokument bewaffnet konnte ich mir

dann in der für unsere Gasse zuständigen Kartenstelle die mir zustehenden Lebensmittelkarten abholen.

Unter den vielen Besorgungen, Besuchen und Laufereien, die ich in den folgenden Tagen zu erledigen hatte, ist mir ein Erlebnis besonders in Erinnerung geblieben:

Ich hatte in der Gefangenschaft einen Wiener Gemeindeangestellten kennen gelernt, mit dem ich mich ganz gut verstanden hatte. Wie unter Kriegsgefangenen üblich hatten wir unsere Heimatadressen ausgetauscht, damit derjenige von uns, der als erster heimkäme, die Möglichkeit hätte, die Angehörigen des Anderen über dessen Schicksale zu unterrichten. In Rimini waren wir beide in denselben Entlassungstransport gesteckt worden und hatten uns dann in Graz zum letzten Male gesehen. Nach Deutschlandsberg war er dann nicht mehr mitgekommen, so war er wohl einer anderen Arbeitsgruppe zugeteilt worden. Nun war also die Reihe an mir, unsere Verabredung einzuhalten. Dies bedeutete für mich nicht einmal eine besondere Mühe, denn mein Kamerad wohnte in der Anzengrubergasse im vierten Wiener Gemeindebezirk.
So besuchte ich denn seine Frau und erkundigte mich bei ihr nach den weiteren Schicksalen ihres Gatten. Sie berichtete mir, er sei von Graz aus Anfang Oktober nach Übelbach verschickt worden und arbeite nun dort als Holzhacker. Von dort hatte sie bereits einige recht trübselige Briefe von ihm erhalten. Ich berichtete ihr dann von meinen Erlebnissen in diesen letzten Wochen und von unserer geglückten Flucht.

Daraufhin setzte sich seine Gattin noch am gleichen Abend hin und schrieb ihrem Gemahl einen Brandbrief etwa folgenden Inhaltes:

Du liebloser Mann !

Heute war ein Schicksalsgenosse von Dir bei mir, ein gewisser Regius ! Der Mann behauptet, von Italien bis Graz mit Dir beisammen gewesen zu sein. Er ist über die Linie gegangen ! Dabei hat ers von Deutschlandsberg bis hierher sicher weiter gehabt, als Du von Übelbach !
Er hat nur einen alten Vater daheim, Du aber hast ein Weib zu Hause, das Dich nun schon so lange hat entbehren müssen und das sich nach Dir sehnt ! Dein Kamerad machte mir persönlich keineswegs einen besonders verwegenen oder listenreichen Eindruck ! Was ihm geglückt ist, müßtest Du doch auch zuwege bringen !

Deine treue Gattin

Was blieb dem solcherart bei seiner Mannesehre gepackten ar-

men Menschen nun übrig ? Er schrieb seinem Weibe zurück:

"Weib ! Dein Wille sei mir Befehl ! Auf Dein Haupt die Verantwortung"!

Dann nahm er sich wie ich ein paar Kumpane und sie versuchten miteinander ihr Glück. Leider verfügten sie nicht über so einen treuen und verläßlichen Helfer wie wir und so geschah es: Sie würden von den Russen geschnappt.

Diese ließen ihre Gefangenen zunächst einmal zwei Tage lang dursten. Während dieser Zeit haben sich die Armen sicher alle schon in Sibirien gesehen und haben wohl ihre Wagehalsigkeit hunderte Male verflucht. Dann aber zeigte sich der Postenkommandant von einer menschlicheren Seite: Er ließ sich seine Gefangenen vorführen und hielt ihnen eine lange Ansprache; dabei sagte er ihnen, er freue sich darüber, daß sie es trotz all der bösen Dinge, die über die Besatzungsmacht erzählt würden, doch gewagt hätten, in die russische Zone durchzugehen. Dann ließ er sie laufen.

Sie machten sich aus dem Staube, so schnell sie konnten, und sind dann noch glücklich nach Hause gekommen. Mein Kamerad hat mich dann besucht, nachdem er sich von seinen ausgestandenen Strapazen ein wenig erholt hatte und hat mir von den Abenteuern, die sie durchzustehen hatten, berichtet.

Wir alle miteinander hatten wohl alle Ursache zu tiefster Dankbarkeit dafür, daß wir nicht nur durch den schrecklichen Krieg gnädig hindurchgeführt, sondern auch noch auf dem letzten Teil unseres Weges in die Heimat so wunderbar behütet worden waren.

= = =

"AN IHREN FRÜCHTEN WERDET IHR SIE ERKENNEN"!

		Seite
I.	Rückblick	184
II.	Mein Elternhaus	185
III.	Mittelschulerinnerungen	196
IV.	Burschenschaftliche Familientraditionen.	202
V.	Lebensschicksale von Kollegen unseres Maturajahrganges	206
VI.	Begegnung mit dem Nationalsozialismus	208
VII.	Mein Freund Rudi	215
VIII.	Berufliche Förderung durch die Kirche ?.	218
IX.	Ein Dissident	226
X.	Ein Kriegskamerad	230
XI.	Drei Kriegserlebnisse	232
XII.	Kriegsgefangenschaft	237
XIII.	Siebenbürger Flüchtlingsschicksale	240
XIV.	Mein Freund Alfred	245
XV.	Pfingsten 1963	253
XVI.	Abschied von einem Bekenner	255
XVII.	Ein biblisches Gleichnis	261

- - -

I./ Rückblick.

Wenn jemand das siebzigste Lebensjahr überschritten und damit nach menschlichem Ermessen wohl den allergrößten Teil seines Lebens hinter sich gebracht hat, so tut er wohl daran, den Weg, er bisher zurückgelegt hat, kritisch zu überschauen.

Ein Wanderer im Gebirge, der den ihm vorgezeichneten Weg zum größten Teil hinter sich hat, ist wohl imstande, rückschauend die Abgründe zu erkennen, an denen er gnädig vorbeigeleitet worden ist. Wenn er dann auch der Menschen gedenkt, die ihm auf seiner Wanderung begegnet sind, so kann er wohl beurteilen, ob sie ihm den richtigen Weg gewiesen haben, oder, ob die Ratschläge, die sie ihm gaben, die Auskünfte, die sie ihm erteilten, ihn auf Umwege, Abwege oder gar Irrwege gebracht haben.

Mein Lebensweg auf dieser Erde begann im November 1911 im ukrainischen Dorfe Zastavna am Dnjestr, im nördlichsten Eck des damals östlichsten Kronlandes der österreichisch-ungarischen Monarchie, und führte über dessen Landeshauptstadt Czernowitz - beide Orte liegen heute in der Sowjetunion - nach Wien.

Ich habe ZWEI Weltkriege, DREI völlige Staatszusammenbrüche und ZWEI weitere tiefgreifende Änderungen des Staatsgefüges miterlebt und überlebt. Die Jahreszahlen 1933, 1938, 1938, 1945 und 1955 sagen jedem Zeitgenossen wohl mehr als genug.

In dieser bewegten und stürmischen Periode der Weltgeschichte - vielleicht war sie stürmischer als je eine Zeit vor ihr - bin ich so manches Mal in leiblicher und auch in seelischer Not gewesen. Ich darf mich aber nicht beklagen; Gott hat mir immer wieder gnädig geholfen und hat mich unversehrt und ohne Schaden durch alles hindurchgeführt.

Aber nun seltsam ! Die Werkzeuge, durch die ER mir Hilfe gesandt hat, die Menschen, die mir Gutes taten, mir halfen und mich beraten, waren kaum je Glieder unserer Kirche. Die allermeisten von ihnen waren - Katholiken, die anscheinend das Apostelwort : "TUT GUTES AN JEDERMAN, ZUMEIST ABER AN DES GLAUBENS GENOSSEN"! viel weitherziger auslegten, als wir es zu tun pflegen.

Ihnen machte es ja anscheinend nichts aus, daß das Gute, das sie an mir taten, doch - von ihnen aus gesehen - einem Akatholiken und Ketzer zugute gekommen ist.

- - -

II./ Mein Elternhaus.

So schmerzlich es für mich ist, ich dürfte eigentlich nicht einmal die Wohltaten, die mir durch meine Eltern zuteil geworden sind, dem Konto unserer Kirche gutschreiben:

Meine Eltern waren die besten und treuesten Eltern, die ich mir vorstellen kann:

Mein Vater, mein unerreichtes Vorbild, war der gewissenhafteste und korrekteste Staatsbeamte, den ich mir nur denken kann. Hätten die alte Monarchie und die erste Republik - vom Staate Adolf Hitlers gar nicht zu reden - lauter solche Diener gehabt wie ihn, so hätte viel Unheil, das in unseren Tagen über die Welt gekommen ist, gar nicht in Erscheinung treten können. Das Böse hätte keine Werkzeuge gefunden, um seine Wirksamkeit zu entfalten.

Meine Mutter, Vaters wesensverwandte Gattin, war die wunderbarste Frau, die mir auf dieser Welt begegnet ist.

Die Tätigkeit meines Vaters für seine Kirche aber beschränkte sich darauf, den Kirchenbeitrag pünktlich zu bezahlen und die meine Mutter erschöpfte sich darin, daß sie Jahr um Jahr die ausgemusterten Kleider und Schuhe unseres Haushaltes zur Beteilung der Armen in unser Pfarramt schickte.

Daß es keinem der Amtsträger unserer Kirche, die ihren Lebensweg kreuzten, gelang, Menschen solchen Charakters und solcher Herzensbildung an einer stärkeren Mitarbeit in ihrer Kirchengemeinde zu interessieren, ist wohl beklagenswert. Welche Gründe meine Eltern zu einer solchen Haltung bewogen haben, wurde mir nie mitgeteilt. Ich kann nur vermuten, daß es vielleicht Enttäuschungen gewesen sein mögen, die sie auf diesen Weg geführt haben.

Da ich den Weg zu einer kirchlichen Jugendbewegung fand, war meinem Vater weniger recht als meiner Mutter. Mutter hatte nichts dagegen; sie meinte, dies sei doch irgendwie eine Art Gegengewicht gegen den Bolschewismus. Vater aber war alter Herr einer nationalen Burschenschaft und hätte mich gerne auch auf diesen Weg gebracht. Er befürchtete - wie es sich dann nachher herausstellen sollte, mit vollstem Rechte - daß der Einfluß des "B-K" mich daran hindern würde, jenen Weg einzuschlagen, den er für mich in Aussicht genommen hatte.

Heute kann ich wohl nur Gott danken, daß ich nie zu einer Burschenschaft gegangen bin. Wenn schon meine Stellung bei "B-K" und Kreuzfahrern im Laufe der Zeit immer problematischer wurde, wie wäre mirs da wohl erst bei einer Burschenschaft ergangen, wenn

man meine im Laufe der Zeit immer kritischere Einstellung zu gewissen Dingen erst erkannt hätte. Man hätte mich doch dann dort sicher so rasch als möglich wegen "nationaler Unzuverlässigkeit" aus dem Verbande entfernt.

Meine Eltern lebten in vorbildlichster Ehe.

Ich kann mich nicht erinnern, daß ich während der 28 Jahre, die ich mit ihnen zusammen verleben durfte, je Zeuge einer Meinungsverschiedenheit oder gar eines Streites zwischen ihnen geworden wäre.

In seinem Testamente schreibt Vater an uns:

"Ihr mögt es mir glauben, liebe Kinder, oder nicht, aber ich bin in meinem Leben nur auf Eines stolz, nämlich darauf, daß ich rein in die Ehe gegangen bin und daß ich während meiner Ehe und auch nachher als Witwer nie von einem anderen Weibe gewußt habe als nur von Eurer lieben Mutter."

(Vater hat Mutter um dreiundzwanzig Jahre überlebt).
Den schweren Entschluß, seine Heimat nach dem ersten Weltkriege zu verlassen, faßte Vater vor allem aus Rücksicht auf seine Kinder; Er wollte meinem Bruder und mir den Militärdienst in der rumänischen Armee ersparen.

Die Option für Österreich wurde meinem Vater dadurch erleichtert, daß sein Vorgesetzter, der damalige Landesgerichtspräsident in Czernowitz, Dr. Robert Pieta, der spätere Präsident des Oberlandesgerichtes Wien, kurz vor dem Zusammenbruch von 1918 nach Wien versetzt worden war. Dieser schätzte Vater sehr. Ihm vor allem hatte Vater es zu verdanken, daß er in den Staatsdienst des klein gewordenen Österreich übernommen wurde.

Damals, nach dem Zusammenbruch des alten Reiches, stand jeder Staatsbeamte vor der schweren Wahl, ob er in seiner Heimat bleiben, oder, ob er sie verlassen sollte. Entschied er sich für das Zweite, so konnte er zwischen sechs verschiedenen Staatswesen wählen, deren zukünftige Entwicklung niemand voraussehen konnte. Für eines von diesen mußte er sich dann entscheiden. So ging nun jeder dorthin, wohin ihn sein Herz zog. Ob er damit für sich und für seine Familie Gutes oder Böses, Segen oder Fluch gewählt hatte, hat sich dann erst nach zwanzig Jahren, oft aber auch erst noch später herausgestellt.

Mein Onkel Bohumir, Gatte der jüngeren Schwester meiner Mutter, gebürtiger Prager und Tscheche, war als Hochschulingenieur, Fachrichtung Schwachstromtechnik, bei der Czernowitzer Postverwaltung angestellt gewesen. Nach 1918 entschied er sich für die Tschechoslowakei. Dort eröffnete sich ihm zunächst eine glänzende Laufbahn: Er brachte es bis zum Sektionschef im tschechischen Mini-

sterium für Landesverteidigung.

Später aber traf ihn das Unglück: seine einzige Tochter, meine Kusine, 1919 geboren, wurde mit ihrem Gatten noch im Mai 1945 von S.S. ermordet, während ihr damals dreijähriges Töchterchen, mit einer schweren Kopfverletzung in dem in Brand gesteckten Hause zurückgelassen, nur durch einen treuen Dienstboten vor dem sonst sicheren Tode gerettet werden konnte. Das Kind wurde dann von seinen Großeltern aufgezogen. Mit welchen Gefühlen mag es, nun es das Schicksal seiner Eltern kennt, an die denken, die ihnen allen dies angetan haben .....

Mein Onkel Bohumir hat noch die Besetzung von Prag durch die Russen 1968 erlebt und ist erst 1971 hochbetagt gestorben. Er durfte noch die Geburt seines Urenkels erleben, der nach ihm auf den Namen Bohumir = Gottfried getauft wurde. Möge dem Kleinen ein friedlicherer Lebenslauf beschieden sein als seinen Eltern und Großeltern ! Möge sein Leben, seinem Namen gemäß, dem Frieden mit Gott geweiht sein !

Als ich diesen Fall einmal einem Führer unserer Kirche mit den Worten schilderte, meine Kusine sei im Jahre 1945 in Prag ermordet wordet worden, sagte er darauf nur:

"Diese Tschechen sind doch ein Gesindel"!

Ich erinnere mich noch deutlich an den ungläubig-erstaunten Ausdruck, den das Gesicht dieses Herrn zeigte, als ich ihm der Wahrheit gemäß erwidern mußte, meine Kusine und ihr Gatte seien ja Tschechen gewesen, ihre Mörder hingegen Deutsche ....

Die Entscheidung meines Vaters hingegen, aus Czernowitz nach Wien zu übersiedeln, hat sich nur zum Segen für seine Familie ausgewirkt. Wären wir in der alten Heimat geblieben, so hätten wir wohl das traurige Schicksal der Buchenländer Deutschen geteilt: Nach der Besetzung der Nordbukowina durch die Russen im Sommer 1940 wurden die dort noch verbliebenen Volksdeutschen von den Behörden des Dritten Reiches in die Gegend von Bielitz umgesiedelt. Die waffenfähigen Männer zog man sogleich zur S.S. ein, ihre Familien aber wurden in Wohnungen und Bauernhöfe eingewiesen, aus denen man kurz zuvor die früheren Besitzer hinausgeworfen hatte. So kann sich jeder ausmalen, wie es ihnen dann dort ergang, als im Jahre 1945 die früheren Eigentümer wiederkamen .....

Seinen Richterberuf faßte Vater als eine heilige Verpflichtung auf, die Armen gegen die Übergriffe der Reichen zu schützen. War ihm das in einem besonderen Falle gelungen, so hatte er eine ganz besondere, große Freude.

Einmal hat er mir einen solchen Fall geschildert, den er

noch in der alten Heimat zu entscheiden hatte:

Ein Bauer hatte ein Stück Vieh verkauft. Dieses war dann durch die Hände mehrerer Händler gegangen, beim letzten Käufer war das Vieh verendet. Die Folge war dann eine Kette von Schadenersatzprozessen: Jeder Käufer klagte seinen Verkäufer, bis dann endlich als letzter in dieser Reihe der Bauer selbst drankam. Diesen letzten Prozeß hatte Vater zu entscheiden.

Nun standen aber die Viehhändler in der Bukowina in einem sehr schlechten Rufe und Vater gewann aus dem Studium der Akten den Eindruck, daß bei der ganzen Angelegenheit irgend etwas nicht stimme. Nun zerbrach er sich den Kopf darüber, wie er denn dem armen Bauern helfen könnte. Vater sann hin und her, doch es wollte ihm zunächst nichts einfallen.

Endlich kam ihm der rettende Gedanke: Bei jeder Behörde, auch bei Gericht, ist die Einhaltung von Terminen stets von besonderer Wichtigkeit. Wird etwa eine Klage zu spät eingereicht, so muß sie schon allein aus diesem Grunde abgewiesen werden. Vater rechnete nach und - siehe da ! Gerade die letzte Klage, die, die jetzt vor ihm lag, war um einen Tag zu spät eingereicht worden ! Bei allen bisher in dieser Sache durchgeführten Prozessen war der Klage stets stattgegeben worden, so hatte der Anwalt des Klägers auch diesmal mit einem sicheren Siege gerechnet. Nun erhielt er statt dessen den abweisenden Bescheid. Er machte eine wütende Berufung, wurde jedoch in allen Instanzen abgewiesen und der arme Bauer war gerettet. Ein Verlust dieses Prozesses hätte für ihn wohl die Vernichtung seiner Existenz bedeutet.

In Wien hatte Vater oft auch Paternitätsprozesse zu entscheiden: wenn Männer außereheliche Kinder zeugen, so sind sie gesetzlich zur Zahlung eines Unterhaltsbeitrages für diese Kinder verpflichtet. Selbstverständlich muß vorher die Vaterschaft nachgewiesen und von Amts wegen zweifelsfrei festgestellt werden. Bei diesen Prozessen war Vater immer darum bemüht, die Interessen der armen Kindesmütter und der noch ärmeren Kinder zu schützen und die verantwortungslosen zahlungsunwilligen Kindesväter zur Erbringung der vollen, vom Gesetz vorgeschriebenen Leistung zu verhalten.

Bei der Abwicklung solcher Prozesse hatte Vater eine Gewohnheit, durch die er im ganzen Wiener Justizpalaste bekannt wurde: Bei den Urteilen der Paternitätsprozesse und in ihren Begründungen mußte sehr viel schmutzige Wäsche gewaschen werden; dies war wohl unvermeidlich. Nun gab es schon damals bei Gericht viele weibliche Schreibkräfte. Meinem Vater aber wäre es ganz besonders peinlich

gewesen, solche Dinge einem Mädchen in die Schreibmaschine zu diktieren. Daher suchte er sich in solchen Fällen immer eine männliche Schreibkraft. Manche von Vaters Kollegen, die weniger taktvoll waren und sich vielleicht ein besonderes Vergnügen daraus machten, ihre Stenotypistinnen durch solche Diktate zum Erröten zu bringen, mögen wohl über diese Eigenheit Vaters gespöttelt haben. Vielleicht haben sogar einige der Schreibdamen Vaters zarte Rücksicht nicht verstanden und haben insgeheim darüber gekichert. Vater aber hat diese Gewohnheit während seiner ganzen Dienstzeit nicht abgelegt. Man nannte ihn deshalb den "letzten Ritter vom Justizpalast".

Eine Zeitlang war Vater auch Scheidungsrichter. Er hat mir oft erzählt, wie traurig es für den Richter ist, wenn er vor einer zerbrochenen Ehe steht und nun mitansehen muß, wie zwei Menschen, die sich einmal Liebe und Treue für ihr ganzes Leben versprochen haben, einander nun gegenüberstehen wie wilde Tiere, wie keiner an dem anderen ein gutes Haar läßt und der Richter endlich, nachdem sein letzter Versöhnungsversuch gescheitert ist, die Scheidung der Ehe aussprechen muß, um Schlimmeres zu verhüten.

Einen Fall hat mir Vater einmal erzählt, der auf ihn einen besonderen Eindruck gemacht hat: Ein Ehemann hatte gegen seine Gattin die Scheidungsklage eingebracht. Das Gerichtsverfahren brachte jedoch zu Tage, daß der alleinschuldtragende Teil an dem Scheitern dieser Ehe war. Die Klage mußte nun abgewiesen werden, denn nach dem damaligen Gesetz durfte nur der schuldlose Teil eine Ehescheidung beantragen. Der Gatte war über seinen Mißerfolg natürlich enttäuscht und wütend.

Als Vater aber nun der Ehegattin die Rechtsbelehrung erteilte, daß auf Grund der Ergebnisse des Beweisverfahrens nun SIE SELBST jederzeit mit Erfolg eine Scheidung ihrer Ehe beantragen könne, da antwortete ihm die tapfere Frau:

"Das werde ich nie tun ! Über die moralischen Qualitäten meines Gatten bin ich mir wohl voll im Klaren. Ich aber BIN seine Frau und ich will es auch bleiben"!

Auf Grund der Erfahrungen aus seinen Prozessen sagte Vater mir einmal: "Alle Scheidungsgründe, die die Leute vor Gericht angeben, sind doch nur blanker Unsinn ! In Wirklichkeit gibt es doch nur EINEN EINZIGEN wirklichen Scheidungsgrund - eine dritte Person, also EIN DRITTER oder EINE DRITTE".

Der Umbruch von 1938 hätte für Vater als alten Burschenschafter eigentlich die Erfüllung aller seiner Wünsche und Träume bedeuten sollen. Nur zu bald kam jedoch auch bei ihm die Ent-

Enttäuschung. Schon allein die sofortige Außerdienststellung aller seiner jüdischen Kollegen mußte er als ein schweres Unrecht empfinden. Gewiß gab es unter diesen auch manch unsympathische Erscheinung, es gab aber auch eine große Anzahl hochanständiger Menschen und glänzender Juristen unter ihnen, die ihren Dienst ihr ganzes Leben lang ohne den geringsten Anstand versehen hatten. Nun wurden sie alle ohne Unterschied über Nacht von ihren Dienstposten entfernt. Daß ein Staat seine Beamten nicht nach ihrer Dienstleistung, ihrem Charakter und ihren Fähigkeiten, sondern - nach den Taufscheinen ihrer Großeltern beurteilt, sicher in der Geschichte dieser Welt bisher erst ein einziges Mal vorgekommen.

Übrigens brachte es nicht einmal mein Vater zuwege, die für den sogenannten "kleinen" Ariernachweis geforderten vier Taufscheine seiner Großeltern zur Stelle zu schaffen. Die Mutter seines Vaters, also meine Urgroßmutter, war im Jahre 1816 in der Bukowina geboren worden. Die Bukowina war damals noch ein völlig unkultiviertes Land, ein Land, in dem sich Füchse und Wölfe Gutenacht sagten.

Die Schwierigkeit bestand nun darin, jenes evangelische Pfarramt herauszufinden, zu dessen Amtsbereich damals - vor nunmehr 122 Jahren Urgroßmutters Geburtsort gehört hatte. Nach langem Hin und Her - wir konnten sogar den damaligen Bischof der Siebenbürger Sachsen für unsere Nachforschungen bemühen ! - gelang es schließlich, den aus dem Jahre 1830 stammenden Konfirmationsattest meiner Urgroßmutter aufzufinden. Dadurch war nun wenigstens der Nachweis erbracht, daß Vaters Großmutter schon vor ihrer Eheschließung evangelisch gewesen und nicht etwa erst aus Anlaß ihrer Eheschließung zum evangelischen Glauben übergetreten war.

Darüber, daß also letztlich die Faulheit oder Gewinnsucht eines ausländischen Küsters darüber entschied, ob in Wien ein Staatsbeamter im Dienst behalten werden konnte oder nicht, kann man heute wohl nur den Kopf schütteln. Ebenso auch darüber, wieviel unnötige und sinnlose Arbeit, von den Kosten gar nicht zu reden, dem Einzelnen und den Pfarrämtern durch diese Nachweise aufgehalst wurde .....

Das Umlernen auf die reichsdeutschen Gesetze bereitete Vater viel Ärger und Verdruß. Der österreichische Gesetzgeber war viel großzügiger als der reichsdeutsche; er legte in allen Gesetzen und Vorschriften nur die großen Richtlinien fest, alles übrige blieb dem freien Ermessen des Richters überlassen. Der reichsdeutsche Gesetzgeber dagegen war da viel kleinlicher; erbemühte

sich kasuistisch, alles auch bis in die kleinsten Einzelheiten festzulegen. Da man aber das Leben nicht in Paragraphen bannen und nicht einen jeden Einzelfall voraussehen und gesetzlich regeln kann, war dieses Bemühen wohl von vorneherein zum Scheitern verurteilt. Die Gesetze aber schwollendadurch an und wurden unübersichtlich. Zudem waren die österreichischen Gesetze weithin viel sozialer als die reichsdeutschen, deren Einführung in vielen Fällen einen bedauerlichen Rückschritt bedeutete.

So etwa war bei der Festsetzung des Alimentationsanspruches für ein außereheliches Kind nach österreichischem Recht Stand und Vermögen des VATERS, nach reichsdeutschem Recht aber Stand und Vermögen der MUTTER zu berücksichtigen. Dies bedeutete konkret, daß in Österreich etwa ein reicher Gutsbesitzer, der einer armen Stellmagd zu einem Kinde verholfen hatte, in ganz anderem Umfange zur Alimentation herangezogen werden konnte, als in Deutschland, wo es einem solchen Herrn möglich war, das arme Wesen mit einem Pappenstiele abzuspeisen.

Die österreichischen Richter waren jedoch nach 1938 emsig darum bemüht, die gesetzlichen Übergangsbestimmungen, durch die das reichsdeutsche Gesetz auch in Österreich eingeführt wurde, so auszulegen, daß den bei ihnen Recht suchenden Kindesmüttern die Wohltat des österreichischen Gesetzes möglichstlange erhalten blieb. Zu diesem Zwecke wendeten sie alle juristischen Kunstgriffe und Finessen an, die sie nur ersinnen konnten. Den nach deutschem Recht hier anzuwendenden Paragraphen nannten die "ostmärkischen" Richter bezeichnenderweise nur den "Junkerparagraphen".

Besonders traurig aberist wohl der Gedanke, daß dieser Paragraph ja noch aus den Gesetzen des deutschen Kaiserreiches stammen muß. Ostlich der Elbe hat der "Junkerparagraph" im Jahre 1945 sein Ende gefunden; dort gibt es ja seitdem keine Rittergüter und damit auch keine Junker mehr. In Westdeutschland aber ist dieser Paragraph, wie ich erfuhr auch heute noch unverändert in Geltung !

Nach den Forderungen des Evangeliums müßte ein christlicher Dienstgeber seine Dienstleute als seine Brüder und Schwestern betrachten, für deren sittliche Haltung er mitverantwortlich ist; er dürfte also mit seinem weiblichen Dienstpersonal überhaupt keinen Unfug treiben. Wenn aber einmal etwaspassiert ist, so ist doch das wohl geringste, was ein Mensch tun kann, zumal, wenn er die Mittel dazu hat, daß er für das Mädchen, dessen guten Ruf er zerstörte, in anständiger Weise sorgt, damit dem Kinde, dem Vater zu sein er sich nicht getraut, wenigstens eine sorgfältige Erziehung gesichert ist.

Was soll man aber von einem Gesetzgeber halten, der den Menschen solch bequeme Mittel in die Hand gibt, mit denen sie sich ihren Verpflichtungen entziehen können ? Aus dem Geiste seiner Gesetze erkennt man den Staat selbst. Wenn die Vorschriften, nach denen der Staat verwaltet und nach denen Recht gesprochen wird, den Forderungen des Evangeliums so klar widersprechen wie jener Junkerparagraph oder gar das berüchtigte "jus primae noctis", so ist doch wohl die Frage berechtigt, ob man solch ein Gemeinwesen noch mit Recht einen christlichen Staat nennen darf.

Vater hatte auch oft Mietprozesse zu entscheiden.

Seit dem ersten Weltkriege gilt in Österreich zum großen Ärger der Hausherren das Mieterschutzgesetz, das den Mieter gegen willkürliche Kündigungen seines Mietvertrages durch den Hausherrn schützt. Von damals an konnte jede Kündigung eines Mieters nur auf dem Wege über das Gericht durchgesetzt werden. Jenes österreichische Gesetz war auch nach 1938 unverändert in Geltung geblieben. Nicht einmal die Nationalsozialisten hatten es gewagt, daran zu rütteln.

In diesem Gesetz war genau festgelegt, unter welchen Voraussetzungen ein Hausherr einen Mietvertrag kündigen durfte. Er durfte es etwa dann tun, wenn ein Mieter sich seinen Mitmietern oder dem Hausherrn gegenüber ungebührlich benahm, wenn er mit den anderen Hausparteien dauernd Streit hatte, wenn er die Wohnung verwahrlosen ließ, sodaß man den übrigen Mietern es nicht zumuten konnte, mit ihm zusammenzuwohnen, ferner, wenn er den Zins nicht zahlte und noch aus anderen im Gesetz genau aufgezählten Gründen. Man gab es auch nach 1938 in Österreich viele Judenwohnungen, die noch unter Mieterschutz standen, es gab aber auch viele Parteifunktionäre, die sich gerne in solche Wohnungen hineingesetzt hätten. Wenn nun in einem solchen Falle ein Hausherr einen Juden aus einer Mieterschutzwohnung kündigte, so konnte er unmöglich angeben, der Parteifunktionär X. interessiere sich für die Wohnung. In solchen Fällen pflegte man auf den Begriff der Unzumutbarkeit zurückzugreifen und gab als Kündigungsgrund an, es könne den arischen Hausparteien doch keinesfalls zugemutet werden, weiterhin mit einem Juden unter einem Dache zusammenzuwohnen. Vor Gericht hatten die Hausherren mit einer solchen Begründung allerdings kein Glück. Die"ostmärkischen" Richter wiesen jede derartige Klage ab, weil der Begriff der Unzumutbarkeit in dem noch immer geltenden österreichischen Mietengesetz eben anders definiert war. Die Nationalsozialisten hätten diesen Gesetzeszustand damals

mit einem Federstrich ändern können. Nach dem März 1938 hatten sie ja auch über Österreich die volle gesetzgeberische Gewalt, sie konnten Gesetze und Verordnungen nach Gutdünken erlassen, abändern oder aufheben.

Hätten sie das bestehende Mietengesetz in diesem Punkte abgeändert und festgesetzt, die "Unzumutbarkeit" im Sinne dieses Gesetzes sei eben auch dann gegeben, wenn ein Jude mit Ariern unter einem Dache wohne, so hätten sich die an Wortlaut und Buchstaben des Gesetzes gebundenen Richter dann auch an diese Gesetzesänderung halten müssen. Aber gerade dies, die gesetzliche Festlegung vor aller Welt in der Öffentlichkeit, scheuten die Machthaber, gerade davor schreckten sie zurück.

Das Böse will immer die Verborgenheit, es soll vor der Welt so aussehen, als handelten die seinen Einflüsterungen erliegenden Menschen vollkommen freiwillig und aus eigenem Antriebe. Und darum hätten auch die Nationalsozialisten in Österreich es so gerne gesehen, wenn auch hier die Richter nicht "NUR" nach den Gesetzen, sondern "AUCH" nach dem - wie sie es nannten - "gesunden Volksempfinden" - entschieden hätten. Gerade das aber konnte in diesem Falle ein an das geltende Gesetz gebundener Richter nicht tun, ohne gegen sein Gewissen zu verstoßen.

Vater hat mir - lange nach dem Kriege - einmal erzählt, wie unbehaglich ihm einmal zumute war, als er selber einmal einen einen Prozeß dieser Art zu entscheiden hatte: Es handelte sich um die Kündigung eines Juden aus einer Mieterschutzwohnung. Der an der Wohnung interessierte Parteifunktionär saß in voller Uniform gestiefelt und gespornt -(der Volkswitz nannte einen derart Uniformierten einen "Goldfasan")- unter den Zuhörern und verfolgte den Gang des Prozesses mit sichtlichem Mißvergnügen. Seinem Gewissen nach mußte Vater diese Klage abweisen. Selbstverständlich mußte er dabei damit rechnen, daß diese Entscheidung möglicherweise auch für ihn selbst nicht ohne Folgen bleiben würde. Gott aber war meinem Vater sehr gnädig und es ist ihm damals nichts Böses widerfahren.

Im Jahre 1944 trat Vater , damals 68 Jahre alt, krankheitshalber in den Ruhestand. An seinem 80. Geburtstage war ich Zeuge, wie er einem seiner Bundesbrüder, der gekommen war , um ihm zu diesem Festtage seine Glückwünsche zu überbringen, den wahren Grund für sein damaliges Pensionierungsansuchen mitteilte.

Neben Vaters Kanzlei im Wiener Justizpalast lag ein Verhandlungssaal, der damals vom Volksgerichtshof benützt wurde. So konnte Vater durch die Wand hindurch Tag für Tag das Brüllen der Rich-

ter und das Jammern ihrer Opfer hören. Vor dieser Art Prozeßführung, die da im Saale nebenan Tag für Tag abrollte, graute meinem Vater immer mehr. So ging er schließlich zu seinem Gerichtspräsidenten und trug ihm seinen Wunsch vor, aus Gesundheitsgründen in den Ruhestand zu treten. Der Präsident war hochbegeistert, seinen unbequemen Untergebenen auf diese Art loszuwerden, und so gab es dann weiter keine Schwierigkeiten.

Mehr als achtzehn Jahre des Ruhestandes waren Vater noch vergönnt, er durfte mit dem Dritten Reich auch den Zweiten Weltkrieg und außerdem noch die Besatzungszeit überleben. Seine Pension verwendete er vor allem zur Unterstützung seiner Kinder, sowie auch dazu, um seinen Freunden und Verwandten bei passenden Gelegenheiten Geschenke zu machen. Für sich selbst verwendete er fast nichts.

Als Vater in seinen 87. Lebensjahre so schwer erkrankte, daß der Hausarzt eine Einweisung in ein Spital für unerläßlich hielt, hätte ich unseren Patienten gerne im evangelischen Spital auf der Hasnauerlände untergebracht. Ich bat einen verehrten Freund unserer Familie um seine Vermittlung. Leider klappte es aus irgend einem Grunde nicht, so mußte ich mich an die katholische Schwägerin meiner Frau wenden. Diese betrieb damals in unserem Bezirk eine Drogerie, zu deren Stammkunden auch die Wachebeamten der umliegenden Polizeiwachstuben gehörten. Von diesen erfuhr sie die richtigen Wege, sie rannte von Pontius zu Pilatus und so gelang ihr das Wunder - sie vermochte innerhalb von 48 Stunden für Vater ein Bett im Franz Josephs-Spital im zehnten Wiener Gemeindebezirk zu sichern. Dies war der Schwägerin umso höher anzurechnen, als sie allen Grund hatte, unserer Familie nicht allzu günstig gesinnt zu sein: Vater konnte sie nie recht leiden - es gibt unter den Menschen Sympathien und Antipathien - und sie wußte das. Außerdem war ihre Ehe mit meinem Schwager nicht glücklich. Dennoch, als wir die Schwägerin um diesen Liebesdienst baten, ging sie hin und half uns.

Wie arg die Not an Spitalsbetten in Wien im Jahre 1962 war, geht etwa daraus hervor, daß ein Mitpatient in Vaters Krankenzimmer nach einem schweren Schlaganfall nicht weniger als ELF Tage auf sein Spitalsbett hatte warten müssen..... Dafür, daß Vaters erster Spitalsaufenthalt in seinem Leben zugleich auch sein letzter war, können wir natürlich niemanden verantwortlich machen.

Jetzt sind die Eltern nach dreiundzwanzig Jahren der Trennung wieder vereint und nun für immer. Als sie einander in diesem Leben zum ersten Male begegneten, zählte Mutter vierzehn und Vater siebzehn Jahre. Es wird wohl nur ganz wenigen Menschenpaaren auf die

der Welt die Gnade zuteil, daß sie sich schon in so jugendlichem Alter kennen lernen und einander dann ein ganzes Leben lang die Treue halten dürfen ....

\- - -

Lange nach Vaters Ableben entdeckte ich in unserem Bücherkasten ein Werk von seiner Hand, das bis dahin seltsamerweise meiner Aufmerksamkeit entgangen war: Vier Kleinquartheefte enthielten auf 320 eng handgeschriebenen Seiten Vaters Kriegstagebuch aus dem ersten Weltkriege 1914 - 1918. Vater war damals k.u.k. Landesgerichtsrat in Czernowitz/Bukowina.

Meine Großeltern waren damals schon so betagt, daß man ihnen die Strapazen einer Flucht aus der bedrohten Stadt nicht mehr zumuten konnte, Vater wollte sie nicht im Stiche lassen und so sind wir denn alle den ganzen Krieg über dort geblieben. Die Stadt lag länger als drei Jahre im engsten Kriegsgebiet und wurde dreimal von den Russen erobert; die dritte Invasion dauerte länger als drei zehn Monate.

Als Kind habe ich dies alles wohl auch miterlebt, habe Manches noch in lebendiger Erinnerung, doch erst aus Vaters Tagebuch weiß ich jetzt, was damals wirklich alles los war. Historiker der Wiener Universität, die im Auftrage der Österreichischen Akademie der Wissenschaften das Werk geprüft haben, bezeichnen es als ein Unikum. Es ist ihnen keine Arbeit ähnlicher Art bekannt, in der ein Augenzeuge so dramatische Ereignisse, die er miterlebt hat, so gewissenhaft und ausführlich schildert.

Wenn man diese Blätter heute liest, so ergreift einen wohl ein Gefühl tiefer Dankbarkeit dafür, wie gnädig wir alle in dieser schrecklichen Zeit behütet und bewahrt und damals unversehrt durch alle Gefahren hindurchgeführt worden sind - mehr als drei Jahre lang, in denen in jedem Augenblicke für uns alle alles hätte zu Ende sein können ....

\- - -

III.) Mittelschulerinnerungen.

Solange wir noch in die Schule gehen, sind wir noch nicht imstande, die Leistungen unserer Lehrer richtig zu beurteilen und einzuschätzen. Erst, wenn sich das in der Schule erworbene Wissen mit den Anforderungen des praktischen Lebens auseinandersetzen muß, merken wir, was von diesem Wissen brauchbar ist, was den Stürmen des Lebens standhält und was nicht.

So können wir erst als Erwachsene ermessen, was unsere Lehrer uns wirklich gegeben haben. Dann erst erkennen wir, wer von ihnen seinen Beruf wirklich als eine Berufung betrachtet hat, wer von ihnen in seinen Schülern Menschen sah, denen er etwas Wertvolles auf ihren Lebensweg mitgeben wollte, und wer in ihnen nur Propagandaobjekte erblickte, an denen er einen Propagandaauftrag zu erfüllen hatte und sonst nichts.

Auch ich kann mich nur mit einem Gefühl großer Beschämung und tiefer Dankbarkeit an meine Mittelschulzeit zurückerinnern. Daß ich gerade in diese Schule, in das damalige Bundesrealgymnasium auf der Stubenbastei im ersten Wiener Gemeindebezirk gehen durfte, verdanke ich meiner lieben Mutter. Sie hat diese Schule für mich ausgesucht.

Während meiner Schulzeit war ich jedoch von dieser Schule ganz und gar nicht begeistert. Es war - eine "Judenschule" - , fast die Hälfte der Schüler waren Juden. Unser Direktor war ein "Roter", dazu gab es im Lehrkörper viele "Schwarze" und viele "Rote", es gab dort aber auch außer den jüdischen Religionslehrern eine Reihe jüdischer Professoren. Als Schüler verachtete ich in Übereinstimmung mit meinen damaligen Gesinnungsgenossen diese Schule und mit ihr auch alle uns nicht genehmen Lehrpersonen.

Einige Jahre nach Kriegsende starb der ältere Bruder eines Kreuzfahrers in verhältnismäßig jungen Jahren und ließ seine Familie in recht bedrängten Verhältnissen zurück - auch er hatte, ein paar Jahre vor mir, unsere Schule besucht. Aus diesem Anlasse mobilisierte unser "roter" Direktor unseren Verein der Absolventen unserer Anstalt und leitete unter uns eine Sammlung ein, sodaß der Witwe ein Geldbetrag zur Verfügung gestellt werden konnte. Unser Direktor wird sich über die Gesinnung und innere Haltung seines ehemaligen Schülers sicher voll im Klaren gewesen sein. Von ihm aus gesehen hat er also durch diese Tat das Liebesgebot der Bergpredigt wörtlich erfüllt:

"... LIEBET EURE FEINDE, SEGNET, DIE EUCH FLUCHEN ..."

Nie hatte ich vor unserem "roten" Direktor eine größere Hochachtung als bei diesem Werk praktischer Nächstenliebe.

Als ich zwölf Jahre zählte - man schrieb das Jahr 1923 - das Jahr des Putsches auf der Feldherrenhalle in München - da hatte ich einmal in mein lateinisches Übungsbuch ein großes Hakenkreuz gemalt. Unser Lateinlehrer bemerkte diesmit Mißfallen, er schlug mir das Buch um die Ohren und befahl mir, dieses Zeichen augenblicklich zu entfernen. Ich verharrte in störrischem Stillschweigen, doch ein Kollege rettete die Situation, er kam diensteifrig, einen Radiergummi in der Hand, herbeigeeilt und säuberte mein Übungsbuch. Ich selbst hätte damals solch eine Handlung beinahe als ein Sacrilegium angesehen.

Der alte Herr ist inzwischen schon in eine bessere Welt hinübergegangen. Als er seinen 75. Geburtstag feierte habe ich ihn in meinem Glückwunschbriefe an jenes Erlebnis aus längst vergangener Zeit erinnert, das er schon längst vergessen hatte, und habe ihm dafür gedankt, daß er mich damals in dieser Weise vor einem bösen Geiste gewarnt hat, dessen Bosheit erst mehr als zehn Jahre später voll in Erscheinung getreten ist.

Unser Lateinlehrer würzte seine Unterrichtsstunden oft mit Bemerkungen allgemeiner Art über die Welt des Staates und ihre Gesetze. In späteren Jahren, während des gewaltigen historischen Anschauungsunterrichtes, der unserer Generation erteilt worden ist, habe ich oft und oft an diese Bemerkungen aus dem Lateinunterricht zurückdenken müssen. Einige von ihnen stehen mir auch heute noch vor der Seele: Als wir etwa in der sechsten Klasse den Catilina lasen, sagte uns unser Lateinlehrer, der einzige Unterschied zwischen Cäsar und Catilina sei nur allein der, daß jenem der Griff nach der Macht geglückt sei, diesem aber nicht.

Als wir aber zu derStelle kamen, wo berichtet wird, wie der Konsul Cicero die verhafteten Führer der Catilinarier hinrichten läßt, ohne ihnen die Berufung an die Volksversammlung zu gestatten, ein Recht, das bei den Römern jedem zum Tode Verurteilten römischen Bürger zustand, da warnte uns unser Lateinlehrer, er sagte uns, man dürfe auch den größten Verbrecher nicht in seinen Rechten verkürzen. Schon öfters im Laufe der Weltgeschichte sei es nämlich vorgekommen, so sagte er, daß man unter dem Beifall der ganzen Bevölkerung Verbrecher in ihren Rechten verkürzt habe. Dann aber, nachdem das Volk auf diese Weise an Rechtsbrüche gewöhnt worden war, kamen auch die Menschen dran, die nichts verbrochen hatten .....

Zwanzig Jahre später aber ist der Consul Cicero, der "Vater

des Vaterlandes" - ein armer Flüchtling, dessen Name auf der Proskriptionsliste steht - auf der Liste der zum Tode Verurteilten, jener Menschen, die jeder straflos umbringen darf - und dem das Recht der Berufung an die Volksversammlung genau so verweigert wird, wie er es zuvor den Catilinariern verweigert hat ... Dieses geheimnisvolle, den Menschen völlig unbegreifliche, aber von ihnen doch klar erkennbare Walten einer höheren Gerechtigkeit nannten die Heiden im klassischen Altertum die "Nemesis".

Unser Deutschlehrer im Obergymnasium war im ersten Weltkrieg an der Ostfront in russische Kriegsgefangenschaft geraten. Aus Sibirien hatte er eine russische Frau mitgebracht und auch seine sonstigen Sympathien waren dementsprechend gelagert. Einmal hatte er im Rahmen einer Schulfeier die Festrede zu halten. In dieser Rede schilderte er uns ausführlich und genau, wie er und seine Kameraden im Jahre 1914 mit Blumen überschüttet an die Ostfront abgegangen waren.

"Aber", so setzte er dann fort,"als wir dann auf den blutgetränkten Leichengefilden Galiziens standen, da wußten wir erst, was der Krieg ist"!

Auf uns Junge, die wir den Krieg nur als Kinder erlebt hatten, machten diese Worte wenig Eindruck; manche von uns mögen wohl sogar insgeheim über sie gelacht haben. Inzwischen haben wir alle einen zweiten, noch viel schrecklicheren Krieg mitmachen müssen, so wird heute wohl keiner von uns, die wir ihn überleben durften, über die blutgetränkten Leichengefilde Galiziens lachen.

Unser Deutschlehrer hatte ein geflügeltes Wort, das er in seine Vorträge immer wieder einflocht. Er sprach - es war in den Jahren 1927 bis 1930 - immer wieder von der "Barbareninvasion", die unwiderruflich kommen müsse, wenn die Menschen sich nicht grundlegend änderten. Der Arme hat dann die Jahre 1933 und 1938 miterleben müssen. So hat er erlebt, wie sein Wort von der Barbareninvasion in Erfüllung gegangen ist, vielleicht noch entsetzlicher und schrecklicher als er sichs vorgestellt haben mochte.

Auch unser Physiklehrer hatte ein geflügeltes Wort. Er verwendete es etwa, als er uns die Unmöglichkeit nachwies, ein "perpetuum mobile" zu konstruieren, gebrauchte es aber auch bei anderen Gelegenheiten.

"Kinder", so sagte er uns immer wieder,"es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen"!

Auch an dieses Wort unseres Physiklehrers habe ich in den späteren Jahren oft und oft denken müssen.

In der achten Klasse hatten wir in einem Gegenstande einen

jüdischen Lehrer. Er hatte einige unangenehme Charaktereigenschaften und wir alle verachteten ihn. Einige von uns waren emsig bemüht, ihn in seinen Unterrichtsstunden vor der ganzen Klasse lächerlich zu machen.

Nach dem 13. März 1938 wollte der arme Mensch zum Katholizismus übertreten. Er wandte sich deswegen an den ehemaligen Katecheten unserer Anstalt, der es damals unter den geistlichen am Wiener Stephansdom zu einer höheren Würde gebracht hatte. Dieser sagte zu ihm:

"Du machst mir mit Deinem Wunsche selbstverständlich eine große Freude und ich bin gerne bereit, Dir dabei zu helfen, wenn Du aber vielleicht meinst, daß Dir dies bei unseren neuen Herren etwas nützen könnte, dann bist Du leider im Irrtume. Sie behandeln Dich, wenn Du Dich taufen lässest, nicht um ein Haar besser, als dann, wenn Du bei dem bleibst, was Du jetzt bist"!

Der Arme ist dann gerade zu dem Zeitpunkte verstorben, als man auch ihn nach dem Osten verschicken wollte .....

Noch als ich die Schule besuchte, wurde mir einmal ein abfälliges Wort jenes Religionslehrers über uns Evangelische zugetragen, über das ich mich damals sehr geärgert habe: Jener soll angeblich gesagt haben, die Protestanten an unserer Schule seien doch entweder getaufte Juden oder Wotansanbeter. Heute muß ich rückschauend sagen, daß dies Wort mehr Wahrheit enthielt, als ich damals für möglich gehalten hätte.

Die Schüler unserer Anstalt teilten sich nach ihrer konfessionellen Zugehörigkeit wiefolgt auf: Die Mehrzahl von ihnen waren Katholiken, die kleinere Hälfte Juden, Daneben gab es noch ein Häuflein Protestanten, unter denen sich jedoch auch manche "Nichtarier" befanden.

Unsere Schule verfügte damals nur über zwei Klassenzüge - Zug "A" und Zug "B". Darum mußten die Stundenpläne der Parallelklassen so aufeinander abgestimmt sein, daß in deren Klassenzimmern jeweils zur selben Zeit Religionsunterricht gehalten werden konnte. So kam es, daß die drei Religionslehrer - der katholische, der jüdische und der evangelische - immer beieinandersteckten und aus dem Konferenzzimmer stets gemeinsam zu ihren Unterrichtsstunden aufbrachen. Noch heute sehe ich das freundliche Bild vor meinem geistigen Auge, wie die Drei miteinander die breite Treppe unseres Schulhauses hinaufsteigen, um ihren Dienst an den ihrer Obhut anvertrauten Seelen zu tun.

Üblicherweise wurde der katholische Religionsunterricht in der "A"=, der mosaische in der "B"=Klasse gehalten. Wir Evangeli=

sche mußten uns für unseren Religionsunterricht eine weitere, aus irgend einem anderen Grunde gerade leer stehende Klasse suchen - unsere Schule verfügte ja damals nur über zwei Klassenzüge. Manchmal wußte unser Lehrer bereits, welche Klasse gerade von ihren normalen Insassen nicht benützt wurde, oft aber mußten wir selbst solch ein Klassenzimmer ausfindig machen. Wenn wir uns selbst auf die Suche machen mußten, so trachteten wir natürlich danach, diesen Vorgang möglichst lange auszudehnen. Dabei bevorzugten wir Klassenzimmer mit möglichst langen Anmarschwegen, womöglich im obersten Stockwerk unserer Schule. Jede auf diese Weise vertrödelte Minute ging ja von der Unterrichtszeit ab.

In den unteren Klassen mochte dies noch als ein harmloser Unfug angesehen werden. Im Obergymnasium aber hätten wir doch schon verständiger sein sollen, zumal sich hier noch ein traurigerer Umstand hinzugesellte: An unserem Lehrer zeigten sich in erschreckendem Maße die Symptome eines schweren Herzleidens und das Stiegensteigen wurde ihm von Jahr zu Jahr schwerer. Damals verfügte unsere Schule noch über keinen Aufzug.

Hier wäre etwas mehr Rücksicht auch von unserer Seite wohl am Platze gewesen und ich, der Kreuzlehrer, hätte hier noch eine besondere Verpflichtung gehabt. Leider war ich nicht besser, sondern schlechter als die Anderen und so werde ich diese Lieb- und Gedankenlosigkeit wohl noch einmal ernst zu verantworten haben.

Unser Lehrer aber tat seinen Dienst an uns getreulich, solange es seine Körperkräfte zuließen. Als er dann im Jahre 1928, knapp 60 Jahre alt, seine Stelle doch einer jüngeren Kraft überlassen mußte, dauerte es nur kurze Zeit, bis uns die traurige Nachricht von seinem Ableben überbracht wurde.

Von Prof. Haberl ist mir ein schönes Wort in Erinnerung geblieben: Er sagte einmal, zwischen einem Volke und seinem Untergang stände nur allein die Schar der betenden Menschen, die vor ihren Gott unablässig für ihr Volk flehen. Aus dieser Aussage könnte man folgern, daß es im zwanzigsten Jahrhundert in Gott einem Volke viel zu wenig Beter gegeben haben muß, denn sonst hätte es zu den so grauenhaften Katastrophen, die über uns gekommen sind, gar nicht kommen können. Man könnte aber auch sagen, daß es Gott sei Dank doch noch so viele gewesen sind, daß sie eine totale Ausrottung unseres Volkes verhindern konnten und da wir - bisher! - überleben durften.

Und im Zusammenhang mit dem vierten Gebot erklärte er uns, auch die Achtung und Ehrerbietung vor den Eltern sei eine wesentli-

Voraussetzung für das Überleben eines Volkes; wenn einmal die Achtung vor den Eltern aus den Familien entschwundensei, dann sei es nicht mehr weit bis zum Untergang des ganzen Volkes. Er bekräftigte diese Aussage sogar mit einem Beispiel aus der Weltgeschichte:

Außer den Juden, die ja eine besondere Rolle spielen, sind alle Völker des zweiten Jahrtausends vor Christus heute von der Erde verschwunden: von den Achäern und den Trojanern, von den Hethitern, den Assyrern und den Babyloniern, von den Phönikern und von den Ägyptern erfahren wir nur noch aus den Geschichtslehrbüchern. Ein einziges Volk von damals gibt es, das bis heute überlebt hat: es sind die Chinesen. Dies führte Haberl darauf zurück, daß eben bei diesen die Ehrfurcht vor den Eltern und vor den Vorfahren stets einen ganz besonderen Stellenwert hatte. In China wurde ja immer ein förmlicher Ahnenkult getrieben.

Haberls Nachfolger war ein damals noch ganz junger Kandidat der Theologie, der uns dann bis zur Matura betreute. Nachher ging er als Pfarrer ins Ennstal und ist in der Folge zu einer der höchsten Würden unserer Kirche aufgestiegen. Ich habe mit ihm seit der Schulzeit in Verbindung bleiben dürfen.

= = =

An den Schluß dieses Abschnittes sei nun ein Erlebnis gestellt, das einmal einer unserer Kollegen in unserem Kreise aus seiner Schulzeit berichtet hat:

Einer unserer Deutschlehrer, dessen Vorliebe für nationale Aufsatzthemen bekannt war, stellte einmal für eine Deutschschularbeit das Thema: "Welche Persönlichkeit der deutschen Geschichte hat auf mich den stärksten Eindruck gemacht"?

Unser Kollege, obwohl katholisch, schrieb über -Dr.Martin Luther ! Der Deutschlehrer zeigte diese Arbeit natürlich sogleich seinem Kollegen, dem katholischen Religionslehrer. Dieser war darüber entsetzt und betrachtete den Verfasser dieses Aufsatzes - übrigens völlig zu Unrecht - schon als einen halb und halb Abgefallenen und wandte ihm von da an seine besondere seelsorgerliche Aufmerksamkeit zu.

Selbstverständlich ist die Sorge eines Katocheten um die ihm anvertrauten Seelen durchaus legitim undein Kummer und Ärger, wenn er befürchten muß, daß ihm ein Glied seiner Herde verloren gehen könnte, durchaus verständlich. Unabhängig davon darf ich aber mit Freuden bezeugen, daß während meiner Schulzeit - in den Zwanzigerjahren- an unserer Anstalt das Verhältnis der getrennten Christen zueinander ein durchaus gutes war. Auch ich selbst hatte hier niemals einen Grund, mich überirgend etwas zu beklagen.

= = =

IV.) Burschenschaftliche Familientraditionen.

Die Verbindung zur deutschen Burschenschaft war bei mir von Vater- und von Mutterseite her gegeben.

In der Bukowina, wo die Deutschen unter den Völkern anderer Zunge nur eine kleine Minderheit bildeten (ca 20% der Gesamtbevölkerung), galt es als selbstverständlich, daß ein deutscher Mittelschüler, der an die Hochschule kam, zu einer deutschen Burschenschaft ging; er "sprang dort ein", so lautete der studentische Fachausdruck. An der Universität Czernowitz gab es außer den deutschen Burschenschaften "Arminia" und "Teutonia" auch Studentenverbindungen anderer Bukowinaer Nationalitäten, es gab ukrainische, rumänische, ja auch jüdisch nationale Studentenvereine.

Mein Vater gehörte der "Arminia", mein Vetter, Vaters Schwestersohn der "Teutonia" an. Mein Großvater und dessen Bruder waren alte Herren der Wiener Burschenschaft "Silesia" gewesen. Wie mir Mutter noch voll Stolz erzählte, war Großvater noch als Student einmal mit einigen seiner Bundesbrüder zu einer ihrer Verkehrsburschenschaften nach Jena gefahren. Dort hatte er während einer "Mensur" - eines studentischen Zweikampfes - seinem Gegner einen Knochensplitter aus dessen Schädel herausgeschlagen. Diese "Reliquie" hatte Großvater sein ganzes Leben lang aufbewahrt !

Zur Zeit ihrer Gründung (1815) war die deutsche Burschenschaft noch eine durchaus revolutionäre Vereinigung gewesen. Im Laufe der Zeit hatte sie dann mit dem Zweiten Deutschen Kaiserreich von 1871 ihren Frieden geschlossen, während sie dem Kaisertum Österreich reservierter gegenüberstand. Wie mir Mutter auch erzählte, war es zur Zeit der Großeltern noch durchaus üblich, daß man alljährlich die Gräber der Märzgefallenen (von 1848) besuchte - und schmückte - also eine den österreichischen Behörden durchaus unerwünschte Handlung setzte. Der Zweikampf, wie ihn die schlagenden Studentenverbindungen pflegten, war gesetzlich verboten; auch dadurch gab es laufend Spannungen mit den Behörden.

In den Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts führten die Burschenschaften - wie auch alle übrigen deutschen nationalen Vereine in Deutschland und Österreich den Arierparagraphen ein. Vorher hatte es auch bei den Burschenschaften viele Juden und "jüdisch Versippte" gegeben. Sie alle mußten nun aus diesen Vereinen ausscheiden. Hier gab es nur ein "Entweder - Oder". Ein Verein, der hier nicht mittat, schloß sich damit automatisch aus der Gemeinschaft aller nationalen Vereine aus.

Hinauswerfer und hinausgeworfene ahnten jedoch damals nicht,

sie konnten nicht ahnen, daß dieser Paragraph für sie Beide der erste Schritt auf dem Wege nach Auschwitz sein würde.

Erschütternd ist aber etwas, was damals anscheinend keinem Christen aufgefallen ist: Der Arierparagraph, wie er damals -50 Jahre vor Hitler- von Christen aller Bekenntnisse gehandhabt wurde, bedeutete praktisch eine Entwertung des Taufsakramentes. Dieser Paragraph galt ja auch für getaufte Juden. Nach Ansicht der damaligen nationalen Kreise vermochte also auch die christliche Taufe nicht das Geringste an der "Bösartigkeit" der Juden zu ändern. Sie war für jene nur ein Mittel der "Tarnung", damit sie ihre "zersetzende" Tätigkeit umso leichter und bequemer ausüben konnten. Dieser doch völlig widerchristlichen Meinung hätten die Christen von damals doch auf das Entschiedenste entgegentreten müssen. Christliche Staaten hätten auf ihrem Staatsgebiete Vereine mit solchen Satzungen eigentlich gar nicht zulassen dürfen.

Als ich 1930 die Mittelschule hinter mich gebracht hatte und mein Hochschulstudium begann, erwartete die Familie auch von mir, daß ich in eine Burschenschaft "einspringe". Vater und Vetter waren alte Herren von Czernowitzer Burschenschaften, die in einem Verkehrsverhältnis mit der Wiener Burschenschaft "Silesia" standen, der auch mein Großvater angehört hatte. Es wäre ein Herzenswunsch meiner Mutter gewesen, daß auch ich dorthin gegangen wäre. Unser damaliger Gemeindepfarrer Julius Antonius, ein Siebenbürger Sachse aus Schäßburg (Sighisoara), ein Freund meines Großvaters, war gleichfalls Silese, ebenso Pfarrer Kühne (Floridsdorf). Alles dies waren aus meiner damaligen Sicht genehme Pluspunkte.

Ein weiterer Punkt, den die Eltern jedenfalls bedachten, war die berufliche Förderung durch burschenschaftliche Beziehungen. Eine der Hauptaufgaben der Altherrenschaft bei den Burschenschaften war und ist ja die Förderung junger Bundesbrüder bei ihrem Eintritt in das Berufsleben. Wohl waren im Aufbau und im Einsatz von "Beziehungen" die nationalen Studentenverbindungen den katholischen "C-V"-Vereinigungen bei weitem unterlegen. Dennoch verfügten auch sie über manche Männer in einflußreichen Positionen, die in Einzelfällen einem Stellenbewerber wohl mit Rat und Tat zur Seite stehen konnten.

Ein Gegenargument für mich war damals die finanzielle Seite: Die Mitgliedschaft bei einer Studentenverbindung bedingte weitgehende gesellschaftliche Verpflichtungen, die viel Geld kosteten und ich wollte meine Eltern damit möglichst wenig belasten. Den Wert von Kontakten zu einflußreichen Menschen, die einen dann auch beruflich fördern konnten, ahnte ich damals noch nicht. "Protektion" war mir damals überhaupt ein verdächtiger Begriff. Ich war

so naiv, zu glauben, ein wirklich tüchtiger Mensch müsse es doch auch ohne Protektion zu etwas bringen. Ebenso war ich damals der naiven Meinung, auch von den Kreuzfahrern in derselben Weise wie von einer Burschenschaft eine berufliche Förderung erwarten zu können.

Meine Eltern lebten recht zurückgezogen: Die meisten Verwandten und Bekannten waren ja in der alten Heimat zurückgeblieben und so hatten wir wenig gesellschaftlichen Verkehr. Vielleicht litten die Eltern auch unter dem Schock des Zusammenbruches von 1918, zogen sich in ihr Heim zurück und wollten von der bösen Welt um sie nun so wenig wie möglich sehen und hören. Für mein und meines Bruders berufliches Fortkommen wäre es wohl besser gewesen, die Eltern hätten beizeiten an den Aufbau eines ausgedehnten Bekanntenkreises in der neuen Heimat gedacht.

Mein Gegenargument: Belastung durch das Studium, war für meine Eltern wohl einleuchtend, denn die Umstellung vom Mittelschulauf den doch so ganz anders gearteten Hochschulbetrieb fiel mir nicht leicht. So kam es hier zu einem Kompromiß: Mein Bruder führte mich bei den Zusammenkünften der nach Wien übersiedelten alten Herren der Czernowitzer Burschenschaften ein und ging mit mir auch zu den Semester-Eröffnungs- und Semester-Schlußkneipen der Wiener Silesen. Vor allem übrigen konnte ich mich drücken. Dies muß ich - rückschauend mit den Erfahrungen von heute - wohl als eine ganz besondere Gnade von oben betrachten.

Nach dem Zerfall der österreichisch-ungarischen Monarchie im Jahre 1918 sahen die Burschenschafter mehr noch als die übrigen Deutschen aus dem nun klein gewordenen Österreich und aus den Nachfolgestaaten der Monarchie ihre geistige Heimat im Deutschen Reich. Daß die Wirtschaftskrise so arg werden würde, war für gewöhnliche Sterbliche, die im Erkennen wirtschaftlicher Zusammenhänge weniger geschult waren, noch kaum erkennbar. Daß der "schwarze Freitag" der Wall-Street 1929 binnen kurzem den Zusammenbruch führender deutscher Banken und dann auch der österreichischen Creditanstalt und Bodencreditanstalt herbeiführen würde, konnten nur die Eingeweihten wissen. Was aber dann alles wirklich auf uns zukam, hätten damals wohl auch die Ärgsten Pessimisten nicht geahnt.

Nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten vom 30. Jänner 1933 hofften die Menschen, daß dies alles nun besser werden würde. Besonders die Burschenschafter erhofften sich vom Dritten Reich das Heil und wurden fanatische Parteigenossen. Viele von ihnen traten der S.A. bei, manche Verbindungen entsandten sogar Abordnungen in voller Wichs zu den Versammlungen der Nationalsozialisten.

Nach 1933 verfielen bekanntlich auf dem Gebiete des damaligen Deutschen Reiches im Zuge der nach der Machtergreifung sogleich durchgeführten allgemeinen "Gleichschaltung" auch die dortigen Burschenschaften der behördlichen Auflösung. Dasselbe Schicksal ereilte 1938 nach dem Anschluß die Burschenschaften der "befreiten" Ostmark.

Als 1940 die Nordbukowina mit Czernowitz von den Russen besetzt wurde, siedelte man zusammen mit den übrigen Buchenlanddeutschen auch die Czernowitzer Burschenschafter in das Großdeutsche Reich um. Dadurch ergab sich dann der seltsame Zustand, daß diese fanatischen Nationalsozialisten nun im Lande ihrer Sehnsucht ihre burschenschaftliche Tätigkeit - einstellen mußten. So blieb damals auch den Czernowitzer Arminen nichts übrig als "sich zu vertagen". Ihre Tätigkeit haben sie dann erst nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches wiederaufnehmen können. Doch waren auch diese negativen Erfahrungen nicht imstande, auch nur das Geringste an der unerschütterlichen Grundeinstellung der allermeisten Burschafter zu ändern.

Pfarrer Antonius, der mich im Jahre 1928 konfirmiert hat, er lebte diese Entwicklung nicht mehr. Barmherzigerweise wurde er - 75 Jahre alt - im Jänner 1934 von dieser Welt abberufen. Ich durfte an seinem Begräbnis teilnehmen.

Einer seiner Söhne, Silese wie sein Vater, von Beruf jedoch Zoologe, hatte es zum Direktor des Wiener Tiergartens Schönbrunn gebracht und war eine Weltberühmtheit geworden. Auch er hing wie wohl fast alle seine Bundesbrüder mit Herz und Seele am Dritten Reich. Als dann der Zusammenbruch von 1945 kam, wollte er unter diesen Umständen nicht mehr weiterleben. So ist er denn damals zusammen mit seiner Gattin, die ihm auch auf diesem Wege folgte, freiwillig aus dem Leben geschieden ....

Das Erschütterndste an dieser Tragödie aber habe ich erst vor kurzem aus einem Vortrage eines meiner Schulkollegen erfahren, der mit der Familie befreundet war: Der Ruf des Wiener Tiergartendirektors war auch zu den Russen gedrungen und deren Oberkommando hatte bei den Kämpfen um Wien eine Einheit extra zum Schutze des Tiergartens Schönbrunn und seines Direktors abgestellt. Als man diese Einheit an ihren Bestimmungsort eintraf, konnten die verstörten Angestellten den Kommandanten nur mehr zu den entseelten Leichen des Tiergartendirektors und seiner Gattin führen.

So sind also auch diese beiden Unglücklichen den Opfern des Nationalsozialismus zuzuzählen ....

= = =

V.) Lebensschicksale von Kollegen unseres Maturajahrganges.

Vor längerer Zeit einmal kam einer meiner ehemaligen jüdischen Mitschüler aus Amerika zu einem kurzen Besuche nach Wien. Er hatte seinerzeit an der Wiener Universität Medizin studiert, war im Jahre 1938 ausgewandert und hatte sich endlich als Arzt in der Stadt New Haven im Staate Connecticut niedergelassen. Dort muß er es wohl zu Wohlstand gebracht haben, sonst hätte er sich doch wohl die teure Reise nicht leisten können.

Wir trommelten alle erreichbaren Klassenkollegen von ehemals zusammen und veranstalteten eine Art Klassenzusammenkunft mit unserem Besuch. Bei dieser Gelegenheit berichtete er uns auch von anderen jüdischen Mitschülern, denen es wie ihm gelungen war, nach Amerika zu entkommen. Einem Katholiken aus unserer Schulklasse war unser Besuch zu besonderem Danke verpflichtet. Dieser, damals Angestellter der Gemeinde Wien, hatte ihm im Jahre 1938 die damals notwendige Ausreisebewilligung auf schnellstem Wege verschafft. Unser Besuch erzählte uns von einem anderen unserer Mitschüler, der zu jener Zusammenkunft nicht erschienen war. Dieser hatte ihn gleichsam um Verzeihung gebeten, weil er ehemals ein gar so fanatischer Parteigenosse gewesen war. Unser Besucher schloß diesen Bericht mit den Worten:

"Ich habe Euch doch gar nichts zu verzeihen ! Ihr wart mir immer nette Kollegen und ich bin dankbar dafür, daß ich mit Euch zusammen diese ausgezeichnete Schule habe besuchen dürfen ! Ohne diese hervorragende Schulbildung hätte ich es drüben doch nie zu etwas bringen können"!

Dabei waren wir uns aber so mancher Lieblosigkeit gegen unsere früheren jüdischen Mitschüler wohl bewußt. Erst nachher erfuhren wir mit Erschütterung, daß auch die Eltern dieses Kollegen von den Nationalsozialisten vergast worden sind ...

Um aber die Großherzigkeit jener Worte unseres Kollegen voll zu begreifen, bedarf es nur einer ganz einfachen Überlegung: Würde ein deutscher Absolvent einer Mittelschule von Agram oder Laibach, dessen Eltern in einem südslawischen KZ zugrunde gegangen sind, bei einer ähnlichen Zusammenkunft auch solch nette Worte finden, falls er es überhaupt über sich gewänne, mit seinen ehemaligen Mitschülern auch jetzt noch zusammenzukommen, obwohl er doch nur zu genau weiß, daß sie alle mehr oder minder fanatische Kroaten oder Slowenen gewesen sind ?

= = =

Noch ein Schicksal eines meiner Schulkollegen sei allen jenen vor

von uns, die vielleicht glauben, es genüge für das Heil der Seele, Dr. Martin Luther zum Reformator zu haben, in Herz und Gewissen geschrieben ....

Wir Beide haben 1930 maturiert, er besuchte den Klassenzug "B", ich den Klassenzug "A" unserer Anstalt. Er war der Sohn einer armen Witwe, sein Vater war im ersten Weltkrieg gefallen. Er selbst war streng katholisch, war stets Vorzugsschüler und erfreute sich der besonderen Förderung durch seinen Religionslehrer. Nach der Matura ging er an die Universität: Lehramt - Neue Sprachen (Deutsch u.Französisch). Es gelang ihm, sein Studium rasch hinter sich zu bringen und - in der damaligen schlechten Zeit - eine Stelle zu bekommen, sodaß er heiraten konnte.

Nach dem Umbruch von 1938 eröffnet ihm seine Mutter, was sie ihm bis jetzt verschwiegen hat: Sie selbst sowohl wie auch sein kriegsgefallener Vater sind jüdischer Abstammung. So steht dem Armen jetzt nur mehr ein einziger Weg offen, nämlich, so rasch wie möglich aus Österreich zu verschwinden. Er entschließt sich dazu, seine brave Frau begleitet ihn:

"WO DU HINGEHST, DA GEHE ICH AUCH HIN"!

Es gelingt ihnen, nach Frankreich durchzukommen, wo er sich und seine Familie dank seiner Sprachkenntnisse als Lehrer über Wasser halten kann.

Der Zweite Weltkrieg nimmt seinen Lauf; Frankreich wird von den Deutschen erobert; nun ist ihm zunächst eine weitere Flucht unmöglich, er muß im Lande bleiben. Eines Morgens aber klopft die Geheime Staatspolizei an seine Türe. Zu seinem Glück ist er nicht mehr daheim, sondern bereits in seiner Unterrichtsstunde. Seiner Gattin gelingt es, ihn zu warnen. Er muß zum zweiten Male verschwinden, flüchtet in den Untergrund und verbringt den Rest des Krieges als landwirtschaftlicher Hilfsarbeiter. Seine Frau mit den drei Kindern wird von den deutschen Behörden in die Heimat zurückgebracht ....

Fünf Jahre lang hören sie nichts voneinander. Nach dem Kriege erst darf er zu den Seinen zurück. Er findet sie aber nicht mehr vollzählig, denn auch seine arme Mutter ist von den Nationalsozialisten nach dem Osten verschickt worden. Man hat nie mehr etwas von ihr gehört ....

- - -

VI.) Begegnung mit dem Nationalsozialismus.

Daß ich in den Abgrund des Nationalsozialismus nicht hineintaumelte wie wohl die meisten meiner Altersgenossen und wie fast alle Kreuzfahrer, verdanke ich nur allein der Gnade Gottes - sola gratia ! Das Werkzeug Gottes, das mich davor bewahrte, war - eine katholische Freundin unserer Familie. Ihr Gatte war im Jahre 1901 Trauzeuge meiner Eltern gewesen. Leider ist er im ersten Weltkriege mit einem torpedierten Lazarettschiff in der Adria zugrunde gegangen. Die noch aus den Tagen meiner Großeltern datierende Familienfreundschaft wurde von meinen Eltern im Jahre 1932 - also gerade rechtzeitig für mich ! - wieder aufgenommen.

Die Dame entstammte einer Kölner Juristenfamilie. Ihr Vater war noch unter dem Kaiser Oberreichsanwalt gewesen. Ihre Schwester hatte einen Stadtverordneten von Köln geheiratet, der dann im Jahre 1933 zusammen mit seinem Oberbürgermeister Konrad Adenauer aus Amt und Brot gejagt wurde. Als sie mein Interesse merkte, berichtete mir unsere alte Freundin laufend ausführlich über die Begleiterscheinungen der Machtergreifung von 1933. Wir kannten die Dame als unbedingt wahrheitsliebend; so weckten ihre Berichte in mir ein unbestimmtes Mißtrauen gegen die neuen Herren Deutschlands, ein Mißtrauen, das sich dann leider als nur zu berechtigt erweisen sollte.

Tiefen Eindruck auf mich machte der Kommentar unserer Freundin zum Reichstagsbrand von 1933. Der Brand des deutschen Reichstagsgebäudes knapp nach der Machtergreifung gab den Nationalsozialisten willkommenen Anlaß für ein Ausnahmsgesetz gegen ihre Gegner. Man behauptete, die Kommunisten hätten einen Staatsstreich geplant und als ein Signal für den allgemeinen Umsturz das Reichstagsgebäude in Brand gesteckt. In der Folge wurde dann vor dem damaligen Reichsgericht in Leipzig Anklage gegen fünf Personen erhoben.

Ein halb verrückter Holländer sollte der eigentliche Brandstifter gewesen sein, die anderen vier, ein Reichstagsabgeordneter der KPD und drei Bulgaren, sollten ihn dazu abgestiftet haben. Der Prozeß wurde in aller Öffentlichkeit geführt, sogar im Rundfunk übertragen. Es gelang aber nicht, die Schuld der angeblichen Anstifter nachzuweisen, und so mußten alle vier freigesprochen werden. Einer jener drei Bulgaren wurde später ein berühmter Politiker, Georgi Dimitroff, der spätere Ministerpräsident von Bulgarien.

Nun behauptete unsere alte Freundin nicht mehr und nicht weniger als - die Nationalsozialisten hätten das Reichstagsgebäude selber angezündet, um so einen Vorwand für die Verfolgung ihrer Gegner zu haben. Sie bewies mir dies auch ganz genau; sie kannte sich in

litischen Szene des Deutschen Reiches genau aus und so konnte ich ihren Argumenten nichts entgegensetzen.

Dann nahm ich lange und gründlich über diesen Thema nach und bin dann, etwa nach dem Vorbild des Rabbi Gamaliel aus der Apostelgeschichte zu dem folgenden vorläufigen Ergebnis gekommen:

Wenn, so dachte ich, diese Behauptung unserer Freundin nun wirklich stimmt, wenn der nationale Aufbruch, die Wiedergenesung unseres Volkes damit beginnt, daß die neue Führung selber eine Untat nur zu dem Zwecke begeht, um sie ihren Gegnern in die Schuhe zu schieben und diese dann umso bequemer verfolgen zu können, so ist dies doch eine Herausforderung der göttlichen Gerechtigkeit, wie man sie sich ärger gar nicht vorstellen kann. Dann aber kann - wenn die Bibel die Wahrheit spricht - diese Unternehmung, die so hoffnungsvoll begann, nur in einem fürchterlichen Zusammenbruch enden. Was aber dann folgte, haben wir alle schaudernd miterlebt: Der Zusammenbruch kam, die Katastrophe war total, die Schuldigen wurden zur Verantwortung gezogen. Daß aber das deutsche Volk überleben durfte, ist wohl eine ganz besondere Gnade von oben.

So eindringlich warnte mich die alte Freundin unserer Familie. Meine geistlichen Berater hingegen taten - nach 1933 - alles, was sie nur konnten, um mein Mißtrauen zu beschwichtigen und meine Befürchtungen zu zerstreuen.

Noch klingt mir das Wort des damaligen Führers unseres Älterenkreises im Ohr:

"Bertram, Du nimmst dies alles viel zu ernst"!

Ich habe in jenen entscheidenden Jahren öfters mit ihm über diese Fragen gesprochen und seinen Rat gesucht.

Oder eine andere Stimme:

"Herr Regius, wir müssen uns davor hüten, daß wir für die gewiß beklagenswerten Zustände, die jetzt in der evangelischen Kirche Deutschlands herrschen, nun bestimmte Menschen allein verantwortlich machen und ihnen allein die ganze Verantwortung zuschieben. Es ist dies die allgemeine Verweltlichung, der allgemeine Abfall von Gott, der im Zeitalter der Aufklärung begonnen hat und der jetzt, in dieser unserer Zeit, so traurige Folgen zeitigt"!

Die Kreuzfahrer waren damals fast alle mehr oder minder vorbehaltslos dem Nationalsozialismus ergeben. Viele Glieder unseres Älterenkreises Wien waren damals schon zur S.A. gegangen. Die S.A. die Sturmabteilung der Nationalsozialisten, bestritt mit den politischen Gegnern ihrer Partei Saal- und Straßenschlachten. Unsere S.A.-Männer waren eifrigst bemüht, auch jene von uns, die noch nicht dort dabei waren, zum Beitritt zu bewegen.

Für einen jungen Menschen, der seine Lebenserfahrungen erst sammeln mußte, war es damals nicht leicht, diesen massiven Werbungsversuchen zu widerstehen. Man kam sich doch wirklich wie ein Feigling und Bösewicht vor, wenn man Worte zu hören bekam wie etwa:

"Was hast denn Du schon für Dein Volk geleistet"!

oder: "Das Weltjudentum ist zum Vernichtungskampf gegen Dein deutsches Volk angetreten und da willst Du abseits stehen"?

oder: "Dein armes geknechtetes Volk führt einen schweren Existenzkampf gegen übermächtige, haßerfüllte Feinde, die ihm den Untergang geschworen haben, und da willst Du Dein Volk in seiner Not im Stiche lassen"?! ?

Die Erfahrungen der späteren Jahre, die wohl die besten Argumente gegen diese Art Werbung geliefert hätten, standen den Menschen ja damals noch nicht zu Gebote.

Unsere S.A.=Männer verfügten aber noch über ein weiteres Druckmittel, um Mitglieder für ihren Verein zu keilen: Damals wie auch noch heute war das Volkstanzen in Österreich und hier besonders unter den nationalen Vereinen große Mode. So hatten denn auch die Kreuzfahrer um 1932 im Turnsaal unserer evangelischen Schule auf dem Karlsplatz einen Volkstantkurs eingerichtet.

Auch ich hatte mich dazu gemeldet. Nach einiger Zeit merkte ich jedoch, daß einige der Kreuzfahrerinnen, die diesen Kurs gleichfalls besuchten, mit mir nicht tanzen wollten. Ein "guter Kamerad" und "Weggenosse" hat mich dann taktvoll über die tiefere Ursache dieses mir zunächst unerklärlichen Verhaltens der Mädchen aufgeklärt: Diese Kreuzfahrerinnen tanzten nur mit S.A.=Männern und lehnten jeden Tänzer ab, der jenem Verein nicht angehörte. Ich bin dann - auch aus anderen Gründen - von diesem Tanzkurse weggeblieben. Alles in mir sträubte sich dagegen, mich in dieser Weise von einem weiblichen Wesen, mochte sie sein, wer sie wollte, zu einer Entscheidung zwingen zu lassen, die gegen mein Gewissen ging.

Noch entsinne ich mich unseres ersten Älterenkreisabends nach jenem schrecklichen 30. Juni 1934. Unser Kreisführer weilte damals dienstlich in Deutschland, so waren wir allein und unsere Unentwegten diskutierten die Ereignisse. Bis dahin waren sie gewohnt gewesen, in den obersten S.A.=Führern höhere Wesen zu erblicken und vor allem ihren Führer Adolf Hitler beinahe abgöttisch zu verehren. Nun aber hatte ihr verehrter Führer diese Menschen einfach über Nacht umbringen lassen. Das gab selbst ihnen zu denken.

Die Ansichten aber, die sie äußerten, und die Versuche, die sie unternahmen, um diese für sie so ganz unbegreiflichen Ereignisse doch irgendwie zu erklären, waren so naiv, daß man darüber hätte

lachen können, wäre die ganze Angelegenheit nicht so entsetzlich ernst und traurig gewesen. Anscheinend war auch ihnen selber dabei nicht ganz wohl zumute. So versuchte einer von ihnen, die Situation durch einen krampfhaften Witz zu retten; er sagte zu mir:

"Bertram, möchtest Du nicht S.A.-Obergruppenführer werden ? Es sind jetzt dort einige Stellen frei"!

Gott sei Dank war ich nie bei der S.A. gewesen, geschweige denn, daß ich es dort zu einer höheren Würde gebracht hätte. Wie froh war ich jetzt darüber, daß es bisher keinem Kreuzfahrer gelungen war, mich zum Beitritt zu jenem Verein zu bewegen.

So knurrte ich als Antwort nur: "Nein ! Danke schön"!

Heute aber weiß ich, was ich damals hätte tun sollen:

Ich hätte die Spötter fragen müssen, ob sie in ihrem Leben je einmal etwas von jenen zehn Geboten gehört hätten, die einst auf dem Berge Sinai erlassen worden sind, vor allem aber von dem fünften Gebot, das da lautet: "DU SOLLST NICHT TÖTEN"!

Und ich hätte sie weiter fragen müssen, wie denn ihr Führer das, was da in seinem Namen und Auftrag geschehen sei, wohl einmal vor seinem Herrgott zu verantworten gedenke.

Mir war von allen Opfern jenes Schreckenstages am meisten das Geschick des ehemaligen Reichskanzlers, General v. Schleicher, zu Herzen gegangen, den man zusammen mit seiner armen Gattin umgebracht hatte. Wenn nun, wie die Zeitungen zu berichten wußten, jene tapfere Frau die Kugeln, die für ihren Gatten bestimmt waren, mit ihrem eigenen Leibe hatte auffangen wollen, so hatte sie damit doch ein Zeugnis der größten Liebe gegeben, die es auf dieser Welt gibt:

"NIEMAND HAT GRÖSSERE LIEBE, DENN DASS ER SEIN LEBEN LÄSST FÜR SEINE FREUNDE"!

Wenn aber nun jemand die Frage stellen wollte:

"Wo war denn Gott an jenem 30. Juni"?

so konnte die Antwort darauf nur lauten:

"Niemals auf Seiten der Mörder, sondern stets nur auf Seiten ihrer Opfer"!

Ein altes Sprichwort sagt:

"Gottes Mühlen mahlen langsam, aber doch entsetzlich klein"!

Im Falle des 30. Juni 1934 aber hat das Strafgericht von oben doch eigentlich nicht einmal gar so lange auf sich warten lassen: Zehn Jahre sind im Leben der Völker wohl eine verschwindend kleine Zeitspanne. Und zehn Jahre nach jenem 30. Juni, da stürmten schon die Feinde von allen Seiten gegen das Großdeutsche Reich heran und Hitlers Armeen waren auf allen Fronten auf dem Rückzug. Knapp ein Jahr später aber war schon alle Macht und Herrlichkeit

des Dritten Reiches dahin und die Hauptverantwortlichen auch für den 30. Juni 1934 saßen in sicherem Gewahrsam und warteten auf die Urteile, die das Gericht der siegreichen Feinde über sie fällen würde.

Von diesem 30. Juni 1934 an hatte der Nationalsozialismus bei mir ausgespielt. Mit solch einer blutbefleckten Gesellschaft wollte ich nun nichts mehr zu tun haben. Von da an war ich der festesten Überzeugung, daß diese Bewegung nur ein Ende mit Schrekken nehmen könne, und diese Überzeugung hat mich nicht getrogen.

Zu dieser Meinung war ich auf Grund von streng logischen Schlußfolgerungen gekommen:

In der Zeit vor 1933 waren immer wieder Meldungen über angebliche sittliche Verfehlungen hoher und höchster S.A.-Führer durch die Zeitungen gegangen. Die Nationalsozialisten hatten solche Nachrichten stets auf das wütendste bestritten und sie für infame Lügen erklärt. Ich erinnerte mich noch deutlich an einen Artikel der Zeitschrift "Die Rundpost" zu diesem Thema. Die "Rundpost" war eine vom Deutschen Schulverein in den Jahren um 1930 herausgegebene Wochenschrift, die sich national überparteilich gebärdete, aber insgeheim den Nationalsozialisten diente.

In jenem Artikel war genau ausgeführt worden, ausführlich erklärt worden, warum denn die in ihrer Ehre gekränkten S.A.-Führer nicht zu Gericht gehen könnten, um ihren Verleumdern das Handwerk zu legen: In der Weimarer Republik, so schrieb die "Rundpost", seien die Gerichte leider nicht objektiv, sie dienten nicht, wie es ihre Pflicht wäre, der Wahrheitsfindung. Deswegen sei dort den S.A.-Führern der Weg zu Gericht versperrt. Auf Grund dieses Artikels der "Rundpost" hatte ich damals die armen S.A.-Führer, die sich gegen solche widerliche Verleumdungen nicht zur Wehr setzen konnten, von Herzen auf das innigste bedauert.

Nun aber erhob ihr eigener Führer in seiner Verteidigungsrede vor dem deutschen Reichstage - er erklärte sich damals selbst zum obersten Gerichtshofe des deutschen Volkes - gegen seine obersten S.A.-Führer ganz genau dieselben Vorwürfe, die einst - vor der Machtergreifung - von den bösen jüdischen Zeitungen gegen sie erhoben worden waren. Was war nun Wahrheit ? Was sollte man jetzt glauben ?

Sprach der "Führer" jetzt die Wahrheit, so hatte damals die "Rundpost" gelogen, die angeblichen Verleumdungen der Judenpresse waren doch wahr gewesen. Dann waren die höchsten S.A.-Führer sittlich verkommene Menschen gewesen. In diesem Falle aber war es völlig unglaubwürdig, daß ihr oberster Führer, der doch viele Jahre

mit ihnen zusammengearbeitet hatte, von ihrem Treiben nichts gewußt haben sollte. Der Lebenswandel seiner engsten Mitarbeiter war ihm also damals völlig gleichgültig gewesen. Erst, als sie später auf andere Weise seinen Zorn erregt hatten, war seine sittliche Entrüstung erwacht und er hatte sich ihrer auf so schreckliche Weise entledigt.

Hatte aber die "Rundpost" seinerzeit die Wahrheit berichtet und waren die S.A.-Führer wirklich unschuldig, dann waren ja die Beschuldigungen unwahr, die ihr oberster Führer eben jetzt vor dem Reichstage gegen sie erhoben hatte. Dann hatte er unschuldige Menschen umbringen lassen und deren Andenken noch verunglimpft. Es gab nur diese eine Möglichkeiten - die eine oder die andere. In beiden Fällen aber konnte man zu einer Partei- und Staatsführung, die solche schreckliche Dinge anordnete oder geschehen ließ, kein Vertrauen haben. Man konnte ihr im Gegenteil nur das Schlimmste zutrauen. Und es ist dann in den folgenden Jahren tatsächlich so gekommen: Auch meine schlimmsten Erwartungen von der Partei und ihren Führern sind von der schrecklichen Wirklichkeit dann immer noch übertroffen worden !

Unter den Parteigenossen ging im Juli 1934 ein makabres Witzwort um. Dieses besagte, nun müßte eigentlich der "Führer" nach Ernst Röhm - dem gleichfalls erschossenen Stabschef seiner S.A. - die Witwenpension beziehen !

Mein Bruder, damals mit 32 Jahren als Doktor der technischen Wissenschaften unbesoldete wissenschaftliche Hilfskraft an der Lehrkanzel für Dynamobau des elektrotechnischen Institutes der Wiener Technischen Ho hschule, hat diesen Witz von seinen Lehrkanzelkollegen gehört, die fast alle fanatische Nationalsozialisten waren. Sie alle waren Akademiker von höchster naturwissenschaftlicher Ausbildung, sie hatten an der Wiener Technischen Hochschule ihr Ingenieurdiplom errungen. Die Mehrzahl von ihnen hatte wie mein Bruder das technische Doktorat gemacht. Zwei aus diesem Kreise brachten es später bis zur Professur, einer wurde Direktor einer Höheren technischen Lehranstalt (HTL). Und doch kam es ihnen anscheinend gar nicht zu Bewußtsein, welch ein Armutszeugnis sie durch diesen Witz ihrem "Führer" aber auch sich selbst ausstellten.

Denn dieser Witz, den sie da kolportierten, sollte doch wohl andeuten, daß sie selbst auch ihren Führer desselben Vergehens für fähig hielten, das er soeben an seinen ehemaligen Mitarbeitern so furchtbar geahndet hatte. Dies aber machte ihnen anscheinend nicht das geringste aus, es tat der Verehrung, die sie ihrem Füh-

rer auch jetzt noch entgegenbrachten, in keiner Weise Abbruch. Das war das eigentlich Furchtbare an jenem traurigen Witzwort.

Eine erschütternde Beobachtung habe ich im Zusammenhang mit den Ereignissen jenes 30. Juni 1934 noch machen können:

Die allermeisten Menschen, unter ihnen auch höchst Gebildete und geistig Hochstehende, waren nicht imstande, diese Ereignisse selbständig zu überdenken und zu beurteilen. Sie waren in ihren Urteilen vollkommen abhängig von der Zeitung, die sie lasen. Zeigte ihre Zeitung Entsetzen, so waren sie auch entsetzt. Berichtete ihre Zeitung jedoch über diese Geschehnisse ohne Kommentar und brachte ihre Berichte nur in richtig manipulierter Form, so waren ihre Leser imstande, auch diese Schreckenstaten durchaus zu bejahen und zu billigen. Dann sagten sie wohl gar:

"Der Führer hatte recht ! Er hat recht gehandelt, als er diese Bösewichter umbringen ließ"!

Dabei standen damals doch alle Zeitungen in Österreich unter der strengen Zensur einer den nationalsozialisten feindlich gesinnten Regierung. Dennoch gelang ihnen das Kunststück, ihre Leser in ihrem Sinne zu beeinflußen und ihnen "ihre" Meinung auch dann einzuflößen, wenn sie von der offiziell erlaubten Meinung abwich.

Diese Abhängigkeit der allermeisten Menschen von "ihrer" Zeitung ist heute im Zeitalter der Massenmedien und des Fernsehens womöglich noch größer geworden, als sie es schon im Jahre 1934 war.

- - -

VII.) Mein Freund Rudi.

Der einzige Kreuzfahrer, der auch nach dem 13. März 1938 noch den Weg zu mir fand und mich besuchte, war mein Freund Rudi. So hatte ich in dieser traurigen Zeit doch eine treue Seele, einen Menschen, mit dem ich über alles reden konnte, denn er teilte meine Ansichten. Auch Rudis Mutter machte sich keinerlei Illusionen darüber, welchen Zeiten wir damals entgegengingen. Einmal beklagte sie sich bei mir bitter über ihren damaligen Gemeindepfarrer:

"Der red't immer nur "der Führer, der Führer" ", so sagte sie mir bei dieser Gelegenheit und fuhr dann fort: "Der wird schon noch sehe', was ihn sein Führer noch alles anschauß'lasse' wird"! Sie war noch vor dem ersten Weltkrieg aus dem kleinen Orte Ebingen bei Tübingen nach Wien gekommen, hatte aber ihren schwäbischen Dialekt noch nicht ganz abgelegt. Auch sie war durch den ersten Weltkrieg Witwe geworden und hatte dann ihre beiden Söhne, Rudi und seinen älteren Bruder großgezogen und ihnen das Hochschulstudium ermöglicht.

Rudi beendete sein Bodenkulturstudium in Wien im Jahre 1939 und ging dann nach München zur Firma Brown-Boveri. Wir blieben weiter miteinander in Verbindung und unsere Freundschaft hat ausgehalten bis auf den heutigen Tag. In München lernte Rudi seine spätere Gattin kennen; sie heirateten dann bald. Im Jahre 1940 holte ihn das Militär, doch hat Gott auch ihn gnädig behütet, auch er kam aus dem Kriege wohlbehalten wieder heim. Im Jahre 1945 landete er in einem Gefangenenlager in der Obersteiermark und stand dann vor der schweren Wahl, ob er sich von dort aus nach Wien zu seiner Mutter oder nach München zu seiner Frau entlassen lassen sollte.

Er wählte München und gedachte dabei selbstverständlich, von dort aus dann so rasch wie möglich auch wieder nach Wien zu kommen. Niemand konnte damals ahnen, daß er damit schon eine Entscheidung fürs Leben getroffen hatte. Mehr als fünf Jahre sollten vergehen, ehe sich ihm die Möglichkeit bot, seine Mutter in Wien zum ersten Male nach dem Kriege wieder zu besuchen.

In München hatte Rudi es anfangs sehr schwer. Seine ehemalige Firma hätte ihn, ich weiß nicht, auf Grund welcher menschenfreundlicher Erwägungen, nun nicht mehr als Angestellten, sondern nur noch als Arbeiter bei sich aufgenommen. So zog der Heimkehrer es vor, zunächst in den Dienst der Amerikaner zu treten. Leider

wurde die Dienststelle, bei der er beschäftigt war, nach einiger Zeit plötzlich über Nacht aufgelöst und so stand Rudi in dem bayrischen Städtchen Wasserburg am Inn, in das ihn sein Schicksal verschlagen hatte, auf einmal stellenlos da.

Damals versuchte ich, meinem Freunde zu helfen und wandte mich deshalb an einen Kreuzfahrergeistlichen, der auch Rudi gut kannte und bei dem ich gute Beziehungen zur Deutschen Evangelischen Kirche voraussetzen konnte.

In meinem Geburtslande, der Bukowina, hatte Kaiser Josef II. einst den griechisch-orientalischen Religionsfonds gegründet. Dieser war ein großes Unternehmen, das über eine Reihe von landwirtschaftlichen und sonstigen Erwerbsbetrieben verfügte, aus deren Erträgnissen die griechisch-orientalischen Geistlichen besoldet wurden. So müßte doch eigentlich, so dachte ich, wohl auch die Deutsche Evangelische Kirche über ähnliche Einrichtungen verfügen, bei denen laufend auch weltliche Angestellte gebraucht werden und bei denen doch auch ein Absolvent unserer Hochschule für Bodenkultur leicht unterzubringen sein müßte.

Leider mußte ich eine bittere Enttäuschung erleben: Mein Gegenüber war durch mein Anliegen sichtlich auf das Unangenehmste überascht. Als ich ihm Rudis augenblickliche Notlage schilderte, sagte er ganz fassungslos:

"Ja, er soll sich halt eine Stelle suchen"!

Ich erkannte, daß hier nichts zu holen war, und empfahl mich schleunig. Dabei kam mir eine Stelle aus dem "Christmas Carol" des englischen Schriftstellers Charles Dickens in den Sinn. Dann ging ich zu einem anderen unserer Pfarrer, der Rudi auch kannte, auch einem Kreuzfahrer. Wir hatten vor 1938 öfters unsere Besorgnisse über den Nationalsozialismus zudritt miteinander besprochen. Als ich ihm mein Anliegen vortrug, sagte er, er wolle sich die Sache überlegen und sehen, was er machen könne. Ich war ein hartnäckiger Kunde und besuchte ihn nach einer angemessenen Zeit noch ein zweites Mal. Diesmal gab er mir den Bescheid, er habe sich die Sache wohl reiflich überlegt, leider aber könne er hier nichts machen.

"Es ist eine arge Not", so sagte er mir wörtlich, "daß wir so wenig Zutritt zu Leuten haben, die wirklich etwas zu sagen haben"!

Gott hat dann Rudi aus seiner Not geholfen - aber ohne die Kreuzfahrer. Welch ein ""Zufall"". Gerade zu dieser Zeit traf Rudi einmal einen seiner ehemaligen Schulkameraden in Wasserburg

auf der Straße. Dieser hatte es in diesem Städtchen zu Wohlstand gebracht und betrieb dort eine Fabrik. Als Rudi ihm seine augenblickliche Notlage schilderte, nahm er ihn sofort in seinen Betrieb auf.

Wollte etwa ein Mathematiker die Wahrscheinlichkeit dafür ausrechnen, daß zwei Absolventen des gleichen Maturajahrganges derselben Wiener Mittelschule, nachdem sie beide einen schrecklichen Weltkrieg heil und unverletzt überstanden haben, einander in einem kleinen bayrischen Städtchen begegnen, daß der eine von ihnen Hilfe benötigt, der andere aber imstande und auch willens ist, ihm zu helfen, und ihm dann auch wirklich hilft, er würde wohl auf eine verschwindend kleine Zahl kommen. Vielleicht wäre sie so klein wie die Wahrscheinlichkeit, mit einem Würfel hundertmal hintereinander dieselbe Augenzahl zu werfen, vielleicht auch noch kleiner.

So hat Rudi in seinem Leben die eigentlich tief beschämende Erfahrung machen müssen, daß ehemalige Schulkollegen - und seien es auch "Andersgläubige" - Rudis Helfer in der Not war übrigens sogar evangelisch - viel eher geneigt sind, einem ehemaligen Kollegen beizustehen, der Hilfe braucht, als Kreuzfahrer zu dem gleichen Dienst an einem "Weggenossen" bereit sind.

Dabei hatten wir alle einmal vor dem Altar versprochen, daß wir einander gute Kameraden, Geführten und Weggenossen sein wollten. Ja, in der Führerverpflichtung des Bundes fand sich neben anderen schönen und beherzigenswerten Sätzen sogar auch die Mahnung:

"Was ich von dem mir anvertrauten Buben oder Mädel verlange, will ich zuerst und in erster Linie von mir selber fordern"!

- - -

VIII.) Berufliche Förderung durch die Kirche ?

Leider habe auch ich ähnliche Erfahrungen gemacht wie mein Freund Rudi. In meiner beruflichen Laufbahn habe ich von Glaubensgenossen kaum, von Kreuzfahrern jedoch überhaupt keine Förderung erfahren.

Wohl verdanke ich meine erste Stellung - im Jahre 1938 bei der Firma Siemens-Schuckert - den Fürsprache meines ehemaligen Lehrers an unserer evangelischen Schule am Karlsplatz, mit dem ich seit meiner Volksschulzeit in Verbindung geblieben war. Dieser aber half mir damals nicht etwa deshalb, weil ich sein Glaubensgenosse war, sondern aus einem ganz anderen Grunde. Er hat es mir ja damals selbst mit aller Deutlichkeit gesagt:

"Seinerzeit", so sprach er, "habe ich Sie wohl als gut national kennen gelernt. Ich hoffe, daß Sie sich in der Zwischenzeit nicht gewandert haben"!

Leider war ich damals - man schrieb ja das Jahr 1938 - so schwach, ihm die Wahrheit zu verschweigen.....

Als sich im Jahre 1953 meine Stellung in Vorarlberg, wo ich damals mein Glück versucht hatte, als ein trauriger Fehlschlag erwies und ich vor der bitteren Notwendigkeit stand, wieder einmal von vorne anzufangen und mir einen neuen Posten zu suchen, sandte mir Gott einen Helfer in der Gestalt eines früheren Kollegen. Wir hatten bei einer meiner früheren Firmen durch dreieinhalb Jahre nebeneinander gearbeitet, er als Kalkulant, ich als Konstrukteur. Er hatte durch seine Stellung einen guten Einblick in die wirtschaftliche Lage des unter öffentlicher Verwaltung stehenden Unternehmens und war ein aufrechter Mann, der auch noch getraute, einem Direktor die Wahrheit zu sagen.

"Meine Herren", hatte er oben immer wieder gewarnt, "wenn Sie so weiter machen, wird die Firma zugrunde gehen".
Mit seinen Warnungen aber erreichte er nur, daß man auch ihn mit mir zusammen auf die erste Abbauliste setzte. Nun war er bei einer anderen Firma gelandet. Als er dort erfuhr, daß die Firma Leute meiner Fachrichtung suche, ließ er mir sofort Nachricht zukommen. Ich riskierte die weite Reise von Vorarlberg nach Wien - in meiner damaligen Lage mußte man ja nach jedem Strohhalm greifen. Als ich mich dann bei ihm meldete, gab er mir ein Empfehlungsschreiben an seinen nunmehrigen Chef mit und - ich wurde mit dem gleichen Gehalt, den ich in Vorarlberg bezogen hatte, in Wien angestellt und war eine große Sorge los.

So handelte an mir ein katholischer Firmenkollege, ein Kärntner aus dem Lavanttal mit einem windischen Namen.
Seine Voraussage, die ihn seine Stellung gekostet hat, ist aber tatsächlich eingetroffen. Im Jahre 1957, fünf Jahre nach unserem Abgange, mußte unsere frühere Firma zusperren....

Meine nächste Stellungsverbesserung verdanke ich der freundlichen Hilfe eines ehemaligen Schulkollegen. Diese Hilfe war eigentlich ein dreifaches Gericht Gottes über mich:
Ein Gericht, über meinen ehemaligen Protestanten- und Kreuzfahrerhochmut - ich, der Kreuzfahrer, der "Herausgerufene", der Evangelische - er, der Neuländer und Katholik.
Ein Gericht über meinen früheren Vorzugsschülerfimmel - ich, der Vorzugsschüler, er hingegen war stets ein recht schwacher Schüler.
Ein Gericht über meinen ehemaligen Standesdünkel - ich, der Sohn eines Hofrates der ich weiß nicht wievielten Standesgruppe, er, der Sohn eines Kaffeehausbesitzers.
Hätte mir während unserer Schulzeit jemand gesagt, daß er mir einmal eine Stelle verschaffen würde, so hätte ich wohl nur mitleidig gelächelt. Nun hat er es im Leben weiter gebracht als ich.

Als ich ihn um seine Vermittlung bat, holte er mich mit seinem Dienstauto ab, führte mich bei seiner Firma dem zuständigen Direktor vor und entwarf diesem dann ein so schmeichelhaftes Bild meiner Kenntnisse und Fähigkeiten, daß ich beinahe verlegen wurde; ich wurde sogleich aufgenommen, wobei man mir wesentlich bessere Bedingungen gewährte als in meiner bisherigen Stellung.
Nun Jahre später reichte der Einfluß dieses Helfers allerdings nicht so weit, daß er mich vor der Kündigung durch einen bösartigen Chef hätte bewahren können. Selbstverständlich wird dadurch die Hilfsbereitschaft, die mir vorher zu jenem Posten verholfen hat, in keiner Weise herabgesetzt oder entwertet.

Auch die letzte Postenverbesserung meiner Berufslaufbahn, meinen Übertritt als Vertragslehrer in den Schuldienst, verdanke ich - menschlich gesehen - der freundlichen Hilfe von Katholiken. Dabei muß es jeder, der die Verhältnisse in unserem Lande kennt, wohl als ein wahres Wunder bezeichnen, wenn bei uns ein 58 Jahre zählender Akademiker überhaupt noch einen Posten findet, geschweige denn, daß es ihm in einer solchen nach menschlichen Begriffen fast hoffnungslosen Lage noch gelingt, eine ideelle und materielle Verbesserung seines Wirkungskreises zu erreichen.

= = =

Noch vor gar nicht so langer Zeit hatte es im katholischen Österreich ein Evangelischer, der eine Stellung suchte, viel schwerer

als ein Katholik. In Zeiten des Wirtschaftswunders und der Hochkonjunktur war dies wohl weniger spürbar, doch sieht es jetzt so aus als würden sich die Dinge für längere Zeit zum Schlechteren wenden.

Wenn am Arbeitsmarkt die Zahl der offenen Arbeitsplätze die Zahl der Stellungsuchenden bei weitem übertrifft, dann muß jeder jeder Arbeitgeber froh sein, wenn er für die von ihm zu vergebenden Arbeitsplätze halbwegs qualifizierte Bewerber findet und kann keine weiteren Ansprüche stellen. Wenn der Stellungsuchende die Wahl zwischen mehreren Arbeitsplätzen hat, so kann er sich den, der ihm der günstigste scheint, aussuchen.

Sind über die Arbeitsplätze selten und die Stellungsuchenden in der Überzahl, dann steht es umgekehrt: Dann hat der Unternehmer die Wahl zwischen vielen Bewerbern, dann kann er sich seine Leute aussuchen. Wohl sind in der Zeit der Ökumene nach dem Konzil die Beziehungen zwischen den getrennten Christen auch in Österreich besser geworden. Doch muß jeder Angehörige einer Minderheit auch jetzt noch damit rechnen, daß ein Arbeitgeber, der der Mehrheit angehört, wenn er die Wahl hat, doch lieber einen Glaubensgenossen anstellen wird als einen Andersgläubigen. Das Einzige, was alle Betroffenen dagegen tun können ist; sie müssen bei allen ihren Stellenbewerbungen noch ideenreicher, noch flinker und noch aufmerksamer sein als ihre Konkurrenten. An solche Gegebenheiten denken und mit ihnen rechnen müßten eigentlich alle Minderheiten in allen Staaten der Erde.

So ist es wohl mehr als verwunderlich, daß in unseren Tagen in unserer Kirche bis jetzt noch niemand auf den Gedanken gekommen ist, eine Stellenvermittlung für Evangelische ins Leben zu rufen. Ich selbst habe jedenfalls noch nie etwas von einer derartigen Einrichtung gehört, geschweige denn, daß ich im Leben je einmal von solch einer Institution auf der Suche nach einem Posten irgend eine Unterstützung erfahren hätte.

Für die Pfarrer erschiene solch eine Einrichtung auf den ersten Blick wohl von geringem Interesse; diese haben ja alle ihre gesicherte Stellung, solange sie bei ihren Vorgesetzten keinen Anstoß erregen und solange die Kirche vom Staate offiziell anerkannt und gefördert wird. Und doch sollten eigentlich Pfarrer und Gemeinden - von allen Forderungen des Evangeliums ganz abgesehen - auch ein rein weltliches Interesse an solch einer Einrichtung haben:

Gemeindeglieder mit höherem Einkommen zahlen mehr Kirchensteuer als solche mit niederem Einkommen oder gar als Arbeitslose. Schon aus diesem Grunde allein müßte jedem Pfarrer, aber auch je-

der Gemeinde daran gelegen sein, den Gemeindegliedern zu möglichst guten Posten zu verhelfen. Auch ist die Tugend der Dankbarkeit unter den Menschen verbreiteter als man allgemein annimmt. So wäre ein Mensch, der seiner Gemeinde eine Stellung zu verdanken hat, vielleicht gebefreudiger und nun auch eher dazu bereit, seinerseits etwas für seine Gemeinde zu tun, als jemand, der solche Erfahrungen noch nicht hat machen dürfen.

Geschicklichkeit bei der Postensuche ist eine Eigenschaft, die nicht jedem Menschen gegeben ist; andererseits hängt sie auch nicht unbedingt mit den übrigen für einen Dienstnehmer wünschenswerten Eigenschaften zusammen. Ein Posten ist aber eine unbedingte Voraussetzung für eine geregelte Arbeit und für ein halbwegs gesichertes Einkommen. So wäre eine Unterstützung von stellenlosen Gemeindegliedern bei ihrer Postensuche zumal in Krisenzeiten wohl eine besonders wichtige christliche Aufgabe.

Es gab in früheren Zeiten auch bei uns Pfarrer, die sich dazu berufen wußten, auch in dieser Hinsicht für ihre Gemeindeglieder da zu sein: So etwa hat, wie ich von ihm selbst erfuhr, unser verewigter Bischof May in seiner ehemaligen Gemeinde Cilly im früheren Königreich Jugoslawien diesen Gedanken einer Stellenvermittlung für seine Gemeindeglieder bereits verwirklicht.

Aber auch in Wien war man auf diesem Gebiete nicht untätig: Meine Schwägerin - jetzt 76 Jahre alt - nennt heute noch mit größter Hochachtung den Namen unseres im Jahre 1934 verstorbenen Gemeindepfarrers Julius Antonius. Meines Bruders Schwiegervater war ein kleiner Beamter bei der Wiener Postsparkasse und hatte mit seinem kargen Gehalte für vier Kinder zu sorgen, die er alle etwas Tüchtiges lernen ließ und zu wertvollen Menschen erzog. Da war es für die schwer kämpfende Familie eine große Hilfe, daß - lange vor dem ersten Weltkriege - Pfarrer Antonius dem ältesten Sohne einmal eine Stelle verschaffen konnte. Diese Tat selbstloser Liebe ist heute noch in der Familie unvergessen.

\- - -

Dagegen klagte mir einmal der im Jahre 1958 verstorbene frühere Kuratorstellvertreter unserer Gemeinde Landstraße:

"Ja, diese Pfarrer ! Solange man brav alles tut, was sie von einem haben wollen, ist ja alles in Ordnung. Wehe aber, Sie sind selber einmal in Not und würden Hilfe dringend nötig haben. Erwarten Sie dann ja von dort keine Unterstützung. Sie würden sonst auf das Bitterste enttäuscht werden"!

Der dies sprach, war ein Landsmann von mir aus der Bukowina, von Beruf Sonderschuldirektor, also ein hochqualifizierter Pädagoge.

Der Arme muß hier wohl traurige Erfahrungen gemacht haben, daß ihm als führenden Funktionär einer evangelischen Pfarrgemeinde so bittere Worte über die Lippen kamen. Mir selbst ist es erfreulicherweise in diesem Punkte besser ergangen:

So etwa habe ich den früheren Pfarrer unserer Gemeinde Feldkirch - er ist vor einigen Jahren hochbetagt aus dieser Welt abberufen worden - in der besten Erinnerung: Als ich im Herbst 1953 meinen damaligen Posten in Vorarlberg verlor, sprachen mir der Pfarrer und seine Gattin sehr lieb Trost zu. Sie gaben mir auch für die Stellensuche, die mir nun aufgezwungen war, durchaus brauchbare Tips und Ratschläge; sie kannten sich ja im "Ländle" besser aus als ich, der ich erst seit kaum sechs Monaten dort arbeitete. Im Jahr darauf besuchte er uns sogar in Wien. Dabei muß er, wenn er aus Vorarlberg dienstlich nach Wien fährt, zum Sparsamkeit An- und Rückreise in zwei aufeinanderfolgende Nächte verlegen. Beim dazwischenliegenden Tage aber ist dann jede Minute kostbar: Die Zeit in Wien ist ja ausgefüllt mit Vorsprachen und Erledigungen bei allen möglichen kirchlichen Stellen und bei den für die Angelegenheiten seiner Gemeinde zuständigen Referenten. Und dennoch ! Dieser Pfarrer schaffte es und erübrigte eine halbe Stunde für einen Besuch bei uns !

Dabei bin ich mir keiner besonderen Verdienste um seine Gemeinde Feldkirch bewußt. Daß ich dort den Gottesdienst halbwegs regelmäßig besuchte, ist wohl nichts Besonderes. Wenn man 700 Kilometer von seinen Angehörigen entfernt mutterseelenallein in einem Dorfe sitzt und ein langes Wochenende von zwei freien Tagen zur Verfügung hat, so findet man, auch wenn deshalb eine halbe Stunde mit der Eisenbahn fahren muß, den Weg zur Kirche leichter als daheim, wo man nur eine Viertelstunde zu Fuß zu gehen braucht.

Wir sind dann auch weiterhin mit ihm in Verbindung geblieben. Noch fast zehn Jahre nachher, knapp nach dem Tode meines lieben Vaters, besuchte er uns wieder. Diesmal hatten sich seine dienstlichen Angelegenheiten schneller erledigen lassen als erwartet und so hatte er einen halben Tag frei. Mit so gewonnener Zeit benützte er dazu, um außer mir noch zwei weitere ehemalige Glieder seiner Gemeinde zu besuchen, die auch nach Wien verzogen waren. Der erste seiner Besuche hatte ihn in den neunten Wiener Gemeindebezirk geführt. Von dort aus war er dann zu uns gekommen und wollte dann noch in den zehnten Bezirk weiter, um dort seinen letzten Besuch zu erledigen. Mein Sohn, damals zehn Jahre alt, kannte sich auf der Straßenbahn damals schon recht gut aus und diente ihm dann

als Führer zu seinem letzten Besuch in den nahten Bezirk.
Als ich im Mai 1953 zum ersten Male bei ihm im Pfarramte vorsprach, sagte er mir sogleich:

"Wissen Sie, das habe ich mir hier sogleich eingeführt: Bei mir gibt es keine Amtsstunden. Wenn ich da bin, bin ich stets für jederman zu sprechen."

Sein Pfarrsprengel umfaßte damals halb Vorarlberg und das ganze Fürstentum Liechtenstein; so mußte er einen großen Teil seiner Dienstzeit auf der Bahn zubringen. Im Winter kam es öfters vor, daß er während eines Amtsweges im Gebirge eingeschneit wurde. Dann mußte für ihn ein Vertreter aus der nahen Schweiz geholt werden, um die Gemeinde zu versorgen und Gottesdienst zu halten.
Noch zu Beginn seiner Laufbahn hat er als Vikar noch unter Antonius auch in unserer Pfarrgemeinde Landstraße gearbeitet.

Nun darf ich aber mit besonderer Freude ein Erlebnis mit einem unserer Pfarrer berichten, das wenigstens für mein Leben eine völlige Widerlegung der vorhin erwähnten traurigen und pessimistischen Aussage unseres ehemaligen Kuratorstellvertreters bedeutet: Im Jahre 1969 hat ein Pfarrer aus Bielefeld, der auch noch nie im Leben gesehen hat, mir in einer echten Notlage einen ebenso unerwarteten wie überzeugenden Beweis von Hilfsbereitschaft gegeben. Dieser wurde ermöglicht durch eine seltsame Verkettung von Fügungen, die, obwohl durch Jahrzehnte voneinander getrennt, dennoch durch ihr Zusammenwirken diese Hilfeleistung zustandegebracht haben. Das Ganze erscheint mir auch heute noch wie ein echtes Wunder.

Im Sommer 1937 hatte ich mir aus einer Wochenschrift deutscher Emigranten, die damals in Holland erschien, aber auch bei uns erhältlich war, eine Predigt abgeschrieben, die kurz zuvor ein Führer der bekennenden Kirche im Dritten Reich gehalten hatte.
Nun fand ich, mehr als 30 Jahre später, in einem Buche "zufällig" einen Durchschlag dieser damals von mir angefertigten Abschrift. Wahrscheinlich hatte ich diesen Durchschlag nach dem März 1938 aus begreiflichen Gründen dort versteckt und das Papier hatte in dieser Verborgenheit das Dritte Reich und den zweiten Weltkrieg überdauert, bis ich es dann nach so langer Zeit wieder unversehrt in die Hand bekam.

Nun sandte ich dieses Zeugnis aus vergangener schwerer Zeit an eine in der Bundesrepublik erscheinende Zeitschrift, die, wie ich wußte, mit dem Prediger von damals in Verbindung stand. Von dort schickte man meine Sendung an den Bruder jenes Predigers weiter. Dieser, gleichfalls Pfarrer, sammelt Zeugnisse und Erinnerungsstücke aus der damaligen Zeit und hat auch meine Sendung bei-

ner Sammlung einverleibt. Er schrieb mir dann einen sehr netten Dankbrief und wir stehen seitdem miteinander in Briefwechsel.

Als ich dann ein knappes Jahr später per 1. April 1969 von meiner damaligen Firma gekündigt wurde, teilte ich, ohne mir dabei irgend etwas Besonderes zu denken, dieses Mißgeschick auch meinem neugewonnenen Briefpartner mit.

Wie erstaunte ich aber, als er mir dann in seinem nächsten Briefe eine kleine "Überbrückungshilfe" ankündigte. Noch mehr aber erstaunten wir, als uns dann kurze Zeit später die Post diese "kleine Überbrückungshilfe" überwies. Es waren nicht weniger als DREITAUSEND Österreichische Schillinge, in meiner damaligen Lage eine wirklich große Hilfe. (Im Hinblick auf die seit damals eingetretene Geldentwertung entspricht dies sicher dem heutigen Wert von gegen 6000 Österreichischen Schillingen).

Gott sei Dank fand ich dann rasch wieder eine neue Stelle, in meinem damaligen Alter ein weiteres wahres Wunder von oben. Nun wollte ich ihm das Geld wieder zurückschicken, er jedoch lehnte ab. So bat ich ihn dann um die Erlaubnis, dieses Geld dem damals gerade auslaufenden Kirchbau unserer Gemeinde zur Verfügung stellen zu dürfen. Demstimmte er zu.

Da meinem Briefpartner die Geschichte unseres Kirchbaues von der verhinderten "Befreiungskirche" von 1939 bis zur nunmehrigen Paulu-skirche von 1971 wohlbekannt ist, war seine Gewährung meiner Bitte wohl eine Handlung von besonderer Großzügigkeit und zugleich eine direkte Erfüllung des Gebotes der Bergpredigt: "LIEBET EURE FEINDE".....

So ist also diese Spende aus Bielefeld dann zuletzt dem Kirchbau unserer Pfarrgemeinde Landstraße zugute gekommen.

Mein Briefpartner ist auch als Schriftsteller hervorgetreten und hat mir in den letzten Jahren auch einige kleinere Schriften aus seiner Feder zukommen lassen. So bin ich auch über sein recht bewegtes Leben ziemlich gut unterrichtet. Er ist in den zwei Weltkriegen und auch im Kirchenkampf des Dritten Reiches an vorderster Front gestanden, so daß man es wirklich als ein großes Wunder bezeichnen muß, daß auch er überleben durfte.

Als Achtzehnjähriger lag er vor Verdun, im Zweiten Weltkrieg stand er an der Ostfront. Zu Kriegsende wurde er mit seiner Einheit nach Linz verschlagen. Er hat heute noch unsere damaligen Linzer Pfarrer, die ihm brüderlich beistanden und ihm auch den Übergang in das Zivilleben erleichterten, in bester Erinnerung.

In einer seiner Schriften, die er mir freundlicherweise zu-

kommen ließ, erfuhr ich von einem seiner Erlebnisse in jenen ersten Tagen nach dem Waffenstillstande. Wegen des grimmigen Humors, der aus ihm spricht, hat dieses Erlebnis großen Eindruck auf mich gemacht.

Damals mußte er einmal in einem Kriegsgefangenenlager der Alliierten vor gefangenen S.S.-Männern einen Gottesdienst mit nachfolgender Abendmahlsfeier halten. Bei dieser Feier ergaben sich nun unvorhergesehene Schwierigkeiten: Das Abendmahlsgerät stellte ihnen wohl eine unserer Linzer Pfarrgemeinden zur Verfügung. In der damaligen Zeit fehlte es jedoch sonst an allem und jedem und so hatten sie auch dort im Lager weder Brot noch Wein. So waren sie dazu gezwungen, sich um einen passenden Ersatz umzusehen. Da sie nichts anderes hatten, mußten sie schließlich statt des Weines Tee und statt des Brotes - ungesäuertes Brot - im Volksmunde "Mazzes" genannt - verwenden, das sie sich - ich weiß nicht von woher - verschafft hatten !

Heiliges Abendmahl statt mit Brot und Wein mit Tee und "Mazzes"! Vielleicht werden dagegen auch manche Theologen Einwände erheben. Erst, wenn man hier an das schreckliche Wort denkt, das, wie ich mich zu erinnern glaube, von Dr. Göbbels persönlich stammt: "Wer vom Juden frißt, stirbt daran"! kann man ermessen, wie sehr die S.S.-Männer, die hier mittaten, ihre bisherigen Grundsätze schon über Bord geworfen hatten. Wenn aber ihre Umkehr ehrlich war, so sind ihnen ihre Sünden sicher vergeben worden.

"Adora, quod incendisti, incende, quod adoravisti"! galt nun auch für sie.

- - -

IX.) Ein Dissident.

Nun sei hier noch das tieftragische Schicksal eines unserer Pfarrer nachgezeichnet, dem in seinem Leben eine ganz besondere Last aufgeladen worden ist. Leider bin ich ihm in diesem Leben nie selbst begegnet. Die erschütterndsten Einzelheiten seines Lebenslaufes habe ich erst vor ganz kurzer Zeit erfahren.

Der Mann, von dem ich nun berichten darf, entstammte einer alten evangelischen Pfarrerfamilie, in der es Tradition war, daß der Sohn dem Berufe seines Vaters folgte. So hatte diese Familie unserer Kirche seit dem Jahre 1781 eine lange Reihe von Seelsorgern, unter ihnen auch manchen Senior und Superintendenten schenken dürfen.

Noch als jüngerer Geistlicher war er in den schweren Jahren nach dem ersten Weltkriege - die genaue Jahreszahl weiß ich nicht - als Pfarrer in die Landgemeinde Ramsau am Südfuße des Dachsteinmassives im obersteirischen Ennstale gekommen. Diese Gemeinde - Gründungsjahr 1781 - war die erste Toleranzgemeinde in der Steiermark. Zur Zeit der Gegenreformation hatten die Evangelischen vor allem in Gebirgsgegenden Zuflucht gesucht, so etwa in den Hochtälern rund um den Dachstein und in ähnlich abgelegenen Gegenden Kärntens und Niederösterreichs. Dort hatten sich dann auch nach der Verkündigung des Toleranzpatentes durch Kaiser Joseph II. die ersten Toleranzgemeinden gebildet, als es den Angehörigen der bisher verbotenen Bekenntnisse nun erlaubt war, das öffentlich auszuüben, was sie bis dahin nur im Geheimen hatten tun können.

So waren auch in der Gemeinde Ramsau die Erinnerungen an die damals noch nicht allzuweit zurückliegende Zeit des Geheimprotestantismus zu jener Zeit noch sehr lebendig. Vielleicht war dies der Grund dafür, daß die Glieder dieser Gemeinde in der Zeit nach 1930 für die Ideen des Nationalsozialismus besonders empfänglich waren. Ihr Pfarrer aber stand diesen neuen Ideen mit Mißtrauen gegenüber. Wahrscheinlich warnte ihn ein unbestimmtes Gefühl vor der neuen Bewegung, denn wissen konnte ja damals auch er noch nicht, was die Machtergreifung dieser Partei für Österreich, für Deutschland und für die ganze Welt bedeuten würde.
So geriet der Pfarrer jedoch in immer stärkeren Gegensatz zu fast allen seinen Gemeindegliedern, aber auch zu vielen seiner Amtsbrüder. Es muß dies wohl sehr schwer für einen Pfarrer sein, wenn seine Gemeindeglieder, die zu betreuen seine seelsorgerliche Aufgabe und seine Amtspflicht ist, ihn in einen solchen Gewissenskonflikt

konflikt stoßen, wenn sie ihm immer wieder zu erkennen geben, daß sie nur dann gewillt sind, ihm ihre Herzen und ihre Seelen zu öffnen, wenn er seine Überzeugung ändert.

Es ist dies wohl eine furchtbare Probe für die innere Standfestigkeit eines Menschen. Gott aber war dem Pfarrer sehr gnädig und so konnte er auch dieser Prüfung standhalten. Seine Überzeugung sagte Nein und er wich von ihr nicht ab, auch wenn er überall nur eisiger Ablehnung begegnete.

Auch mein Freund Jörg gehörte zu jenen, die den Pfarrer der Gemeinde Ramsau ablehnten und seine Haltung für völlig unverständlich erklärten.

Ich erinnere mich aber auch noch genau daran, wie die alten Herren der Burschenschaft Arminia-Czernowitz - sie waren wohl in der Mehrzahl Katholiken, standen aber dem Leben ihrer Kirche fern - diesen Fall mit Entsetzen und Empörung besprachen:

"Ein evangelischer Pfarrer - und überzeugter Anhänger dieser Regierung - unfaßbar"!

So sagten sie alle und schüttelten ihre Köpfe.

Die Ereignisse des 25. Juli 1934 brachten für ihn aber noch eine Prüfung besonderer Art. Er mußte etwas erleben, was wohl in der Geschichte unserer Kirche erst einmal vorgekommen ist und was sich wie ich hoffe niemals wieder ereignen wird:

Die Presbyter seiner Gemeinde, also die Männer, deren Amt und Auftrag es ist, ihren Pfarrer in der Führung der weltlichen Angelegenheiten seiner Gemeinde zu beraten und zu unterstützen, waren alle fanatische Nationalsozialisten. An diesem Tage drangen sie, mit Gewehren bewaffnet, in das Pfarrhaus ein und sperrten ihren Pfarrer in seinen eigenen Kohlenkeller ein. Dabei erklärten sie ihm, nach dem Gelingen des Putsches werde man ihn sogleich erschießen. Sie hegten ja nicht den geringsten Zweifel am Gelingen ihres Unternehmens. Damals war das ganze obere Ennstal mit Schladming und der Ramsau für kurze Zeit in den Händen der Aufständischen.

Es ist dann anders gekommen, als diese Presbyter es sich vorgestellt hatten. Der Staatsstreich scheiterte und so wurde ihr Gefangener schon nach einigen Stunden, die jedoch für ihn schrecklich genug gewesen sein müssen, aus seinem Keller befreit.

Nun aber "rächte" er sich an seinen Presbytern und anderen Gemeindegliedern, die übel an ihm gehandelt hatten, streng nach den Forderungen des Evangeliums: Er zog in seiner Gemeinde eine Hilfsaktion für die nun in Not geratenen Familien der verhafte-

ten Aufständischen auf, er rannte zu den Militärgerichten und bemühte sich, so gut es ihm möglich war, seine gefangenen Gemeindeglieder wieder frei zu bekommen. Mit diesen Aktivitäten, die jedenfalls auch den damaligen österreichischen Behörden keine reine Freude bereiten konnten, machte er nun auch auf die hartgesottensten Glieder seiner Gemeinde Eindruck. So gewann er den Zugang zu ihren Seelen, der ihm bisher verschlossen geblieben war. Auf diese Weise hatte ers in den folgenden Jahren in seiner Gemeinde doch ein wenig leichter.

Dann aber kam der März 1938 und mit ihm der "Anschluß". Der Pfarrer bekam sofort "Gauverbot" und mußte Österreich, die nunmehrige "Ostmark" unverzüglich verlassen. Seine Gemeindeglieder aber, die ihn solange abgelehnt und angefeindet hatten, sahen ihn nun mit Bedauern scheiden. Als dann im Laufe der Jahre auch bei ihnen die Enttäuschung immer mehr wuchs, sagten sie:

"Unser Pfarrer hat doch recht gehabt"!

Eine württembergische Landgemeinde, in der der vor Jahrhunderten in diesem Lande entstandene Pietismus noch immer lebendig war, nahm den Landesverwiesenen auf. Die Gemeinde hatte diese Tat der Barmherzigkeit später nicht zu bereuen:

Als sich im Mai 1945 die Amerikaner diesem Dorfe näherten, regten sich auch dort die Leute vom "Werwolf", die Widerstand bis zum letzten Atemzuge leisten wollten. Nach den von allen Armeen der Welt geübten barbarischen Gepflogenheiten wird ein Dorf, aus dem geschossen worden ist, dem Erdboden gleich gemacht. Auch dort wäre es ebenso gegangen, hätte der Pfarrer es nicht zu verhindern gewußt. Er ging dem anrückenden Feinde entgegen, ließ sich zum Kommandanten führen und machte diesem den Vorschlag, man möge ihn selbst in seinem Amtskleide auf dem ersten in das Dorf einfahrenden Tank festbinden, dann könne er dafür garantieren, daß niemand auf die Einrückenden schießen werde. Der Amerikaner ging auf diesen Vorschlag ein; tatsächlich fiel dann kein Schuß und so war dort sinnloses Blutvergießen mit sinnlosen Zerstörungen vermieden worden.

Nach dem Kriege versuchte dann der Pfarrer, wieder in seine Heimat zurückzukommen, doch wurden ihm dabei große Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Vielleicht konnte man es ihm nicht verzeihen, daß sein Mißtrauen gegen den Nationalsozialismus sich doch als nur zu berechtigt erwiesen und daß er weiter gesehen hatte als seine Widersacher.

In einer Gemeinde, um deren Pfarrstelle er sich beworben hat-

te, sollte er eine Probepredigt halten. Der für jenen Sonntag empfohlene Predigttext handelte von Jerusalem und von den Juden. Da mußte der bisherige Ortspfarrer den Bewerber warnen und ihm raten:

"Wähle doch um Gottes willen einen anderen Text für Deine Probepredigt ! Bei uns ist das Presbyterium und die ganze Gemeinde auch jetzt noch so von Nationalsozialisten durchsetzt. Wenn Du über Jerusalem und die Juden predigst, so fällst Du sicher durch"!

Er folgte diesem Rat und wählte für seine Predigt einen anderen Text, kam aber auch mit dieser Predigt nicht durch.

Endlich gelang es ihm aber doch, in Österreich wieder Fuß zu fassen und er durfte seiner Kirche noch zwanzig Jahre dienen. Im Jahre 1965 rief der HERR seinen treuen Diener zu sich. Wie unser Alttbischof May mir geschrieben hat, ist jener Pfarrer versöhnt gestorben. Es war ihm also geschenkt, daß er seinen Feinden, allen jenen, die ihm Böses angetan und ihn abgelehnt hatten, von Herzen vergeben konnte.

Freuen wir uns darüber, daß unserer Kirche in der damaligen schweren Zeit wenigstens EIN solcher Pfarrer geschenkt worden ist ! Daß dann gerade er es besonders schwer hatte, gehört wohl zu den Gegebenheiten, mit denen jeder rechnen muß, der sich diesen Beruf erwählt. Es wird uns ja mit aller Deutlichkeit gesagt:

"HABEN SIE MICH VERFOLGT, SO WERDEN SIE EUCH AUCH VERFOLGEN"!

- - -

X.) Ein Kriegskamerad.

Als ich am 10. Januar 1943 als Rekrut zur Deutschen Wehrmacht nach Mistelbach (Niederösterreich) einrücken mußte, strebte der zweite Weltkrieg seinem Höhepunkte zu.

Zehn Wochen vorher hatten die Engländer in Ägypten bei El Alamein eine Großoffensive gestartet, etwas später waren die Amerikaner mit einer gewaltigen Flotte an der Westküste Marokkos gelandet und hatten von dort aus eine große Streitmacht nach Osten in Marsch gesetzt, um so die deutsche Afrika-Armee auch im Rücken anzugreifen. Auf dem östlichen Kriegsschauplatze aber zeichnete sich die Katastrophe von Stalingrad immer deutlicher ab. Alle Bemühungen der auf Hochtouren laufenden Staats- und Parteipropaganda vermochten es nicht mehr, die Bevölkerung über den Ernst der Lage hinwegzutäuschen.

Über mein Schicksal durfte ich mich nicht beklagen: Der Krieg dauerte nun schon fast dreieinhalb Jahre. Viele meiner Schulkollegen und Altersgenossen waren schon vom ersten Tage an dabei gewesen, so manche von ihnen waren schon gefallen oder waren zu Krüppeln geschossen worden, andere wieder hatten schreckliche Strapazen durchstehen müssen und dabei einen gesundheitlichen Schaden fürs Leben davongetragen, ich jedoch hatte während dieser Zeit beinahe unter Friedensbedingungen ruhig meiner gewohnten Arbeit nachgehen können.

Nun mußte eben auch ich den mir zugemessenen Teil des Strafgerichtes tragen, das Gott über die sündige Welt verhängt hatte. Ich war auf das festeste davon überzeugt, daß ich jetzt dazu gezwungen werden sollte, an einem Werk der Bosheit mitzuwirken, das nur ein Ende mit Schrecken nehmen konnte. Ebenso fest aber war ich auch davon überzeugt, daß ich selbst gnädig durch alles hindurchgeführt werden würde. So kam ich vollkommen ohne jegliche Illusion zur Deutschen Wehrmacht, meine Überzeugungen aber haben mich nicht betrogen.

Der Übergang vom Zivilisten zum Rekruten war für mich wie der Eintritt in eine andere Welt. Es dauerte geraume Zeit, bis ich mich an die Gepflogenheiten und Gebräuche der Kriegsknechte gewöhnt hatte.

Da war es - mein damaliger Stubenältester in der Mistelbacher Kaserne, der sich nach Kräften bemühte, mir diese Umstellung zu erleichtern und mich vor Schaden zu bewahren. Er war ein ganz einfacher Mensch, von Beruf Straßenbahner, und stammte aus Ottakring. In diesem Kriege war er zuerst zur Finanzwache eingezogen worden, war also ein richtiger "Zöllner". Dann hatte man ihn nach Kroatien

versetzt, wo er schon viel mitgemacht hatte. Dort hatte er vor nunmehr drei Monaten seine Einberufung zur Wehrmacht nach Mistelbach erhalten.

Als auch ich um Mitte Februar 1943 nach Kroatien abgestellt wurde, packte er - der Katholik - mir mein Neues Testament in das Sturmgepäck; er übernahm auch den Heimtransport meiner zivilen Habseligkeiten. Er tat aber noch mehr ! Wie staunte ich, als ich in Kroatien von ihm immer wieder aufmunternde und tröstende Briefe erhielt: Dabei hatte man ihn nach Rußland gesteckt, wo er es sicher viel, viel schwerer hatte als ich in Kroatien. Dreimal bekam seine arme Mutter die Verständigung, er sei gefallen, dreimal erwies sich diese Schreckensnachricht Gott sei Dank als falsch.

Er hatte dann das Glück, das Kriegsende mit einer leichteren Verwundung in einem westdeutschen Lazarett zu erleben. Nach seiner Ausheilung ist er dann von dort zu Fuß nach Hause gepilgert und war schon im Sommer 1945 in Wien.

Einer seiner ersten Besuche galt meinem Vater, den er in unserer damals halbzerstörten Wohnung in recht bedrängter Lage antraf. In diesen schweren Monaten besuchte er Vater häufig und tröstete ihn. Vater war damals in großen Sorgen um mich, er hatte ja seit dem März keine Nachricht mehr von mir. Sein Besucher aber tröstete ihn immer wieder und sagte ihm, ich würde schon noch nach Hause kommen.

Wir blieben auch nach dem Kriege miteinander in Verbindung. Einige Male hatte er sogar "dienstlich" mit mir zu tun - in der Straßenbahn. Ein schwerer Schlag ist auch ihm nicht erspart geblieben: Seine Gattin starb verhältnismäßig jung im Alter von 51 Jahren und ließ ihn als Witwer mit seinem heranwachsenden Knaben allein in der Welt zurück.

Mehr als 30 Jahre lang schrieben wir uns alljährlich zu den großen Feiertagen. Sein Gruß kam immer als erster von all den Karten, die mich aus diesen Anlässen erreichten. Einmal, zum ersten Mal blieb sein Gruß aus und als ich ihm dann schrieb, brachte mir die Post meine Karte mit dem Vermerk zurück:

"Adressat verstorben"!

Er hat an mir gehandelt wie ein Bruder - ein einfacher Mann aus dem Volke - ein katholischer Straßenbahner aus Ottakring, dem sechzehnten Wiener Gemeindebezirk !

- - -

XI.) Drei Kriegserlebnisse.

Jeder Mensch, der den zweiten Weltkrieg miterlebt und überlebt hat, hatte aus diesem Grunde allein schon alle Ursache zu tiefster Dankbarkeit. Jeder überlebende Kriegsteilnehmer, aber auch jeder Zivilist, der überleben durfte, wird sich, wenn er nur ein wenig nachdenkt, an genug Gelegenheiten erinnern, bei denen sein Leben auf wunderbare Weise bewahrt worden ist.

Oft vermag man erst in der Rückschau zu erkennen, an welchen Abgründen man unversehrt vorbeigeführt worden, vor welchen Gefahren man gnädig behütet worden ist. Nur zu oft konnte man auch die Erfahrung machen, daß ein Ereignis, das zunächst wie ein großes Unglück aussah, sich dann später als ein großes Glück, als eine besonders gnädige Bewahrung erweisen sollte.

So weiß auch ich von vielen Fällen besonderer Bewahrung, die sich während dieser schrecklichen Zeit in unserem engsten Familienkreise, aber auch unter unseren Freunden und Bekannten ereignet haben, aber auch von vielen Fällen, da ich selbst gnädig aus großer Gefahr errettet worden bin.

Zweier Gelegenheiten, bei denen mir der Schutz von oben besonders deutlich spürbar erschien, und eines Falles, den mir lange nach dem Kriege ein Freund erzählt hat, sei an dieser Stelle in tiefer Dankbarkeit gedacht:

\- - -

1.

Im August 1943 fuhr ich von Kroatien aus zum ersten Male auf Urlaub. Ein gewöhnlicher Soldat, Grenadier oder Schütze hatte damals natürlich keinerlei Möglichkeit, den genauen Zeitpunkt und Termin seines Urlaubes irgendwie zu beeinflussen. Der Kompaniechef und sein Schreiber teilten die Urlaube ihrer Leute nach den von ihren Vorgesetzten erlassenen Vorschriften und Richtlinien ein.

Nun bewirkten Umstände und Ereignisse, die damals weder ich noch sonst jemand voraussehen konnte, daß gerade dieses mir von oben genau vorgeschriebene Datum meines Urlaubsantrittes für mich später von ganz besonderer Bedeutung werden sollte:

Am Tage nach meiner Heimfahrt wurde nämlich die Eisenbahnlinie Koprivnica-Zagreb, die auch ich hatte benutzen müssen, von den Partisanen gesprengt, sie hielten die Urlauberzüge auf und holten alle Urlauber heraus. Wohl waren damals in jenen Gegenden bereits mildere Sitten eingerissen, als 1941 zu Beginn des Jugoslawienfeldzuges. Damals hatte man auf beiden Seiten keinen Pardon gegeben und

keine Gefangenen gemacht.

Doch mußten auch jetzt noch die Gefangenen den ganzen Winter im Gewahrsam der Partisanen zubringen; sie wurden dann erst im nächsten Frühjahr (1944) ausgetauscht. Die Strapazen und Entbehrungen einer solchen Gefangenschaft waren natürlich ungleich größer, das Schicksal eines Gefangenen womöglich noch ungewisser als das eines Soldaten der kämpfenden Truppe. Wäre ich also einen Tag später auf Urlaub gefahren, so hätte auch ich dieses Schicksal geteilt.

Hätte ich aber meinen Urlaub einen Tag früher antreten müssen, so wäre mir noch Ärgeres widerfahren. Als ich nämlich drei Wochen später wieder zur Kompanie einrückte, erfuhr ich, daß gerade einen Tag vorher eine große Anzahl von Kameraden unserer Einheit in das Innere des Landes abgestellt worden waren. Wäre ich einen Tag früher zurückgekommen, so wäre ich sicher dabei gewesen.

In der ersten Septemberwoche des Jahres 1943 nun - gerade zu der Zeit, da die Engländer nach der Eroberung von Sizilien ihre erste Landung auf dem italienischen Festlande bei Salerno durchführten, geriet jene Einheit, zu der unsere Kameraden abgestellt worden waren, in einen Hinterhalt der Partisanen. Dabei hatte sie 28 Tote zu beklagen - fast durchwegs die neuen Leute, meine ehemaligen Kameraden, die soeben erst dorthin überstellt worden waren. Hätte ich also damals mit jenen mitmüssen, so wäre ich nach menschlichem Ermessen auch hier dabei gewesen ....
So hat damals wohl ein höherer Wille den Sinn meines Kompaniechefs und die Hand seines Schreibers gelenkt und bewirkt, daß mein Urlaubsschein damals gerade für jenen bestimmten Tag ausgestellt worden ist, nicht für einen Tag früher, nicht für einen Tag später .....

= = =

2.

Im Vorfrühling 1945 verlief die Front in Italien schon im Raume Bologna-Ravenna und lehnte sich dort an das Adriatische Meer an. Damals war unsere Kompanie eine Zeitlang hinter der Front mit dem Bau von Stellungen und Unterständen beschäftigt. Unser Zug arbeitete in der Nähe eines verlassenen Bauernhauses, das von uns als Koch- und Wärmestelle benützt wurde.

Einer von uns spielte den Koch und wärmte für uns alle täglich das Mittag Essen auf dem Herd dieses Hauses auf; das Essen wurde uns von der Kompanieküche in Kochgeschirren zugestellt. Wir gingen dann täglich um die Mittagsstunde von unseren Arbeitsstellen in dieses Haus, um dort unser Essen einzunehmen.
An einem Tage nun wurden wir in unseren Arbeiten durch irgend einen Umstand aufgehalten und gingen so etwas später als sonst zum

Mittagessen. An diesem Tage aber erhielt das Haus gerade zu unserer gewohnten Essenszeit einen Artillerievolltreffer, der es vollständig zerstörte. Unser Koch wurde dabei wie von einer Teufelsfaust in der Luft herumgewirbelt, kam aber bis auf leichtere Verletzungen mit dem bloßen Schrecken davon. Das Essen, das er schon für uns bereitgestellt hatte, war natürlich völlig ungenießbar geworden.
Wahrscheinlich hatte der Feind durch Luftaufklärung oder sonst irgendwie bei dem leerstehenden Bauernhause eine verdächtige Bewegung seines Gegenübers feststellen können und sich danndazu entschlossen, hier einmal kräftig dazwischenzufunken. Was aber wäre geschehen, wenn unser Zug, etwa zwanzig Mann, zur gewohnten Zeit im Hause versammelt gewesen wäre, oder wenn der feindliche Kanonier seinen Schuß einmal nur um kurze Zeit später abgefeuert hätte ?!?

- - -

3.

Vor einiger Zeit hat mir ein lieber alter Freund ein schreckliches Erlebnis aus den letzten Tagen des zweiten Weltkrieges berichtet. Damals ist er nur durch eine besondere Fügung mit dem Leben davongekommen.

Schon als Kind hatte er im ersten Weltkrieg einen schweren Unfall gehabt, der seinen weiteren Lebenslauf entscheidend beeinflußte. Es war in der Hungerzeit, da alle Städter aufs Land fahren mußten, um Lebensmittel zu hamstern. Dadurch waren alle Eisenbahnzüge überfüllt. Damals mußteauch die Mutter meines Freundes einmal eine Reise mit der Eisenbahn machen; sie nahm ihr Kind mit, das damals noch im Volksschulalter stand. In dem lebensgefährlichen Gedränge auf den Bahnsteigen wurde das Kind von der Hand der Mutter losgerissen und auf ein Eisenbahngleis gestoßen, wo es stolperte und stürzte. Unglückseligerweise war dort gerade ein Zug im Anfahren begriffen. Erkonnte nicht mehr schnell genug bremsen und so wurde dem Kinde das linke Bein oberhalb des Knies abgetrennt.
Der Arme war dann länger als ein Jahr krank und hatte es nur der aufopfernden Pflege durch seine Mutter zu verdanken, daß er den schweren körperlichen und seelischen Schock schließlich doch überwand und wie ein normales Kind aufwachsen konnte. Er absolvierte die Volks- und die Mittelschule und dann sogar noch die Technische Hochschule. Auch Sport konnte er betreiben, er konnte sogar besser schwimmen und ebensogut schifahren wie seine normalen Schulkollegen.

Beim Ausbruch des zweiten Weltkrieges brachte ihm jener Unfall aus seiner Kinderzeit zum ersten Mal im Leben einen Vorteil:
Auch noch in den letzten Kriegsmonaten blieb er vor dem Militär-

dienst verschont. Zu Kriegsbeginn hatte er geheiratet und brachte es im Laufe des Krieges auf mehrere Kinder. Noch von seinen Großeltern her hatte die Familie einen kleinen Landbesitz in der Nähe von Neulengbach (ca 40 km westlich von Wien). Dort konnte er während der Bombenzeit Frau und Kinder unterbringen.

Allgemein ist es in Kriegszeiten, solange man weit vom Schuß ist, auf dem Lande sicherer als in der Stadt. Nähert sich aber die Front einer Stadt, so ist man, wenn die Stadt nicht bis zum letzten verteidigt werden soll, in ihr sicherer als auf dem Lande. Als nun die Bodenkämpfe auf den Wiener Raum übergriffen, faßte auch er den schweren Entschluß, mit seiner Familie Haus und Hof zu verlassen und sich dem Strom der Flüchtlinge anzuschließen. Man entschied sich für den Bahntransport und fuhr also von Neulengbach aus zunächst mit der Westbahn bis Pöchlarn und von dort mit der Ybbstalbahn weiter bis Göstling. Von Göstling aus mußten die Flüchtlinge dann zu Fuß weiter. In diesen letzten Kriegstagen gehörte auch das südwestliche Niederösterreich zum engsten Kriegsgebiet und so hatten damals auch die Flüchtlingszüge sehr unter dem Beschuß durch feindliche Tiefflieger zu leiden. Jenseits der Landesgrenze - in derSteiermark - glaubten sich die Flüchtlinge vor dem anrückenden Feinde sicher.

Nun hatte die Familie auf ihrer Flucht einige ihrer Habseligkeiten in Göstling zurücklassen müssen und so machte sich mein Freund nochmals, nun aber allein, auf den Weg, um diese Dinge nachzubringen. Auf diesem Wege zurück kam er auf der Suche nach einer Übernachtungsgelegenheit zu einem Hause, in das man weibliche jüdische KZ-Häftlinge aus Ungarn einquartiert hatte. Diese waren infolge der Kriegsereignisse aus ihrem Heimatlande hierher verlagert worden und konnten sich anscheinend in der Umgebung jenes Hauses frei bewegen. Von einer Bewachung war nichts zu bemerken. Einige der Frauen hatten Kleinkinder bei sich. Es gab unter den Gefangenen auch gebildete Damen, die tadellos Deutsch sprachen.

Auf seine diesbezügliche Frage erklärten sich die Frauen ohne weiteres dazu bereit, meinem Freunde in ihrer Unterkunft ein Nachtlager herzurichten. Sie klärten ihn auch über ihre Abstammung voll auf, doch war ihm diese in seiner damaligen Situation völlig gleichgültig. Er war ja auch schon früher kein Antisemit gewesen.
Vor dem Übernachten hatte mein Freund dann noch irgend eine Besorgung zu erledigen und wurde auf diesem Wege durch irgend ein unvorhergesehenes Hindernis aufgehalten - was es war, wußte er, als er mirs erzählte, selber nicht mehr. So konnte er die ihm angebotene Gastfreundschaft nicht ausnützen und das rettete ihm das Leben :

Nachdem er von dort fortgegangen war, kam eine HJ-Einheit des Weges, trieb alle Gefangenen in ihre Unterkunft zusammen, schloß das Tor und steckte dann das Gebäude mit Panzerfäusten in Brand. Keine der Unglücklichen konnte sich retten. Hätte mein Freund, wie er ursprünglich plante, bei ihnen übernachtet, so hätte auch er ihr Schicksal teilen müssen.

Denkt man über die Ursachen einer solchen Schreckenstat nach, so gibt es für diesen Tatbestand wohl nur eine einzige Erklärung: Der Kommandant dieses aus Ungarn vor den anrückenden Russen nach Westen verlegten Konzentrationslagers hatte jedenfalls den Befehl erhalten, seine Gefangenen eher umzubringen, als sie in die Hände des Feindes fallen zu lassen. Weil er zu wenig Wachpersonal hatte, mußte er sie in den letzten Tagen ohne Bewachung lassen. Auf dem Wege über die Verpflegung, die er ihnen nach wie vor liefern mußte, hatte er gleichwohl noch immer Gewalt über sie.

Nun aber sah er das unvermeidliche Ende schon in greifbarer Nähe gerückt und dachte an den Befehl, der ihm erteilt worden war. So beauftragte er über irgend einen ihm offenen Dienstweg eine gerade in der Nähe des augenblicklichen Aufenthaltsortes seiner Gefangenen stehende HJ-Einheit mit der Ausführung dieses Befehles. Da die Gefangenen von dem ihnen zugedachten Schicksal nichts wußten, konnten sie von sich aus nichts zu ihrer Rettung unternehmen.

Von solchen Gegebenheiten und Umständen hing in diesen letzten Tagen des zweiten Weltkrieges das Leben der Menschen ab. Dadurch, daß sich in dem nun sich rasch und unaufhaltsam vergrößernden Chaos der Katastrophe ein Funktionär oder Offizier eines ihm erteilten Mordbefehles erinnerte und daß er auch noch in dieser Situation einen Befehlsempfänger fand, der bereit war, die Ausführung eines solchen Befehles auf sein Gewissen zu nehmen, entschied sich im Einzelfalle, ob ein armer Mensch den Krieg überleben durfte oder nicht ....

Wieviele solche Tragödien mögen sich wohl in diesen letzten schrecklichen Tagen des Dritten Reiches zugetragen haben ?!?

- - -

XII.) Kriegsgefangenschaft.

Unsere Einheit wurde am 10. April 1945 am Comacchiosee nördlich Ravenna von den Engländern gefangen genommen. Dann wurden wir etwa zwei Wochen lang durch einige Durchgangslager hindurchgeschleust und landeten schließlich im Camp 209 bei Neapel am Fuße des Vesuvs.

Dort besuchte uns eine Zeitlang ein Mönch, der sich Bruder Johannes nannte. Wie uns gesagt wurde, stammte er aus der Pfalz. Er war ein ungemein hoch- und feingebildeter Mensch. Vielleicht war er hauptberuflich Universitätsprofessor. Anscheinend ein besonders geschulter Psychologe, war er bemüht, durch eindringliche Ansprachen, aber auch durch gelegentliches Vorlesen aus guten Büchern uns durch Krieg und Gefangenschaft verwilderte Individuen wieder zu Menschen zu machen. Auch ich habe ihm gerne zugehört, wenn er uns etwa aus Adalbert Stifters Werken schöne Naturschilderungen vorlas und an das Gelesene dann lehrreiche und beherzigenswerte Betrachtungen anschloß.

An Sonntagen las er für die Katholiken des Lagers die Messe.

Bruder Johannes verließ uns schon nach ein paar Wochen. Wahrscheinlich hatte man für einen Mann seiner Bildung und Ausbildung wichtigere Aufgaben bereit als den Dienst unter den Kriegsgefangenen. Bei seinem Abschied verteilte er Bibeln unter den Lagerinsassen. Gerne hätte ich mir auch eine geholt; denn ich hatte mein Neues Testament durch Feigheit und Unentschlossenheit im Augenblick unserer Gefangennahme verloren. Ich machte aber keinen Versuch, auch eine Bibel zu erlangen, denn ich dachte mir:

"Der Mönch wird doch sicher nur katholische Bibeln verteilen und was soll ich mit einer solchen anfangen"?!?

Nachher ärgerte ich mich und schämte mich: Bruder Johannes hatte im Lager Bibeln der Britischen Bibelgesellschaft verteilt. - also Luthers Übersetzung !

= = =

Nach ein paar Wochen steckte man mich mit einigen ausgewählten Leuten in das Schreiberlager Maddalone bei Caserta, wo wir mit dem Ausfüllen von Kriegsgefangenen-Karteiblättern und dem Auswerten von Formularen beschäftigt wurden. In Caserta lag damals das Hauptquartier der englischen Italienarmee.

In diesem Lager hielt einmal an einem Sonntag ein noch ganz junger katholischer Geistlicher einen Gottesdienst für uns alle. Er gestaltete diesen ganz nach Art unserer normalen Gemeindegottesdienste. Wir sangen dabei Kirchenlieder, die von Angehö-

rigen aller Bekenntnisse gesungen werden konnten. Glaubensbekenntnis und Vaterunser wurden von jedem Teilnehmer still in der Weise seiner Kirche gebetet. Dann hielt der Geistliche eine Predigt über das Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Hierauf entließ er die "Andersgläubigen" - so sagte man damals noch - mit dem Segen und feierte mit seinen Katholiken die Messe.

Ich gab auf alles genau acht; es war dies für mich das erste und dann auch das einzige Mal, daß ich an einer so ohen Veranstaltung teilnehmen konnte. Die Predigt hätte einer unserer Pfarrer wohl auch kaum anders gehalten. Die einzige Abweichung, die ich feststellen konnte, war die, daß der Samariter, jedenfalls in Anlehnung an den lateinischen Bibeltext stets nur der "Samaritan" genannt wurde.

Besonders gefiel mir an dieser Veranstaltung, das Streben nach Korrektheit, das ich zu erkennen glaubte, das Bemühen, auch dem "Andersgläubigen" etwas zu geben, wobei peinlich auch nur der Anschein vermieden wurde, als wolle man den Anderen etwa bekehren oder auch nur im Sinne des Predigers beeinflussen. Ich dachte mir noch, wieviel Sonder- und Ausnahmsgenehmigungen man hier hatte einholen müssen - vielleicht gar von höchster Stelle - bevor solch ein Gottesdienst gehalten werden konnte !

In diesem Schreiberlagerschickten einmal die Katholiken einen Atheisten zu mir - vielleicht wählten sie gerade diesen, weil sie in ihm eine neutrale Persönlichkeit erblickten - und ließen mich durch ihn fragen, ob ich bereit sei, bei einer ihrer Meßfeiern als Vorbeter zu fungieren. Ich ließ ihnen sagen, ich würde ihnen sehr gerne helfen, doch müßten sie mir dann vorher genau beschreiben, was ich dabei alles zu tun hätte, doch gab ich ihnen zu bedenken, daß sich doch für eine solche Tätigkeit grundsätzlich ein Katholik besser eignen müßte als ich. Sie müssen aber dann doch wohl einen geeigneten Katholiken gefunden haben, denn sie sind nachher nicht mehr auf ihren Wunsch zurückgekommen.

= = =

Im Entlassungslager Rimini traf ich dann im September 1945 den ersten evangelischen Lagergeistlichen. Er hauste in seiner Baracke Tür an Tür mit seinem katholischen Kollegen. Allabendlich kam in seinem kleinen Dienstraum ein kleiner Kreis von Lagerinsassen zusammen, ein Häuflein Menschen, die eine Antwort auf all die Fragen suchten, vor die die jüngsten grundstürzenden Ereignisse der Weltpolitik sie gestellt hatten. An Sonntagen hielt er mit uns Gottesdienst; für mich war es der erste evangelische Gottesdienst nach mehr als einem Jahre. In den ersten Tagen unterstützte ihn in sei-

ner Tätigkeit der spätere Superintendent Maurer von Niederösterreich. Dieser ist aber noch vor uns in die Heimat entlassen worden.

Als es dann Ende September auch mit uns soweit war, teilte unser Lagergeistlicher unter uns Neue Testamente aus, die er mit einem persönlichen Worte versehen hatte. Er stammt aus dem Baltenlande, ist noch vor dem ersten Weltkrieg in St. Petersburg geboren; Dennoch ist er, nachdem er dann noch unseren Heimkehrertransport begleitet hatte, in Österreich geblieben. Dann war er länger als 30 Jahre lang als Pfarrer in Kärnten tätig und lebt jetzt als Pensionist im Salzburgischen. Sein Büchlein mit Widmung besitze ich heute noch und habe es ihm, mehr als 30 Jahre nach unserer Begegnung in Rimini, sogar einmal persönlich zeigen können.

* * *

In Rimini, knapp vor dem Abtransport in die Heimat, schien es zunächst noch unsicher, ob man uns für die Reise nach Forden in den kalten Herbst und Winter auch mit der nötigen warmen Kleidung versehen würde. Die meisten von uns hatten ja nur das dünne Kriegsgefangenengewand, Hemd und Hose, versehen mit dem Gefangenen kennzeichen. Dieses war ein großer aufgenähter kreisrunder schwarzer Fleck - im Gefangenenjargon die "Schallplatte" genannt.
Auch ich war in dieser Lage. Damals hat mir ein evangelischer Schlossergeselle aus Favoriten - dem zehnten Wiener Gemeindebezirk - der neben seiner warmen Wehrmachtsuniform noch über eine Pullover verfügte, seinen Pullover geschenkt. Damit erfüllte er an mir beinahe wörtlich die Mahnung Johannes des Täufers:

"WER ZWEI RÖCKE HAT, DER GEBE DEM, DER KEINEN HAT"!

Wir wurden dann voneinander getrennt. Leider hatte ich verabsäumt, mir seine Adresse ordentlich aufzuschreiben, sodaß ich ihn dann in Wien nicht wiederfinden konnte.

Seine Tat an mir aber ist sicher im Himmel geschrieben.

* * *

XIII.) Siebenbürger Flüchtlingsschicksale.

Meine Vorfahren sind im Jahre 1688 aus der Zips (ehemaliges ungarisches Komitat Saros-Patak, heute Ostslowakei), aus Kis Zeben (Klein Seeben, heute Sabinov) bei Eperies (heute Presov) nach Siebenbürgen eingewandert. Sie flüchteten vor der Gegenreformation und suchten Zuflucht in einem Lande, das damals noch ein den Türken triburpflichtiges, sonst unabhängiges Fürstentum war.

Zunächst ließen sie sich in dem im Nordwesten des Landes gelegenen Städtchen Bistritz (Besztereze, Bistrita) nieder. Von dort wandten sie sich nach dem etwa 30 km südlich Bistritz liegenden Städtchen Sächsisch Reen (Szasz Regen, Reghin), wo ein Zweig der Familie verblieb, während die übrigen wieder nach Bistritz zurückkehrten. Dort ließen sich meine Vorfahren dann für etwa anderthalb Jahrhunderte nieder. Von Bistritz ist mein Großvater nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1867 nach Czernowitz im Buchenlande eingewandert.

Von den Verwandten in Sächsisch-Reen und Bistritz hatten wir schon seit langer Zeit überhaupt nichts mehr gehört. So gab eine Familienforschungsreise durch die Slowakei und Siebenbürgen, die meine liebe Mutter und ich im Jahre 1936 unternahmen, uns die willkommene Gelegenheit, mit diesen Verwandten in Verbindung zu treten. Damals feierte meine Tante in Czernowitz ihre goldene Hochzeit; so haben wir damals auch unserer alten Heimat unseren letzten Besuch abgestattet.

In Bistritz fanden wir noch Großvaters jüngere Schwester am Leben. Sie war schon hochbetagt -84 Jahre alt- und lebte im Altersheime der Stadt Bistritz. Meine Eltern haben ihr dann, solange es die Devisengesetze erlaubten, laufend bis an ihr Lebensende kleine Unterstützungen zukommen lassen. Sie wurde 1941 aus dieser Welt abberufen, durfte also noch in der alten Heimat sterben. Zwei weiteren Verwandten, mit denen wir dort auch bekannt wurden, ist diese Wohltat versagt geblieben. Eine Kusine, die dann durch die große Umsiedlungsaktion nach Deutschland verschlagen wurde, ist dort in der Schreckensnacht von Dresden zugrunde gegangen, ein Vetter - er hatte in Bistritz eine gutgehende Buchbinderei betrieben - konnte wohl zu seiner Tochter nach Wien flüchten, wurde aber dort um Weihnachten 1945 von einem plündernden Soldaten erschlagen.

In Sächsisch-Reen lebten damals, wie wir erfuhren, vier Familien, die unseren Namen trugen, die also mit uns gemeinsame Vorfahren haben mußten. Mit einer dieser Familien konnten wir dann in Verbindung treten.

Das Haupt dieser Familie war ein wohlsituierter Gastwirt, sein Ältester Sohn war Direktor der Sächsisch-Reener Sparkasse, sein zweiter Sohn betrieb am Hauptplatz der Stadt eine Textilhandlung.

Der Vater ist dann im Jahre 1939 noch in der alten Heimat gestorben. Die Mutter mit ihren Kindern und Enkeln wurde 1944 umgesiedelt. Auf den Tag genau acht Jahre nach unserem Besuche bei ihnen hatten sie ihre Heimat verlassen müssen und waren nach mancherlei Irrfahrten und Abenteuern schließlich nach Gallspach in Ober-Österreich verschlagen worden, wo ich sie dann im Jahre 1946 besuchen konnte.

Dort erfuhr ich dann von ihnen nach und nach ihre ganze Leidensgeschichte. Dabei war es ihnen noch vergleichsweise gut ergangen, hatten sie doch die Katastrophe überleben dürfen.

In der alten Heimat hatten sie alle gehobene Positionen inne gehabt, sie alle hatten es dort zu Wohlstand gebracht. Ihre mitgebrachten Ersparnisse hatten sie in Ober-Österreich sogleich auf Bankkonten einzahlen müssen, die später gesperrt wurden.

So standen sie jetzt vor dem Nichts und konnten sich dann nur durch eisernen Fleiß - sie schreckten auch vor keiner noch so unangenehmen Arbeit zurück - zunächst notdürftig über Wasser halten. Im Laufe der Zeit war es ihnen dann möglich, sich wieder vergleichsweise bescheidene Existenzen aufzubauen.

Mein Vetter, der Textilkaufmann, begann als Hilfsarbeiter bei der Vöest in Linz, wo er zuerst in der Hofpartie, also zum Reinigen und Zusammenräumen der Fabrikhöfe eingesetzt wurde. Erst nach einigen Jahren versetzte man ihn in das Drucksortenlager, also in einen Wirkungskreis, der doch besser zu seiner kaufmännischen Ausbildung paßte.

Sein Bruder, der Sparkassendirektor, kam nach langen erfolglosen Bemühungen endlich als Buchhalter bei einer kleinen Linzer Firma unter, wurde aber durch ein sich später zeigendes Augenleiden in seinem Berufe schwer behindert. Schließlich wurden ihm jedoch auf Grund zwischenstaatlicher Verträge auch seine in Siebenbürgen erworbenen Vordienstzeiten angerechnet und so gelang es ihm zuguterletzt doch noch, zu einer erträglichen Rente zu kommen.

Am besten hatte es noch ihre Schwester getroffen. Sie hatte noch im Herbst 1936 - knapp nach unserem Besuche in Sächsisch-Reen - einen gelernten Zuckerbäcker geheiratet. Sie verzog mit ihrem Gatten nach Salzburg, wo sie es rasch zu Wohlstand brachten.

Sonst mußten sich die Siebenbürger Frauen mit weiblichen Handarbeiten, als Haushaltshilfen, Babysitterinnen oder als Begleitpersonen für Patienten des Gallspacher Zeileis-Institutes mühselig genug durchbringen.

Da in Gallspach auch viele körperlich Behinderte Heilung suchten, war gerade dort der Bedarf an Begleitpersonen besonders groß, die die Patienten aus ihren Wohnquartieren in das Zeileis-Institut zur Behandlung und nachher wieder nach Hause zu bringen hatten.

Allgemein aber konnte man beobachten, daß es die Handwerker unter den Flüchtlingen im fremden Lande viel leichter hatten als die Akademiker. Jene fanden sich viel besser in die neuen Verhältnisse und brachten es auch viel eher zu Wohlstand. So wäre der Gedanke wohl zu erwägen, jeden Mittelschüler schon lehrplanmäßig auch ein Handwerk lernen zu lassen, damit auch er sich in Notzeiten, wenn Handarbeit eher gefragt ist als Kopfarbeit, leichter durch seiner Hände Arbeit ernähren kann.

In Siebenbürgen war das Verhältnis der dortigen Deutschen zu den herrschenden Rumänen wohl von Ort zu Ort verschieden, aber doch - im Vergleich zur Lage der Volksdeutschen in den anderen Nachfolgestaaten der alten Monarchie - sogar ein recht gutes gewesen. Im alten Österreich-Ungarn hatte das Land zur ungarischen Reichshälfte gehört. So hatten dort nach dem Ausgleich von 1867 die Ungarn den Ton angegeben und die Deutschen wie die Rumänen waren von ihnen beherrscht worden.

Dieses gemeinsame Los wirkte sich dann auch nach dem Zusammenbruch von 1918 irgendwie aus, als die bisher beherrschten und unterdrückten Rumänen plötzlich zum Herrenvolk wurden: Man ließ den Deutschen viele Freiheiten, vor allem in der Wirtschaft des Landes konn-ten sie sich frei und ungehindert entfalten. So waren etwa in Sächsisch-Reen die führenden Handelsgeschäfte, darunter alle Geschäfte am Hauptplatz in deutscher Hand.

Rumänien war in der Zwischenkriegszeit ein Agrarstaat, in dem niemand hungern mußte. Lebensmittel waren dort um billiges Geld für jederman ausreichend erhältlich. Mein Vetter erzählte mir einmal, in seiner Heimatstadt Sächsisch-Reen sei es üblich gewesen, daß in jeder Familie zur Weihnachtszeit ein Schwein geschlachtet wurde. Selbst der ärmste Zigeuner konnte sich dies leisten - er schlachtete eben ein kleines Schwein.

Zur Zeit der Obsternte brachten die Bauern der Umgebung Kirschen und anderes Obst auf den Markt des Städtchens. Hatte einer von ihnen am Abend seine Ware noch nicht zur Gänze an den Mann gebracht, so stürzte er den Leiterwagen, mit dem er das Obst in die Stadt transportiert hatte, um und leerte den ihm verbliebenen Rest auf den Marktplatz. Es rentierte sich für ihn nicht, seine unverkaufte Ware wieder heimzubefördern.

Und nun waren die Flüchtlinge aus diesem Lande des Überflusses

..."Siebenbürgen, Land des Segens"... in ein Land gekommen, in dem alles rationiert war und wo man ihnen bei jedem Einkauf die Lebensmittel nach Grammen vorwog. In ihrer alten Heimat hatten die "Unterdrückten" alle als Selbständige oder in gehobenen Positionen gearbeitet, nun in der neugewonnenen "Freiheit" mußten sie sich als Unselbständige mit untergeordneten Stellungen zufrieden geben.

Besonders bitter aber hatten die Heimatvertriebenen die Unwahrhaftigkeit empfunden, die ihnen bei allen deutschen Behörden, bei allen Stellen begegnet war, mit denen sie zu tun gehabt hatten. Bis zum letzten Augenblick, bis zum Vorabend ihrer Aussiedlung, war man bestrebt gewesen, ihre doch schon da und dort aufkommenden Bedenken zu verharmlosen und ihnen ihre Besorgnisse auszureden.

Meine Kusine erinnerte sich noch genau daran, wie sie noch in den letzten Tagen vor ihrer Flucht gegenüber einem in Sächsisch-Regen stationierten Angehörigen der Deutschen Wehrmacht ihre Befürchtung geäußert hatte, sie würden nun alle aus ihrer Heimat fort müssen. Dieser hatte es versucht, sie mit einem schallenden Gelächter zu beruhigen und ihre Besorgnisse auf diese Weise zu zerstreuen. Auch dieser Soldat stand natürlich unter militärischer Geheimhaltungspflicht. Vielleicht lag damals schon der Aussiedlungsbefehl als Geheime Kommandosache in seinem Schreibtische, er aber durfte davon natürlich niemandem etwas mitteilen, am allerwenigsten wohl einem der davon betroffenen ortsansässigen Zivilisten. So war er ein wohl nur dazu gezwungenes ausführendes Organ dieses Betruges.

Der Ortsgruppenleiter der Partei aber hatte seinen Landsleuten, als die Aussiedlung zur Gewißheit wurde, geraten: Nehmt nur das Allernotwendigste mit ! In drei Wochen sind wir alle bestimmt wieder da"!

Dieser Mann muß wohl einen ihm zwar anbefohlenen, aber doch bewußten Betrug begangen haben. Er wagte es dann sogar, den von ihm ins Unglück geführten Menschen noch unter die Augen zu treten und zeigte sich später sogar noch darüber ungehalten, daß die Familie meines Vetters - ihre Bibel auf die Flucht mitgenommen hatte.

In dieser schweren Stunde des Abschiedes von der alten Heimat waren dort die meisten Männer eingerückt. So standen in den meisten Familien die Frauen allein vor den schwierigen Entscheidungen, die nun so plötzlich zu treffen waren. Mein Vetter, der Textilkaufmann, verfügte über ein reichsortiertes Warenlager, in dem sein ganzes Vermögen steckte. Hätte er rechtzeitig richtig disponieren können, so wäre es ihm vielleicht sogar in diesem Augenblick noch

möglich gewesen, wenigstens Teile seiner Habe zu retten. So aber mußte alles liegen bleiben und wurde dann von den deutschen Truppen geplündert, damit es wenigstens nicht dem Feinde in die Hände falle !

Von den insgesamt fünf Geschwistern war ein Bruder schon früh zur S.S. eingezogen worden und dann gefallen. Wie mir die Mutter bekümmert erzählte, hatte ihr Sohn bei jenem Verein auch seinen Glauben verloren. Der Älteste der Brüder verblieb mit seiner Familie in Österreich, ebenso seine Schwester, die mit ihrer Familie nach Salzburg verzog; der zweite Bruder wanderte mit seiner Familie nach Bayern aus, der dritte kehrte mit seiner Gattin nach Rumänien zurück.-

\- - -

Durch Hitlers Diktat vom Sommer 1940 war das durch den Frieden von Saint Germain an Rumänien gefallene Siebenbürgen geteilt worden. Der nördliche Teil, mit ihm auch die Städte Bistrita und Sächsisch-Reen, war an Ungarn zurückgefallen, der Süden war bei Rumänien verblieben. Dies hatte dann im Herbst 1944 die Folge, daß den Deutschen im Norden des Landes ein grundlegend anderes Schicksal beschieden war als denen im Süden.

Damals wechselte Rumänien von einem Tag auf den anderen die Front und ging von Hitler zu den Alliierten über. Dadurch war es damals nicht mehr möglich, die Deutschen aus dem Süden des Landes umzusiedeln, diese mußten daher im Lande verbleiben. Ungarn aber blieb bei Hitler bis zum bitteren Ende. Daher konnte im damals ungarischen Nordsiebenbürgen die Umsiedlungsaktion durchgeführt werden. So haben nun heute, mehr als 35 Jahre danach, alle Siebenbürger die Möglichkeit, objektiv zu beurteilen, welcher der beiden Gruppen das bessere Los beschieden gewesen ist, denen im Süden oder denen im Norden, den zwangsweise Umgesiedelten oder den zwangsweise Daheimgebliebenen.

\- - -

XIV.) Mein Freund Alfred.

Von meiner Heimkehr aus der Kriegsgefangenschaft und von all der freundlichen Hilfe und gnädigen Bewahrung, die mir auch auf dem letzten Stück meines Weges in die Heimat zuteil wurde, habe ich bereits berichtet.

Auch hier wieder habe ich die Erfahrung machen müssen, daß unser Lagerpfarrer in Rimini sich bemühte, mich vom rechten Wege abzubringen, während mein katholischer Freund es war, der mir getreulich half. Menschlich gesehen habe ich es doch vor allem ihm zu verdanken, daß mein Unternehmen Erfolg hatte und daß ich wohlbehalten heimgekommen bin.

Sicher darf ich unserem Lagerpfarrer deswegen auch nicht den geringsten Vorwurf machen. Er hat nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt, als er uns vor dem Überschreiten der Demarkationslinie warnte und sich nach Kräften bemühte, uns die, wie er meinte, völlige Sinn- und Aussichtslosigkeit eines solchen Unternehmens ja recht deutlich vor Augen zu stellen.

Trotzdem bleibt die Tatsache bestehen, daß entgegen auch aller sonstigen Warnungen damals gerade dieser Weg für mich der richtige gewesen ist. Gott hat ja unser Vorhaben gelingen lassen.

Meinen Freund und Helfer habe ich dann während meines ersten Nachkriegsurlaubes im Herbst 1946 wieder besucht. Er hatte unterdessen schon Nachricht über das Schicksal seines vermißten Bruders erhalten. Dieser war bei den letzten Kämpfen um Wiener-Neustadt an der Spitze seiner Batterie gefallen und war dort auch begraben worden. Eine Überführung in das Familiengrab erwies sich als unmöglich. Dort hatte man nämlich nach den Kampfhandlungen alle Gefallenen in aller Eile in gemeinsamen Massengräbern bestattet. Nun aber waren die dafür Verantwortlichen alle von derpanischen Angst erfüllt, es könnte der Besatzungsmacht zu Ohren kommen, daß in ihren Heldengräbern auch Gefallene der Gegenseite - also "Faschisten" - ihre letzte Ruhestätte gefunden hätten.

Darum konnte an eine Überführung nicht gedacht werden.

So ruhen nun dort alle Gefallenen gemeinsam von ihren Kämpfen aus und warten auf den Jüngsten Tag. Dann wird niemand mehr danach fragen, welche Uniform einer getragen hat und welches Parteiabzeichen er in seinem Knopfloch stecken hatte.

Wie mir mein Freund damals schon erzählte, ist in den letzten Apriltagen 1945 auch der Ortspfarrer seines Heimatortes von "Unbekannten" verschleppt worden. Gott allein weiß, wo sie ihn umgebracht

haben. Man hat nie wieder etwas von ihm gehört.

Die dankbare Gemeinde hat ihrem Pfarrer in der Mauer der Dorfkirche außen eine Gedenktafel gesetzt. Ihre Inschrift enthält neben einer kurzen Schilderung des Tatbestandes auch - eine Fürbitte für die Mörder. Dort wird darum gebeten, daß das Opfer dieses treuen Seelsorgers auch den Verblendeten, die ihn umgebracht haben, dazu helfe, daß sie auf ihrem bösen Wege umkehren und ihre Schreckenstat bereuen. Die Inschrift schließt dann mit den Worten:

"Die Ehre seiner Kirche ging ihm über alles"!

Von jenem ersten Nachkriegsbesuche ist mir neben dieser ernsten auch eine freundliche Erinnerung geblieben: Die Kinder meines Freundes hatten in Erfahrung gebracht, daß damals - man schrieb ja das Jahr 1946 - das Beerenobst in Wien kaum erhältlich war und nur im Schleichhandel und zu Phantasiepreisen erstanden werden konnte. So gingen sie denn alle gemeinsam in den Wald und sammelten für mich im Laufe eines Vormittages ein großes Gefäß mit Heidelbeeren. So bin ich dann schwer beladen nach Wien heimgekehrt.

Nach meiner Verheiratung besuchten wir den Ort, an dem ich soviel Freundlichkeit erfahren hatte, zu Pfingsten 1949 nun zum ersten Male zuzweit. Auch meiner Frau gefiel es dort sehr gut; wir fanden in dem Dorfe auch eine freundliche Wirtin und ein erschwingliches Quartier. So sind wir dann auch später mit den Kindern Jahr für Jahr wiedergekommen. Selbstverständlich konnten wir im Schulhause aus- und eingehen, wie es uns beliebte und die Kinder fanden an den Enkeln des Freundes gute Spielgefährten.

Bekehrungsversuche haben wir aneinander keine gemacht, doch sprachen wir oft über gemeinsam interessierende Fragen.

"Wenn ich wüßte, daß die Welt morgen unterginge, würde ich heute noch ein Bäumchen pflanzen"! zitierte er vor mir einmal. Mir war dieser Spruch damals noch unbekannt und so fragte ich ihn, von wem dieser Spruch stamme.

"Solltest Du eigentlich wissen"! sagte er mit feinem Lächeln. "Der Spruch stammt von Dr. Martin Luther"!

Einmal erzählte er mir gelegentlich, ihr Bischof habe nun angeordnet, daß nun auch bei ihnen die Gemeinde im Gottesdienst zu singen habe. Vorher hatte in ihren Gottesdiensten nur der Chor gesungen, nicht aber die Gemeinde. Bei unserem nächsten Urlaub brachte ich ihm dann das Choralbuch unserer Kirche mit, das ich zu diesem Zwecke gekauft hatte. Er brachte sofort ein Musikinstrument herbei, mit dem er in seinen Gesangsstunden im Schulunterricht der Gesang der Dorfkinder zu begleiten pflegte. Dann spielte er ausun-

serem Choralbuch, seine jüngste Tochter sang dazu Lieder, die auch in ihren Gottesdiensten gesungen wurden. Beide hatten sichtlich eine große Freude dabei und, wie mir schien, keinerlei Gewissensbedenken.

Dabei kann ich mir eine strenger katholische Familie als die meines Freundes kaum vorstellen: Sein jüngster Sohn hat den geistlichen Beruf gewählt, er studierte an der Grazer Universität Theologie und ist jetzt schon lange in Amt und Würden. Vor einiger Zeit durfte er sogar einmal eine Woche lang im Rundfunk die Morgenbetrachtungen halten, für einen noch so jungen Geistlichen sicher eine große Auszeichnung. Eine Schwägerin, Schwester der Gattin meines Freundes, ist Ordensschwester. Bis vor kurzem pflegte die Familie, Eltern und Kinder jährlich einmal während der großen Schulferien zu Fuß von ihrem Heimatort nach Mariazell zu pilgern, für Menschen, die das 60. Lebensjahr schon überschritten haben, wohl auch eine ganz beachtliche Fußgängerleistung. Mein Freund versah in der Dorfkirche auch den Dienst eines Organisten. So hat er dann vielleicht im Zuge der Liturgiereform auch unser Choralbuch gut verwenden können.

Im Jahre 1962, als wir nach Vaters Tode besonders sparen mußten, überraschte mich der Freund mit einem besonders großzügigen Angebot:

Er hat sich vor dem Dorfe ein Einfamilienhaus gebaut, um später für die Zeit seines Ruhestandes eine Bleibe zu haben, denn er muß ja dann seine Dienstwohnung im Schulhause räumen. Jener Bau konnte jedoch nur dadurch zum Erfolge geführt werden, daß die ganze Familie und mein Freund selbst dabei kräftig mit Hand anlegten und fleißig mithalfen. Darüber hinaus rechneten es sich seine Bauern zur Ehre an, ihrem Lehrer Lieferungen, Transporte und Dienstleistungen entweder gar nicht oder nur zu bedeutend herabgesetzten Preisen zu verrechnen. Dieses Haus, dieser Neubau wurde von der Familie zunächst nur während der Schulferien bewohnt. Die Dienstwohnung im Schulhause stand während dieser Zeit leer.

Nun bot mir der Freund an, mich mit den Meinen während der Schulferien im Schulhause umsonst wohnen zu lassen. Dienstwohnungen dürfen ja bekanntlich nicht vermietet werden. Ich bin damals darauf eingegangen, weil ich mir dachte, er würde dann, wenn es soweit sei, schon über irgend eine angemessene Gegenleistung mit sich reden lassen. So haben wir vier Personen im Sommer 1963 drei Wochen lang in der Dienstwohnung des Schulleiters gewohnt und hatten dort alles, was wir brauchten. Nur die Verpflegung holten wir uns selbstverständlich aus dem Gasthause. Als ich aber dann wegen einer Gegenleistung bei ihm anklopfte, antwortete er mir fast un-

willig: "Ich möchte keinerlei Gegenleistung von Dir - in keiner wie immer geartete Form. Wenn Du so etwas versuchen solltest, dann würdest Du mich ernstlich böse machen. Ich habe ohnehin schon wegen gehorteten Wohnraumes ein genügend schlechtes Gewissen, weil die Räume hier bei mir so lange leer stehen, während es auf der Welt so viele Obdachlose gibt"!

Hätten die Hausherren Wiens ein ähnlich zartes Gewissen wie mein Freund, so wäre es nicht möglich, daß, wie ich hörte, allein in Wien über 30000 Wohnungen leerstehen, während viele arme Menschen in Obdachlosenasylen und ähnlichen Löchern hausen oder gar unter Brücken übernachten müssen.

Auch unserer Heimfahrt habe ich ihm dann noch schriftlich gedankt. Bei dieser Gelegenheit fragte ich ihn, ob er es auch als eine Gegenleistung in verschleierter Form ansähe, wenn ich ihm nun für irgend einen wohltätigen Zweck seiner Kirche einen angemessenen Betrag zur Verfügung stellen würde. Hier konnte er nicht gut ablehnen. Er schrieb mir zurück, wenn er jetzt Nein sage, so wäre es ja eine Sünde wider den Heiligen Geist. Daraufhin habe ich ihm einen Geldbetrag geschickt, der ungefähr dem entsprach, was uns das Übernachten in einem Gasthof des Ortes während der gleichen Zeit gekostet hatte.

Wir haben dann noch in den zwei folgenden Jahren 1964 und 1965 seine Gastfreundschaft in Anspruch genommen. Dann wurde im Zuge der Schulreform für die Einrichtung des polytechnischen Jahres zusätzlich Schulraum benötigt; so mußte damals auch die Dienstwohnung meines Freundes zu Klassenzimmern umgewidmet werden.

Das Geld, das ich ihm in diesen drei Jahren überwiesen habe, fand dann im Zuge der Liturgiereform Verwendung beim Umbau des Altares in der dortigen Dorfkirche. Es ist also eine wirklich ökumenische Gabe geworden.

\- - -

Um Weihnachten 1963 schrieb mir mein Freund, Ende Oktober sei er mit einer Gruppe steirischer katholischer Lehrer irgendwo bei Nürnberg bei "getrennten Brüdern" zu Gaste gewesen. Zuerst hätten sie mit jenen zusammen das Reformationsfest gefeiert. Tage darauf feierten jene mit ihnen Allerheiligen. Zum Abschluß hielt ihnen allen ein evangelischer Pfarrer einen Vortrag über das Zweite Vatikanische Konzil.

Ich antwortete ihm, wir müßten uns wohl alle darüber freuen, daß solche Veranstaltungen heute überhaupt möglich geworden sind, ohne daß deren Teilnehmer von ihren eigenen Leuten als unsichere Kantonisten angesehen werden, die schon drauf und dran sind, zur andern

Seite abzuschwimmen. Wenn das Konzil vielleicht auch keine andere Wirkung haben sollte, fuhr ich fort, als ein neues brüderliches Entgegenkommen der getrennten Christen nach viereinhalb Jahrhunderten des Streites und der Mißverständnisse, so müßten wir schon allein darüber froh und dankbar sein. Vielleicht aber werde uns noch mehr geschenkt.

Dann berichtete ich ihm auch von den Konzilsvorträgen von Prof. Sucker, die ich in Wien hatte anhören dürfen. Prof. Sucker, Leiter des konfessionskundlichen Institutes an der evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Marburg an der Lahn und später als Nachfolger Martin Niemöllers Kirchenpräsident von Hessen, war einer der Konzilsbeobachter der deutschen evangelischen Kirche; er hielt damals in Wien eine Vortragsreihe über das Zweite Vatikanische Konzil.

Mein Freund schrieb mir dann noch, er habe vor kurzem ein Buch eines bekannten evangelischen Theologen holländischer Nationalität über Maria gelesen - dies ist ihm also erlaubt ! - und habe darin auch nicht einen Satz gefunden, den er als Katholik hätte ablehnen müssen. Dann schrieb er noch mit Bezug auf die Liturgiereform:

"Wir werden jetzt sehr viel von Euch lernen müssen"!

* * *

Ein wichtiges Ereignis aus seinem Leben sei hier noch mit aller Behutsamkeit berichtet. Er hat es mir nicht selber erzählt, sondern seine Frau hat es der Meinigen anvertraut.

Als wir im März 1938 "befreit" wurden, hätte zuerst auch mein Freund in ein Konzentrationslager verschleppt werden sollen. Daß es dann schließlich doch nicht dazu kam, verdankte er - einzig und allein - seiner jüngsten Tochter, die erst im Juni 1938 zur Welt gekommen ist. Der damals für die Verschleppungen zuständige örtliche Parteifunktionär, jener Selektionär, der die letzte Auswahl zu treffen hatte, vermutete - jedenfalls nicht zu Unrecht ! - daß die Verschleppung des Familienoberhauptes für dessen arme Frau eine schreckliche Aufregung bedeuten würde und daher sowohl ihr selbst als auch dem zu erwartenden Kinde schweren gesundheitlichen Schaden bringen könnte. Daher strich er ihn aus seiner schon fertiggestellten Liste wieder aus. Nur dadurch ist also mein Freund damals dem ihm zugedachten Schicksal entgangen. So hat also in jener finsteren Zeit das noch nicht zur Welt gekommene Kind Gottes Werkzeug sein dürfen, durch das sein Vater aus einer großen Not errettet worden ist.

Freuen wir uns darüber, daß es auch im Jahre 1938 sogar in den Kreisen der damaligen Parteifunktionäre Leute gab, die sich einer menschlichen Regung zugänglich zeigten ! Diese Tat der Barmherzig-

keit wird ihm sicher am Jüngsten Tage nicht vergessen werden !

= = =

Im Jahre 1943 traf ich in Koprivinica neben anderen Menschen, die man in guter Erinnerung behalten konnte, auch einen Schuldirektor aus Wuppertal. Dieser hatte gerade um Ostern 1943 eine entsetzliche Last zu tragen: Bei dem damaligen schrecklichen Bombenangriff auf Elberfeld und Barmen hatte er in einer einzigen furchtbaren Nacht SIEBEN seiner nächsten Angehörigen verloren. Anfangs war es sogar unklar gewesen, ob nicht auch seine Gattin mit den drei Kindern zu den Opfern gehörten, doch stellte es sich nachher heraus, daß gerade sie dem Unheil auf wunderbare Weise entkommen waren .....

Unsere damaligen militärischen Vorgesetzten hatten damals die entsetzlichste Angst, der Armste könnte durchdrehen und Amok laufen. Sie hätten aber beruhigt sein sollen: ein Christ läuft nicht Amok. Wie alle damals Geschädigten bekam auch er Bombenurlaub, um Familienangelegenheiten zu ordnen und sich die Trümmer seines Elternhauses anzusehen. Als er von diesem Urlaub zurückkehrte, berichtete er uns, er hätte zuerst Mühe gehabt, überhaupt auch nur die Straße zu finden, in der vorher das Haus seiner Eltern gestanden hatte. Damals versuchten wir alle, die Last des Unglücklichen zu erleichtern, so gut dies durch guten Zuspruch und Bekundung unseres Mitgefühles und unserer Anteilnahme möglich war. Darüber hinaus war Alfred damals darum bemüht, in seiner steirischen Heimatgemeinde den Überlebenden der Familie unseres Kameraden einen Erholungsaufenthalt zu vermitteln. Leider kam dann irgend etwas dazwischen, sodaß diese gute Absicht nicht verwirklicht werden konnte.

Mehr als 30 Jahre nachher trafen wir uns dann bei Freund Alfred zudritt mit unseren Gattinnen insgesamt sechs Personen. Eine Woche verbrachten wir dort gemeinsam und besuchten zu Fuß und mit dem Auto alle bekannteren Ausflugsziele der näheren und weiteren Umgebung. Dabei plauderten wir nach Herzenslust von all unseren Erlebnissen in der Kriegs- und Nachkriegszeit und vergaßen, was alles sonst noch zwischen heute und damals lag.

Niemand konnte ahnen, daß von den sechs Personen, die an dieser Begegnung teilnahmen, nicht allzu lange Zeit später zwei nicht mehr am Leben sein würden....

= = =

So ist aus der zu Ostern 1943 in Koprivnica (Kroatien) begonnenen Kriegskamerddschaft eine Freundschaft fürs Leben geworden. Durch meinen Übertritt in den Schuldienst und dadurch, daß die Kinder nun heranwuchsen und auch selbst ins Verdienen kamen, hatte sich auch un-

sere wirtschaftliche Lage wieder gebessert. Nun konnten wir auch wieder häufiger an den Ort kommen, dessen Entwicklung aus einem ärmlichen Gebirgsdorf zu einer blühenden Fremdenverkehrsgemeinde wir von Anfang an miterlebt hatten. Auch meine nun erwachsenen Söhne haben dort Freunde gefunden und besuchen diesen Ort immer wieder gerne. Daß sie diese Entwicklung - menschlich gesehen - vor allem und zu allererst ihrem Lehrer zu verdanken haben, wissen die Menschen dort am besten. Nicht umsonst hat die dankbare Ortsgemeinde ihren alten Lehrer zu ihrem Ehrenbürger ernannt.

Als ich dann im Jahre 1976 in den Ruhestand trat, sind wir wieder für längere Zeit zum letzten Male an jenem Orte gewesen. Niemand konnte ahnen, daß ich damals auch den Freund zum letzten Male in diesem Leben sehen würde. Knapp drei Jahre später, um Neujahr 1979 wurde er, erst 72 Jahre alt, aus dieser Welt abberufen. Mein älterer Sohn hatte ihn erst kurz vorher besucht und hatte bei diesem Besuche noch nichts Besorgnis Erregendes an unserem Freunde wahrnehmen können. So konnten wir die Trauernachricht zuerst gar nicht fassen.

Das Begräbnis mußte der Jahreszeit entsprechend bei schlechtestem Winterwetter durchgeführt werden. Tagelang wüteten in den verschneiten Tälern schreckliche Schneestürme.

Die Familie hatte uns die Todesnachricht absichtlich erst nach dem Begräbnis zugeschickt, um uns die unangenehme und auch nicht ungefährliche Autofahrt auf den verschneiten Gebirgsstraßen zu ersparen. So konnten wir unseren letzten Gruß erst eine Woche später bestellen. Darüber, daß wir fahren mußten, herrschte in meiner Familie Einmütigkeit.

Die Autofahrt selbst stellte dann unseren Jüngeren, der obwohl sonst verläßlicher Autofahrer über keinerlei Wintererfahrung für Gebirgsfahrten verfügt, vor ganz besondere Aufgaben: Wir benötigten für die Fahrt, die im Sommer in zwei Stunden mühelos zu bewältigen ist, fast die vierfache Zeit. Dann hatten wir große Mühe, auf dem tief verschneiten Dorffriedhof das Grab des Freundes überhaupt zu finden. Endlich gelang es uns aber doch und wir konnten den von uns mitgebrachten Kranz wenigstens an die richtige Stelle legen.

Die Rückfahrt, schon nach Einbruch der Dunkelheit, verlief dann höchst dramatisch, unser Fahrer war schon am Rande eines Nervenzusammenbruches, doch hatten wir wohl einen ganz besonderen Schutzengel. wir kame zwar erst spät in der Nacht, aber doch unversehrt wieder heim. Sogar unser Hund war brav gewesen, obwohl wir das treue Tier diesmal so lange wie noch nie - sechzehn Stunden (!) -

in der versperrten Wohnung hatten allein zurücklassen müssen.

Mit der Familie des Freundes sind wir selbstverständlich auch weiter in Verbindung geblieben. Sie haben uns bei dem eben erwähnten Besuche auch ein schönes Gebet übergeben, ein Gebet, mit dem ihr uns vorangegangener Vater jeden Morgen sein Tagewerk begann. Ich habe dies Gebet einigen unserer Pfarrer gezeigt, allen gefiel es, einige habens sich sogar abgeschrieben. So sei es auch an dieser Stelle im Wortlaut wiedergegeben.

T A G E S W E I H E .

Ich leg in Deine guten Vaterhände,
was DU an Sorge schickst, an Freuden schenkst.

Ich weihe DIR die Meinen, die ich liebe,
damit DU gnädig ihre Wege lenkst.

Ich weihe DIR die Menschen, die ich führe,
führ DU sie einmal in den Himmel ein.

Ich weihe DIR die Arbeit, die ich schaffe,
laß meine schwache Hand gesegnet sein.

Ich weihe DIR die Freude des Erfolges;
in dem ich dankbar Deinen Ansporn seh.

Ich weihe DIR den Ansturm der Versuchung,
gib DU mir Kraft, daß ich ihr widersteh.

Ich weihe DIR mein Herz und, was es einschließt,
ich weihe DIR mein Wollen, gut zu sein.

Komm, mächtger Vater, gib mir Deinen Segen,
bleib bei mir, hilf mir, laß mich nicht allein !

Alfred hatte mir öfters von seinem Bischof mit Worten höchsten Lobes und größter Anerkennung berichtet. Nun kam im vorigen Jahre der Herr Bischof nach Wien, um hier im Rahmen einer Veranstaltung der ACUS (Arbeitsgemeinschaft Christentum und Sozialismus) eine Diskussion zu leiten. Auch ich bin hingegangen und habe mir die sehr harte und engagierte Diskussion angehört.
Nach Schluß der Debatte ging ich zum Diskussionsleiter und sprach ihn auf meinen uns nun vorangegangenen Freund an.
Bei meiner Erwähnung leuchtete sein Antlitz auf und er sagte:

"Eine Seele von einem Menschen - der ganzen Talschaft hat er seinen Stempel aufgedrückt"!

Diesem anerkennenden Wort von so hoher Stelle ist wohl nichts hinzuzufügen.

- - -

XV.) Pfingsten 1963.

Am Abend des Pfingstsonntages 1963 kam ich mit den Meinen gerade von einem Ausfluge heim, als im Rundfunk die Nachricht vom Hinscheiden des Papstes Johannes XXIII. durchgegeben wurde. Wir waren alle tief erschüttert, mir selbst war zumute, als sei mir soeben mein Vater noch einmal gestorben, und meine Frau sagte:

"Nun würde es sich eigentlich gehören, daß wir für den Papst ein Vaterunser beten"!

Natürlich habe ich diesen spontanen Wunsch erfüllt, obwohl über Wert und Wirkung solchen Betens Meinungsverschiedenheiten unter den Theologen bestehen. Als wir damit fertig waren, meinte mein älterer Sohn - er zählte damals elf Jahre und besuchte die erste Hauptschulklasse unserer evangelischen Schule auf dem Karlsplatz im vierten Wiener Gemeindebezirk:

"Aber Vati, der Papst ist doch katholisch"!

Das Kind war von uns nach Absolvierung einer öffentlichen Volksschule in die Hauptschule auf dem Karlsplatz eingeschrieben worden. Seine Religionslehrer sind, soviel ich beurteilen kann, durchaus gewissenhaft gewesen und haben ihren Dienst mit Ernst und Eifer getan. Wie in aller Welt ist nun der Knabe auf den durchaus unevangelischen Gedanken gekommen, es sei irgendwie nicht in Ordnung, wenn ein Evangelischer für einen Katholiken bete ? Was ist an ihm versäumt worden, daß sich solche Ideen in ihm festsetzen konnten ? Sicher darf man einen solchen Ausspruch aus Kindermund auch nicht allzu tragisch nehmen. Dem Knaben fehlte ja noch die Fähigkeit, einen Gedanken bis in seine letzten Konsequenzen logisch zu durchdenken. Wir sollten aber glaube ich doch solch ein Wort als ein ernstes Warnungssignal auffassen.

Eine tapfere, in Westdeutschland erscheinende, evangelische Zeitschrift hat dem verstorbenen Papste damals sogar einen schönen Nachruf gewidmet. In diesem berichtete sie, Papst Johannes hätte, wenn er mit Christen anderer Konfessionen zusammentraf, die Gewohnheit gehabt, ihnen zur Begrüßung die Worte zu sagen:

"Ich bin Joseph, Euer Bruder"!

Dies berichtet sie neben anderen freundlichen Zügen aus dem Leben des Verewigten. Die meisten seiner Besucher mögen nun in solchen Worten wohl nicht mehr gesehen haben, als ein Zeichen brüderlichen Entgegenkommens, das aus dieser Anrede herausklang, war doch der Papst auf den Vornamen Joseph getauft und hieß mitseinem bürgerlichen Namen Giuseppe Angelo Roncalli.

Es könnte aber auch mehr dahinterstecken !

"ICH BIN JOSEPH, EUER BRUDER"!

Mit diesen Worten gibt sich doch der biblische Joseph, der Lieblingssohn des Erzvaters Jakob, der es in Ägypten zum Wesir des Pharao gebracht hat, seinen ungetreuen Brüdern zu erkennen, die ihn in die Sklaverei verkauft haben. Hat vielleicht auch Johannes XXIII. als Kind oder als junger Theologe mit "getrennten Brüdern" Erfahrungen ähnlicher Art machen müssen, sodaß auch er in diesem Sinne sprechen konnte:

"Ich bin Joseph, Euer Bruder !?!"

Vielleicht ist er auf solche Art auf seine große Aufgabe vorbereitet worden, die getrennten Christen einander näher zu bringen.

Von Mahatma Ghandi etwa wird ein solches Erlebnis, ein Erlebnis berichtet, das seinem Leben eine neue Richtung gab:

Dieser stieg einmal noch als junger Mann während einer Reise mit der südafrikanischen Eisenbahn versehentlich in ein Abteil ein, das nur für Weiße reserviert war. Ein rassenbewußter weißer Südafrikaner, der nach ihm eingestiegen war, ließ ihn von dort hinausweisen. Für ihn gehörte der feingebildete indische Rechtsanwalt, der Vertreter einer uralten Kultur, genau so zum "coloured people", er war genau so ein "Farbiger" wie etwa ein Bantuneger, ein Hottentotte, ein Herero oder ein Zulu.

Von diesem weißen Südafrikaner kennt man heute nicht einmal mehr den Namen. Es wird auch jenem sicher in seinem ganzen weiteren Leben niemals die Erkenntnis aufgedämmert sein, daß er mit diesem Vorgehen, das übrigens durch die damaligen und sogar auch durch die heute noch geltenden Gesetze Südafrikas völlig gedeckt war, den unmittelbaren Anlaß, die eigentliche Ursache für den Zusammenbruch der Herrschaft des weißen Mannes in Indien gegeben hat.

Denn dieses "Recht", das er da erdulden mußte, hat den jungen Inder von damals in seinem Innersten so tief verletzt, daß in ihm in diesem Augenblicke der Gedanke des gewaltlosen Widerstandes gegen die britische Weltmacht geboren wurde.

So ist aus dem bis dahin unbekannten indischen Rechtsanwalt der Befreier Indiens von der Herrschaft der Engländer geworden.

--- o ---

XVI. Abschied von einem Bekenner.

Am 21. Mai 1981 starb nach langem, schwerem Leiden der Leiter des Institutes für systematische Theologie an der evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Wien, DDr. Wilhelm Dantine im 71. Lebensjahre. Seinen Dienst als akademischer Lehrer versah er bis zuletzt. Er hielt seine Vorlesungen, solange es ihm physisch möglich war. Als er infolge seiner Krankheit nicht mehr selber reden könnte, hat sein Assistent in Anwesenheit seines Professors im Hörsaal den Text der Vorlesungen verlesen.

Über seine Todesanzeige ließ er das Wort aus Jesaja setzen:

"FÜRCHTE DICH NICHT, DENN ICH HABE DICH ERLÖST, ICH HABE DICH BEI DEINEM NAMEN GERUFEN, DU BIST MEIN"!

Über seinen eigenen Namen aber setzte er in der Anzeige die Ergänzung: "Jesu Christi Peccator". Peccator heißt auf lateinisch ein Sünder, aber auch ein Schuldner. Dantine bekannte sich also als einen Schuldner Jesu Christi !

Auf seinem letzten Wege am 29. Mai begleitete ihn eine große Trauergemeinde. Wie mir gesagt wurde, nahm auch der damalige Justizminister am Begräbnis teil und überbrachte einen Kranz der Republik Österreich mit rotweißroter Schleife. Wie der damalige Wiener Superintendent in seiner Trauerrede erwähnte, war der Verewigte immer ein unbequemer, oft auch ein sehr unangenehmer Verfechter der Wahrheit. Ein Beispiel dafür habe ich sogar selber erlebt: In einer Superintendentialversammlung sagte er einmal:

"Unsere kirchliche Presse war nach 1945 immer darum bemüht, ihren Lesern die wichtigsten Informationen zu verschweigen"!

Dantine entstammte einem Geschlechte französischer Emigranten, war aber kein Hugenotte. Die Familie mußte zur Zeit der französischen Revolution ihr früheres Vaterland aus politischen Gründen verlassen. Der Herr Professor hat mir die Geschichte einmal selber erzählt: Einer seiner Vorfahren hätte sogar um ein Haar den Lauf der Weltgeschichte zu einem bestimmten Zeitpunkt verändert. Er war Chefkoch des französischen Königs Ludwig XVI. und unternahm gemeinsam mit dem damaligen schwedischen Gesandten in Frankreich, einem Baron Erik von Fersen, den Versuch, den König und seine Familie außer Landes zu bringen. Dies war bei den damaligen Verkehrsmitteln nur mit der Postkutsche möglich.

Dieser Versuch scheiterte bekanntlich an der Unvorsichtigkeit des Königs, der nicht bedachte, daß sein Bild auf allen Münzen ersichtlich, also jederman bekannt war und an der Aufmerksamkeit des Postmeisters Drouet von Varennes, der den König trotz dessen Ver-

kleidung erkannte, als dieser - unvorsichtig genug - aus dem Fenster der Postkutsche blickte. Daß aber die Initiatoren eines solchen Unternehmens vom Revolutionstribunal keine Gnade zu erwarten ~~hhhhhh~~ gehabt hätten und daher so rasch als möglich aus Frankreich verschwinden mußten, ist wohl klar.

Ein ganz seltsames Zusammentreffen und eine merkwürdige Fügung der Weltgeschichte aber ist es wohl, daß Prof. Dantines Gattin, eine geborene von Fersen, in direkter Linie von dem damaligen schwedischen Gesandten in Frankreich abstammt. Daß sich Nachkommen von zwei Männern, die in Zusammenarbeit ein so hochpolitisches Unternehmen gestartet haben, wohl sechs Generationen nachher in dieser Weise miteinander verbinden, wird wohl bisher im Laufe der Weltgeschichte auch nicht allzu häufig vorgekommen sein.

Dantines Vater war Jurist und wirkte als Rechtsanwalt in Leoben in der Steiermark. Dort hatte er im Jahre 1934 die heikle, aber auch schöne und dabei durchaus nicht ungefährliche Aufgabe, die nach dem gescheiterten Umsturzversuch des 25. Juli angeklagten Nationalsozialisten vor dem Militärgericht zu verteidigen. Der Verteidiger hat ja die Interessen der Angeklagten zu wahren. So ist es seine Pflicht, den Richtern immer wieder ins Gewissen zu reden, damit auch unter außerordentlichen Verhältnissen dem Haß und der Vergeltung Einhalt geboten und der Gerechtigkeit, soweit es irgend geht, zum Durchbruch verholfen werden kann. Auch das Ausnahmsgericht soll seine Urteile nur auf Grund der geltenden Gesetze fällen. Nun lassen sich aber die Menschen meist nicht gerne ins Gewissen reden. So kann der Verteidiger in solcher Lage selbst leicht in den Verdacht kommen, mit dem "Staatsfeind" zu sympathisieren.

Mein lieber Vater hat mir oft ausführlich über die Schwierigkeiten berichtet, denen sich eine objektive Rechtspflege in aufgeregten Zeiten gegenübersieht. Und in Österreich waren in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts fast stets aufgeregte Zeiten.

Eines von Vaters Beispielen zeigt diese Schwierigkeiten mit besonderer Deutlichkeit: Der Attentäter von Sarajewo war zur ~~Zeit~~ Zeit seiner Tat - am 28. Juni 1914 - noch nicht 20 Jahre alt; darum durfte er nach damaligem österreichischem Recht nicht zum Tode verurteilt werden. Pflicht des Verteidigers war es nun, dies dem Gericht zur Kenntnis zu bringen. Das damalige Gericht hat sich denn auch - vom Standpunkt des Rechtsstaates muß man sagen erfreulicherweise - sogar damals, jedenfalls entgegen einer aufgeregten öffentlichen Meinung an Vorschrift und Gesetz gehalten.

Dantine war der Einzige unter seinen Jahrgangskollegen, der den Nationalsozialismus von Anfang an mit aller Entschiedenheit ablehnte. Das grundlegende Erlebnis, das ihndazu brachte, hat er mir einmal selber geschildert:

In den Zwanziger- und Dreißigerjahren unseres Jahrhunderts war es üblich, daß die evangelische Kirche Österreichs ihre Theologiestudenten jeweils für ein Studienjahr nach Deutschland schickte. So kam auch Dantine im Studienjahre 1932/33, dem Jahre der Machtergreifung Hitlers, an einer der damals berühmten evangelisch-theologischen Fakultäten des Deutschen Reiches.

Im Zuge der damaligen Ereignisse beriefen auch die Nationalsozialisten jener Hochschule Fakultätsversammlungen ein, zu denen alle Lehrkräfte und Studenten erschienen. Im Laufe einer solchen Versammlung bemühten sie sich nun einen ihrer Professoren, der ihnen aus irgend einem Grunde als "untragbar" erschien vor seinen Kollegen und vor seinen Hörern unmöglich zu machen. Was gegen den Armen vorlag, verfügte er über einen oder mehrere nichtarische Großelternteile oder hatte er in seinen bisherigen Vorlesungen nationalsozialistisches Gedankengut bekämpft, wußte Dantine selbst nicht, er sagte mir nur: "Man wollte jenen zur Sau machen"!

Und alle Kollegen des Unglücklichen, der Dekan, die Professoren, Doktoren, Dozenten und Assistenten, saßen mit roten Köpfen dabei, keiner wagte ein Wort des Protestes, denn jeder einzelne zitterte um seine Stellung.

Die ganze Vorgangsweise widerte den Gaststudenten aus Österreich immer mehr an. Endlich konnte sich Dantine nicht mehr zurückhalten. Er stieg auf seinen Sessel und rief in den Saal hinein:

"Was hier gespielt wird, ist eine unerhörte, ganz unglaubliche Schweinerei"!

Einen Augenblick herrschte Totenstille im Saale, dann aber brach ein orkanartiger Beifallssturm los und das Konzept der Veranstalter war empfindlich gestört. Die Rechnung aber wurde dem Rufer noch in derselben Nacht präsentiert. Auf dem Heimwege überfiel ihn eine Rotte von Bösewichtern, die ihn zusammenschlugen. Es fand sich aber auch ein barmherziger Samariter, der ihn zu einem Arzt führte. Am nächsten Tage erschien er dann dick verbunden in der Vorlesung, die Komilitonen aber, die den Zusammenhang kannten, waren rührend nett zu ihm. Was ihn aber dann in der Folge vor Ärgerem rettete, war einzig und allein seine österreichische Staatsbürgerschaft. Für die deutschen Behörden war er damals noch Ausländer. Ein Reichsdeutscher wäre bei dem gleichen Tatbestande sicher auf Nimmerwiedersehen in einem Konzentrationslager verschwunden.

Was lehrt dieses Erlebnis ? Der natürliche Mensch ist ein ängstliches, vor allem auf die Sicherung seiner irdischen Existenz bedachtes Wesen, dies auch dann, wenn er Theologe, Dozent oder Universitätsprofessor ist oder womöglich eine noch höhere Würde erreicht hat. Es muß erst von oben über ihn kommen, dann kann auch aus einem normalen, schwachen Menschen ein Werkzeug Gottes werden, das dann imstande ist, Übeltäter in die Schranken zu weisen. Dies aber ist eine besondere Gnade Gottes, die nicht jedem Menschen geschenkt wird. Mein Freund Jörg hat mir noch lange vor 1938 diesen Vorfall in einer etwas anderen Version geschildert, doch ist der Bericht des unmittelbar Betroffenen selbstverständlich ein viel zuverlässigeres Zeugnis als eine Schilderung, die Jörg nur auf dem Umwege über dritte Personen erreicht haben kann. Jörg hat ja erst das nächste Studienjahr -1933/34- in Deutschland zugebracht.

Daß man auch mich von Dantines Einsegnung verständigte, war eigentlich keine Selbstverständlichkeit; ich gehörte wohl höchstens zum weiteren Bekanntenkreise des Verewigten. Wohl hatte ich ihn einige Male in Angelegenheiten unserer Kirche angeschrieben, er hatte meine Fragen immer ausführlich und erschöpfend beantwortet, und war bereitwillig auf meine Anliegen eingegangen. Einige Male hatten wir uns auch in einem Kaffeehause getroffen; dabei hatten wir in Manchem eine Übereinstimmung unserer Ansichten feststellen können.

Mit zunehmendem Alter nimmt die Zahl der Begräbnisse, an denen man eigentlich teilnehmen sollte, immer mehr zu und zwingt zu Beschränkungen. Soviel ich beurteilen kann hätte ich mit einem herzlichen Beileidschreiben meiner Pflicht vollkommen genügt. So weiß ich heute nicht mehr, was mich dann doch dazu bewog, daran teilzunehmen. Dort aber erlebte ich eine Überraschung: Ich traf nämlich den Schulkollegen samt Gattin, deren tragisches Schicksal ich auf S. 207 geschildert habe, ihn, der nach dem 13. März 1938 mit seiner tapferen Gattin nach Frankreich geflüchtet war. Natürlich fragte ich ihn sogleich nach seiner Beziehung zu Prof.Dantine und erfuhr von ihm:

"Meine Gattin und Frau Dantine waren Schulkolleginnen."

Damit war meine Neugier zunächst zufriedengestellt; die eigentliche Überraschung aber erlebte ich dann bei unserer nächsten Schulzusammenkunft, bei der wir uns wieder begegneten. Da sagte er mirs genauer:

"Meine Frau ist nämlich evangelisch und sie war bei den Kreuzfahrern"!

"Weißt Du", fuhr er dann fort, "die Kreuzfahrer, das war solch ein evangelisch-kirchlicher Jugendverein mit nationalsozialistischer Schlagseite"!

Das war nun für mich eine echte Erschütterung.

Die Gattin meines Schulkollegen, dessen tragisches Schicksal mir nun schon seit langem bekannt war, ist also auch bei den -Kreuzfahrern gewesen. Ich konnte ihm nur erwidern:

"Über die Kreuzfahrer brauchst Du mir nichts zu erzählen. Über sie weiß ich genug - auch ich bin ja dabei gewesen"!

Das war nun wieder für ihn eine Überraschung.

In den Kreisen der Kreuzfahrer war zu meiner Zeit die Trennung nach Geschlechtern streng durchgeführt. Damals hatte ich kaum Kontakt mit weiblichen Bundesangehörigen; so kann ich auch kaum etwas über deren innere Haltung aussagen. Sie wird sich aber kaum von der der männlichen Bundesglieder unterschieden haben. Da das logisch-kritische Denken normal eher Männersache ist, so kann man wohl annehmen, daß die Normalkreuzfahrerin, woferne sie nationalsozialistischen Gedankengängen zuneigte, hier noch radikaler und fanatischer war als der Normalkreuzfahrer. Umso größer ist das Wunder, daß es unter ihnen allen doch wenigstens eine Einzige gab, der es geschenkt war, eine solche schreckliche Prüfung durchzustehen und zu überleben.

Die Ärmste muß wohl in ihrer Verwandtschaft und in ihrem ganzen Bekanntenkreise von allem Anfang an schwerstes Ärgernis hervorgerufen haben. Schon, daß sie einen Katholiken heiratete und sich sogar katholisch trauen ließ, wird in ihren Kreisen sicher übel vermerkt worden sein. Die Trauung nahm damals der katholische Katechet unserer Mittelschule vor; dieser wurde später an die Stephanskirche geholt und brachte es bis zum Prälaten.

Daß sie aber auch dann noch treu zu diesem Gatten hielt, als sich dessen ihr vorher unbekannte nichtarische Abkunft herausgestellt hatte und daß sie diesem sogar auf seiner Flucht ins Ausland nach Frankreich folgte, hat sicher unter sämtlichen Nationalsozialisten ihrer Bekanntschaft Entsetzen und Empörung hervorgerufen.

Das Schrecklichste für sie aber müssen wohl die Kriegsjahre nach ihrer Zwangsheimkehr nach Wien gewesen sein, die Jahre, da sie mit ihren Kindern, auf denen nun nach damaligen Begriffen der Makel ihrer Abstammung ruhte, auf ihren Gatten wartete. Niemand konnte ja damals wissen, ob dieses Warten überhaupt einen Sinn hatte, ob sie sich je wiedersehen würden. Daß sie mit den Kindern diese Zeit überhaupt durchstehen konnte, ist ein weiteres Wunder. Daran, was sie in diesen Jahren von fanatischen Bekannten zu hören bekommen haben wird, wollen wir lieber gar nicht denken. In dieser Zeit, da ein unbedachtes Wort einem Menschen das Leben kosten konnte, mußte sie wohl alles still über sich ergehen lassen.

Dann aber war dieser Prüfung endlich vorbei und sie durften einander wiederhaben. Lange Jahre glücklichster Ehe wurden ihnen geschenkt, es war wie ein Märchen, von Gott selber geschrieben. Zur Fünfzigjahrfeier unserer Matura, die wir mit unseren Gattinnen zusammen im Jahre 1980 begingen, kamen sie natürlich Beide.

Unsere Begegnung bei der Einsegnung von Prof. Dantine hielt hielt ich für einen Wink von oben, nun auch diesem Schulkollegen ein Exemplar meiner "Beichte" in der Fassung von 1975, das ich gerade übrig hatte, zuzuschicken.

Leider erkrankte er kurze Zeit später schwer und mußte mehrere schwere Operationen über sich ergehen lassen. Nach einer längeren Zeit schwerer Sorgen hieß es, es ginge ihm nun besser. Damals schrieb er mir auch einen sehr feinen Brief über die Arbeit, die ich ihm übergeben hatte und deutete an, er hoffe, nun bald wieder zu unseren Schulzusammenkünften kommen zu können, da könnten wir dann ausführlicher darüber sprechen.

Gott hatte es anders beschlossen: Bald darauf trat eine neuerliche Verschlechterung ein und dann kam mir eines Tages die Trauernachricht ins Haus. Über die Todesanzeige hatte die Witwe wohl über Wunsch des ihr vorangegangenen Gatten das Wort aus der Offenbarung des Johannes schreiben lassen: SIEHE, ICH MACHE ALLES NEU !

Am 15. Februar 1983 hatte sich auf dem Heiligenstädter Friedhofe eine große Trauergemeinde eingefunden, um den Verewigten auf seinem letzten Wege zu begleiten. Auch Prof. Dantines Witwe war gekommen, aber auch vier überlebende Kollegen unseres Maturajahrganges waren erschienen, um unserem Kollegen den letzten Liebesdienst zu erweisen.

Nun wartet er drüben auf seine Gattin, sie aber wartet hier auf die Stunde ihrer Wiedervereinigung. Dann wird nichts mehr sie trennen, sie werden für immer vereint sein und GOTT WIRD ABWISCHEN ALLE TRÄNEN VON IHREN AUGEN.

Freuen wir uns darüber, daß es auch einer Kreuzfahrerin geschenkt wurde, solch schreckliche Prüfungen heil und ohne Schaden zu überstehen.

Ein Gedanke hat mich bei alledem noch besonders erschüttert: Wäre ich am 29. Mai 1981 nicht zu Prof. Dantines Begräbnis gegangen, so hätte ich wohl nie in diesem Leben erfahren, daß meines Maturakollegen tapfere Gattin bei den Kreuzfahrern gewesen ist.

- - -

XVII.) EIN biblisches Gleichnis.

Wenn der HERR uns Kreuzfahrern das Gleichnis vom barmherzigen Samariter erzählt hätte, welche Personen hätte ER da wohl auftreten lassen, um uns an Herz und Gewissen zu rühren ? So manchem von uns wäre es wohl gar nicht nahe gegangen und hätte ihn innerlich kaum berührt, wenn er etwa hätte hören müssen:

"ES BEGAB SICH ABER OHNGEFÄHR, DASS - ein Pfarrer, ein Senior, ein Oberkirchenrat - DIESELBE STRASSE HINABZOG..."

Viele von uns wären erst unruhig geworden, wenn sie etwa gehört hätten:

"Des Weges kam - ein Ortsgruppenleiter der N.S.D.A.P. ein S.A. Gruppenführer, ein S.S.Obersturmführer - UND DA ER IHN SAH, GING ER VORÜBER..."

Bei der zweiten Person wäre es leichter gewesen, uns zu treffen, Da hätte ER wohl gesagt: "DESGLEICHEN AUCH - ein Kreuzfahrer."

Bei der dritten Person hingegen wäre eine große Auswahl möglich gewesen - es gab eine Menge von Personengruppen, die von uns verachtet wurden, so wie die Juden die Samariter verachteten. Da hätte uns etwa gesagt werden können: „ES KAM DARIN - eine tschechische Hausmeisterin, ein jüdischer Rabbiner aus Tarnopol oder Sadagora - für viele von uns auch ein Jesuit oder eine Ordensschwester - für andere wieder - ein Zulukaffer, ein Hottentotte oder ein chinesisch-malaiischer Mischling - GING ZU IHM, VERBAND IHM SEINE WUNDEN UND GOSS DREIN ÖL UND WEIN.... FÜHRTE IHN IN DIE HERBERGE UND PFLEGTE SEIN...."

Und, wenn ER dann auch noch den Ort verändert und uns etwa gesagt hätte:

"ES WAR EIN MENSCH, DER GING ...von Wien nach Tullnerbach-Preßbaum, von Graz in die Soboth, von Klagenfurt über Maria Rain zur Hollenburg oder von Villach nach Landskron..."

dann hätten wir wohl alle empört aufgeschrien:

"Bei uns gibt es doch keine Räuber und keine Mörder"!

Vielleicht hätte uns dadurch die Erzählung ein solches Ärgernis bereitet, daß die entscheidende Frage dann gar nicht mehr an unsere Ohren gedrungen wäre:

"Welcher dünkt Dich, DER UNTER DEN DAHIEN DER NÄCHSTE SEI GEWESEN, DEM, DER UNTER DIE MÖRDER GEFALLEN WAR ?"

geschweige denn, daß wir die Antwort darauf gewußt hätten, die damals sogar die Pharisäer geben konnten:

"DER DIE BARMHERZIGKEIT AN IHM GETAN HAT"!

= = =

29

AUSKLANG

Ich bin nun am Ende. Daß meine Erlebnisse bei und mit den Kreuzfahrern so und nicht anders aussehen, betrübt mich selbst wohl am meisten. Wie gerne wüßte ich zu berichten, wir wären wirklich eine verschworene Gemeinschaft gewesen, eine Gemeinde der ersten Liebe, eine Schar, von der man mit Recht hätte sagen können:

"Seht, wie haben sie einander so lieb"!

Wie gerne wollte ich weitersagen, wir wären eine Gemeinschaft gewesen, deren brüderliche Liebe die der urchristlichen Gemeinden von Jerusalem über Ephesos bis Rom noch übertroffen hätte, aber leider - es war nicht so !

Bin ich selbst aber nun der, der auf die Anderen mit Steinen wirft, obwohl er selber im Glashause sitzt, bin ich der Verkläger meiner Brüder, bin ich der Heuchler, der dem Anderen die Splitter aus ihren Augen ziehen will und der dabei des Balkens im eigenen Auge nicht gewahr wird, bin ich der Schalksknecht, der, nachdem ihm seine große Schuld von 10000 Talenten erlassen worden ist, hingeht und seinen Bruder anspringt, der ihm 100 Denare schuldet, der ihn würgt und der nun von ihm diese kleine Schuld mit Gewalt eintreiben will ?

Ich habe mich, so gut ich konnte, bemüht, auch meine eigene Tätigkeit bei den Kreuzfahrern in keiner Weise zu beschönigen. Ich weiß es ja nur zu genau, daß ich selbst um kein Haar besser war und bin als die Anderen. In den Jahren vor 1933 war ich vielleicht wilder und schlimmer als sie alle. Damals habe ich möglicherweise durch mein böses Beispiel manchen dazu verführt, den Weg des Verderbens zu gehen. Daß ich schließlich davor bewahrt geblieben bin, ist nicht mein Verdienst, sondern nur allein Gnade von oben - SOLA GRATIA !

Ob mein Streben nach historischer Wahrheit erfolgreich gewesen ist, ob mein Bemühen, auch mich selbst in diesen Berichten nicht zu schonen, in diesen Zeilen mit hinlänglicher Klarheit zum Ausdruck kommt, kann ich selbst nicht beurteilen. Ich bitte aber jeden Kreuzfahrer, der diese Blätter in die Hand bekommt und bis hierher liest, mir seine Gedanken über diesen Punkt der Wahrheit gemäß mitzuteilen.

Was endlich den Schalksknecht betrifft, so glaube ich, daß uns dieses Gleichnis eher eine Anweisung für die Zukunft als eine Lehre für die Gegenwart geben will. Wir Menschen sind ja doch hier auf Erden in vielen, wenn nicht in den meisten Fällen gar nicht

dazu imstande, die Taten unserer Mitmenschen und ihre Auswirkungen auf unser Leben richtig zu beurteilen und zu bewerten. Wenn mich beispielsweise ein Kollege bei meinem Chef oder bei meinem Direktor verleumdet und ich daraufhin meinen Posten verliere, so merke ich doch bloß die Wirkung, über die Ursache kann ich ja nur Vermutungen anstellen. In einem solchen Falle weiß ich ja nicht einmal genau, wem ich eigentlich mein Unglück zu verdanken habe:

Es kann der Kollege dahinterstecken, der mir von allem Anfang an seinen bösen Willen und seine Feindschaft offen und unverhüllt gezeigt hat, es kann aber auch jener andere gewesen sein, der mir stets freundlich entgegengekommen ist, sodaß ich schon meinte, ich hätte in ihm einen wirklichen Freund gefunden, dem ich voll vertrauen könne, und der mir dann vielleicht - wie es die Bauern in ihrer drastischen Sprache so treffend ausdrücken - "das Hackel ins Kreuz gerannt hat".

In der Sprache des Gleichnisses ausgedrückt: Ich weiß es ja hier auf Erden gar nicht, ob der, von dem ich glaube, daß er mir 100 "Groschen" schuldet, mir nicht vielleicht nur 80 oder gar nur 50 "Groschen" schuldig ist. Möglicherweise ist er mir auch überhaupt nichts schuldig und es ist ein anderer, dem ich etwas schuldig geblieben zu sein glaube, der mir aber in Wirklichkeit 200 oder gar noch mehr "Groschen" schuldet.

Erst dann, wenn wir ERKENNEN WERDEN, WIE WIR ERKANNT SIND", wird es uns möglich sein, sowohl unsere eigenen Taten, als auch das, was unsere Mitmenschen an uns getan haben, richtig zu bewerten und zu beurteilen. Darum glaube ich, daß wir alle neben unserer Hauptrolle als Angeklagte auch eine Nebenrolle als Privatbeteiligte zu spielen haben werden. In unserem Gerichtsverfahren ist der Privatbeteiligte jener Mensch, der durch den Übeltäter geschädigt worden ist und der dann nach dessen Verurteilung mit seinen Schadenersatzansprüchen auf den Zivilrechtsweg verwiesen wird.

So werden wir , glaube ich, dann alle einmal gefragt werden, ob wir gewillt sind, von denen, die uns Böses angetan haben, die "100 Groschen" entweder selbst einzutreiben oder sie eintreiben zu lassen. Wenn uns aber diese Frage einmal gestellt wird, dann sollte und dürfte es für einen jeden von uns nur die eine, einzige Antwort geben:

"Nein, HERR, erbarme Dich über sie alle und vergib ihnen gnädig alle ihre Bosheit ! Denn das Böse, das sie an mir taten oder zu tun gedachten, hast Du ja in Deiner Gnade in Gutes verwandelt und, wenn einer Gutes an mir versäumt hat, so hast Du in Deiner

Gnade mir andere Werkzeuge Deiner Huld gesandt, sodaß mir Deine Wohltat dennoch zuteil werden konnte. Darum vergib ihnen in Gnaden, so wie auch ich nur auf Deine Gnade hoffen kann"!

In meinem Geburtsorte Zastavna in der Bukowina - der Ort lag nicht weit vom Dnjestr, dem Grenzfluß der damaligen Österreichisch-ungarischen Monarchie gegen das damals zaristische Rußland entfernt - zog einmal im Jahre - es muß wohl am großen Versöhnungstage gewesen sein - die jüdische Gemeinde des Ortes zum großen Teich am Rande des Dorfes. Dort warfen sie alle symbolisch ihre Sünden in das Gewässer. Meine Mutter hat mir oft erzählt, wie sie vom Fenster unserer damaligen Wohnung aus diesen für sie, die gebürtige Wienerin so fremdartigen Zug beobachten konnte.

Und so seien denn auch alle Lieblosigkeiten und Verkehrtheiten der Kreuzfahrer versenkt in das Meer der Barmherzigkeit Gottes, welche größer ist als alle Bosheit der Menschen von Adams Fall bis an den Jüngsten Tag.

- - -